

P. o. gall. 2433 h



Digitized by Google

<36634999470015

S

<36634999470015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Neue Erzählungen

nach

Erckmann-Chatrian.

Mit

Vor- und Nachwort

von

Karl Braun (Wiesbaden).



Berlin, 1872.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erckmann-Chatrian Erzählungen

41 g

Digitized by Google

Digitized by Google

An

Frau Babette Goerz

in Mainz

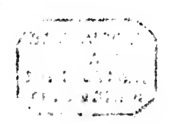
schickt Vor- und Nachwort

mit freundlichem Gruße an das ganze Haus

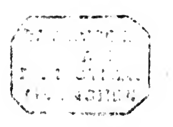
Bayerische Staatsbibliothek München

K. B.

Digitized by Google



Digitized by Google



Etwas über „Dorfgeschichten".

Statt Vorwort.

Von

Karl Braun (Wiesbaden).

„Unsere Literaten kitzeln und kratzen nur ihr Publikum an den krankhaft erhitzten, aber halbheilen Stellen, aber sie rühren ihm nicht an das Eingeweide; hier und da an's Gehirn, aber nicht an's Herz.

Die gründlichsten Literaten stehen in einem nur sehr oberflächlichen Rapport mit den schulgebildeten Leuten und in gar keinem tieferen Kontakt, in keiner natürlichen Wahlverwandtschaft zum Volk.

Selbst die populärsten Schriften sind immer noch durch eine Kluft vom Volke getrennt. Zum Volke soll ein Mann aus dem Volke sprechen. Aber ein Individuum des Volks fühlt immer nur ein individuellstes Leben, Glück und Leid; es bewegt sich nur im engsten Kreise und findet nie den vollendeten Ausdruck für das, was es fühlt, weil es die Form selbständig erschafft, und nicht

Digitized by Google

wie der Literat von der Literatur erborgt. Was daher im Volksschooße erzeugt wird, muß Jahrhunderte von Mund zu Munde gehen, wie einst die griechischen Rhapsodien, die deutschen Volks-Märchen und Sprichwörter, bis sie endlich als eine Gesammtarbeit von irgend einem hervorragenden Genius, einem Homer und Moses, einem Salomon, als Ganzes zusammengefaßt wurden.

Was unsere Poeten und Volksschriftsteller schreiben, sind Naturbeschreibungen vom Volke für die Gebildeten, wie z. B. die Dorfgeschichten, in denen sich das Volk weder spiegeln kann, noch soll, oder will."

* * *

So sagt Bogumil Goltz in seinem höchst lesenswerthen Buche „Physiognomie und Charakteristik des Volks." Schon der Titel des Buches giebt ein Bild von dem Wesen des Autors. Dieser Titel müßte entweder heißen „Die Physiognomie und der Charakter des Volks" oder „Physiognomik und Charakteristik des Volks." Goltz springt aus einem Titel in den andern über. An derselben Verwechselung leidet seine Kritik der deutschen Dorfgeschichte. Die wissenschaftliche Untersuchung des Volks, oder eines Volks oder eines Volksstammes hat eine andere Methode, andere Mittel und andere Ziele, als der Versuch, ein künstlerisch abgerundetes Bild aus dem Volksleben zu Stande zu bringen. Die Untersuchung beruht auf anatomischen, die Darstellung auf physiologischen Grundlagen,

die Untersuchung auf Analysis, das Bild auf Synthesis; und wenn Bogumil Goltz von dem Bild verlangt, es solle auch die Einzelnheiten der Untersuchung reproduciren, so verlangt er etwas Unmögliches.

Bogumil Goltz und W. H. Riehl haben uns treffliche Untersuchungen und Forschungen über das deutsche Volk geliefert. Goltz in Betreff der preußisch-polnischen Stämme im äußersten Nordosten, Riehl in Betreff der fränkisch-alemannischen Stämme im Südwesten des deutschen Vaterlandes. Nichts kann uns einen besseren Begriff von der großen Mannigfaltigkeit und doch zugleich einheitlichen Grundsubstanz der deutschen Bevölkerung geben, als wenn man die Schilderung, welche Goltz von den westpreußischen Bauern an der Weichsel, und die, welche uns Riehl von dem fränkisch-alemannischen Bauern am Rhein oder in der bairischen Pfalz giebt, mit einander in Parallele setzt. Aeußerlich kann es wohl keine verschiedeneren Geschöpfe Gottes geben, als diese beiden Arten deutscher Landwirthe; und doch, Riehl und Goltz, welche Beiden in die innersten Falten ihrer Seele geschaut, erzählen uns einzelne Züge und Beobachtungen, welche vollständig übereinstimmen, welche also dem Bauer überhaupt und namentlich den deutschen Bauern spezifisch und gemeinsam sind.

Neben diesen beiden Analytikern haben wir eine glänzende Reihe künstlerisch-synthetischer Darstellungen. Es

lohnte der Mühe, die moderne deutsche Literatur einmal vom provinziellen, oder wenn man lieber so sagen will, vom partikularistischen Standpunkte aus zu betrachten. Von diesem Standpunkte aus tritt uns die auffallende Erscheinung entgegen, daß viele unserer besten Romane, Novellen und Erzählungen einen streng lokalen Charakter tragen, daß es in der Regel die Heimath des Dichters ist, in welche uns seine Dichtung führt, und daß es die Schilderung von Natur, Land und Leuten dieser engeren Heimath ist, welche dem Kunstwerk seine Grundlage giebt.

Da sehen wir Immermann sich auf der rothen Erde bewegen, auf welcher er uns jene ruhigen und schweigsamen und doch so entschlossenen und schneidigen Westfalen schildert, — dieselben Westfalen, welche unter Hermann den Varus auf das Haupt schlugen und die heute noch singen:

— „Hermen (Herman) schlag Lärmen,
Laß pipen, laß trummen.
Der Varus will kummen,
Mit Spießen und Stangen,
Will Hermen uphaugen.

Un Hermen schlug Lermen,
Ließ pipen, ließ trummen.
Die Fürsten, sin kummen
Mit all' ihren Mannen,
Ha'n Varus uphaugen." *)

*) Philologisch-antiquarische Gewissenhaftigkeit zwingt mich, zu bemerken, daß ich in der Regel den Text dieser alten Verse, die jetzt

Da führt uns Auerbach in den nadelholzduftigen Schwarzwald unter seine gemüthlichen, spruch- und liederreichen und doch so schlauen fränkisch-schwäbischen Dorfbewohner. Gutzkow schildert uns die geistigen Fluctuationen seiner Vaterstadt Berlin, Fritz Reuter hat Mecklenburg zum Domanium; sein etwas weitspuriger und doch so amüsanter, schalkhafter und dabei grundehrlicher Entspektor Bräsig kann mit vollem Rechte sagen: „Non omnis moriar.“ Otto Ludwig führt uns in die lieblichen Berge Thüringens, zu einer harmlosen und gutmüthigen, frischen und frohen Bevölkerung, unter welcher sich nur ausnahmsweise eine gewisse Rückhaltigkeit und Tücke in Folge der engen Verhältnisse entwickelt. Freytag schildert uns Leipziger Professoren und Handwerker, Breslauer Kaufleute und Proletarier, schlesischen Adel und polnische Revolutionshelden, mit einer Anschaulichkeit und Treue, welche nur das Produkt der gewissenhaftesten provinziellen und lokalen Studien sein kann. Der Dichter und Philosoph Melchior Meyr in München, der uns kürzlich durch den Tod entrissen worden, malt Personen und Zustände im

noch in Westfalen die Jugend singt, in der Form gehört habe: „Hermen, sla Dermen“, oder auch: „Hirmen, sla Dirmen“. Ein westfälischer Antiquarius behauptet, „Dermen“ oder „Dirmen“ bedeute ein musikalisches Instrument mit Darmsaiten. Ich kann die Möglichkeit nicht bestreiten. Darmsaiten, Pfeifen und Trommeln vermögen ohne Zweifel ein recht schönes Ensemble zu bilden.

Digitized by Google

Ries, einem Landstrich zwischen den jetzigen Königreichen Würtemberg und Baiern, mit Vorliebe und Wahrheit. Franz Ziegler, der leider bis jetzt sich noch nicht hat entschließen können, seine vortrefflichen Schilderungen, Erzählungen und Novellen zu einer Sammlung zu vereinigen, ist gleichsam der Entdecker der poetischen Mark Brandenburg. Er weiß diesen auf den ersten Blick etwas einförmigen Gegenden, in welchen man sich jedoch mit jedem Tage heimischer und wohler fühlt, allen Zauber der Poesie abzugewinnen, ohne im Geringsten von der Wirklichkeit abzuweichen. Die stille, langgestreckte Haide, auf welcher man nichts hört, als den Schrei des Kibitz, oder wie in weiter Entfernung die Wagenräder im Sande mahlen, oder wie ein Tannenzapfen oder gar eine Kiefernadel vom Baum fällt; den Moorgrund, welcher mit seiner trügerisch grünen Decke den grundlosen Moder verdeckt, der sein Opfer mit dem zähen Bruchschlamm überzieht und unrettbar in die ewige dunkle Tiefe zieht; die blauen Seen und Flüsse, mit den fetten Wiesen und den dunklen Wäldern, deren hohe Stämme golden in der Abendsonne glühen; das märkische Land und die märkischen Leute, dieses harte und ausdauernde, fleißige und sparsame, kluge und schweigsame, egoistische und doch hoch patriotische Geschlecht von Soldaten und Landwirthen, die moralischen und politischen Konflikte, die sich hier gestalteten in dem Aufeinanderplatzen des altpreußischen Absolutismus und der Idee des

modernen Staats, — Konflikte, welche nirgends mit einer solchen Ausdauer und Hartnäckigkeit (um nicht mehr zu sagen) ausgefochten worden sind, als hier in dieser kernfesten, rücksichtslosen und entschlossenen Rasse, — Alles das weiß Niemand so zu schildern, wie der geistreiche Oberbürgermeister der alten Stadt Brandenburg; und wenn sich ein Süddeutscher unterrichten will, wie das Land beschaffen ist, worin die jetzige Hauptstadt des Deutschen Reiches liegt, dann soll er sich nicht bei den landläufigen Redensarten von des „heiligen Römischen Reichs Streusandbüchse" oder gar bei den finnisch-lettisch-wendisch-slavisch-masurischen Phantastereien des preußenfresserischen Schutzzöllners Moritz Mohl in Stuttgart beruhigen, sondern nach Ziegler's Novellen greifen. Da hört er die Wahrheit, und zwar die poetische und zugleich doch reale Wahrheit, wie sie nur Jemand verkünden kann, der Dichter, Jäger, Oberbürgermeister, und dabei das Alles spezifisch märkisch in der höchsten Potenz ist. Neben diesem modernen Novellisten steht ein Dichter ersten Ranges, ein Erzähler historischer Romane aus der märkisch-preußischen Vergangenheit. Wie Ziegler die Mark im modernen Sonnenschein der Kultur, so malt sie Willibald Alexis im Zwielicht der Vergangenheit, im Winter, in den Aequinoktialstürmen; im Kampfe zwischen Barbarei und Civilisation; im Kampfe mit der Ungunst des Klimas und des Bodens, mit den wilden Thieren und den wilden

Digitized by Google

Menschen; im Kampfe für die eigene Existenz und die Unversehrtheit, Freiheit und Einheit des deutschen Vaterlandes. Denn, mag sich unser Stammesstolz noch so sehr dagegen empören, wir können die Wahrheit nicht leugnen: Wir, die älteren deutschen Stämme, Franken und Schwaben, haben das Reich schändlich verlottert und zum Kampfplatze und Kampfpreise der Fremdlinge werden lassen. Die Mark Brandenburg dagegen hat die spanischen Habsburger, die Franzosen und die Schweden hinausgeworfen und unsere Grenzen gerettet. Die arme kleine Mark hat die Gründungskosten des neuen großen Reichs seit zweihundert Jahren bestritten.

Doch machen wir keine Politik, kehren wir zurück zu den provinziellen und lokalen Stoffen und Farben der erzählenden Dichtung in Deutschland. Reihen wir dem scharfen, klaren und wahren Ziegler und dem düstern Alexis, bei welch' letzterem sich manchmal die Personen kaum von dem dunklen Hintergrunde abheben, so daß man nicht weiß, ob es Nebel ist oder Menschengestalten, reihen wir ihnen als Dritten Friedrich Spielhagen an, der auch Preuße ist und sich in seinen glänzenden Romanen ebenfalls auf preußischem Boden bewegt, und zwar entweder in der sich immer großstädtischer entfaltenden „Metropole", oder am baltischen Meere, an der deutschen Ostsee, in Neuvorpommern, auf Rügen und andern dortigen Inseln und Inselchen. Auch hier kann mancher Süd- und West-

deutsche, welcher bei dem Namen „Pommern" die Achseln zuckt, lernen, welch' schöne Landschaften und welche markige Bevölkerung die Provinz birgt. Wo findet man eine so hellblaue See mit so bergigen und malerischen Ufern und so lauschig duftigen Buchenwäldern unmittelbar über dem Strande des Meeres?

Der kürzlich verstorbene Abgeordnete A. Oppermann hat uns einen neunbändigen Roman hinterlassen, betitelt „Hundert Jahre". Man mag von ästhetischem Standpunkt vielleicht Mancherlei an diesem Werke auszusetzen haben und die Aufgabe, eine verwickelte Geschichte mehrerer Familien vier oder fünf Generationen hindurch, während eines ganzen Jahrhunderts künstlerisch darzustellen, für eine schwere, ja für eine unlösbare halten. Aber eine Aufgabe hat Oppermann wirklich gelöst, und vielleicht war sie für ihn die wichtigste, — nämlich die Schilderung von Land und Leuten, die Darstellung der auf einander folgenden Stadien der Kulturentwickelung in den alten niedersächsischen Landen, von welchen ein Theil seit dem Aufkommen des Welfenthums den Namen „Hannover" führt. An der unteren Weser, auf den bäuerlichen Meierhöfen, auf den adligen Landsitzen, in den Schreibstuben, bei den Geistlichen, unter den Handwerkern, welche vom Zunftdrucke leiden, auf der Universität Göttingen mit ihrem hohen, wissenschaftlichen Streben und der starken Zugabe pedantisch-verzopfter nepotisch-hierarchischer Bureaukratie,

unter den Studenten und Professoren, unter den Publicisten und Literaten der dreißiger und vierziger Jahre, — da ist Oppermann zu Hause, wie kein zweiter; und man kann für dieses Gebiet und namentlich für niedersächsisches Rechts- und Volksleben, Kultur und Sitte, für Politik und Geschichte Hannovers und Zubehör, wahrlich aus diesem Roman mehr lernen, als aus ein Paar Dutzend fabrikmäßig zugeschnittener sogenannter „Geschichtswerke". Die „Hundert Jahre" sind in den Partien, welche in Amerika, in Wien und Neapel spielen, von zweifelhafterem Werthe. Aber sobald Oppermann auf norddeutschen Boden zurückkehrt, gleicht er jenem fabelhaften Riesen der Vorwelt, dessen Kräfte sich verzehnfachten, sobald er die treue Mutter, die heimische Erde berührte.

Wir sehen also alle Provinzen und alle Stämme vertreten: Berlin von Gutzkow und Spielhagen, die Mark Brandenburg von Ziegler und Alexis, Pommern von Spielhagen, Ost- und Westpreußen von Goltz, Posen und Schlesien von Freytag, Obersachsen von demselben, Niedersachsen von Oppermann, Schwaben von Auerbach, Baiern von Meyr, Westfalen von Immermann, Mecklenburg von Reuter, Thüringen von Ludwig, Franken- und Alemannen-Land von W. H. Riehl. Und dieses Uebermaß an Partikularismus ist so vortrefflich gerathen, daß auch der strengste politische Unitarier nichts dagegen ein-

zuwenden vermag. Im Gegentheil; sein Herz erfreut sich daran. Denn es ist der beste Beweis, daß wir nicht Ursache haben, uns vor der Einheit zu fürchten, und daß uns „die Mannigfaltigkeit in der Einheit“ gleichsam angeboren und deshalb für alle Zukunft zugesichert ist. Man schreit soviel über die militärisch-büreaukratisch-fiskalische Centralisation Preußens. Hat Preußen denn etwa seine Provinzen nivellirt und ihres ethnographisch-historischen Individualismus entkleidet? Hat nicht jede Provinz ihren eigenthümlichen Charakter bewahrt, berechtigte und selbst unberechtigte Eigenthümlichkeiten mit einbegriffen? Können wir nicht das leichtlebige Rheinland, das ernste Westphalen, das gemüthliche Thüringen, das regsame Sachsen, das humoristische Pommern, die schweigsame und schneidige Mark, das liederreiche und frohmüthige Schlesien, das umständliche und gesangesarme Ostfriesland, („Frisia non cantat“ heißt es seit Alters) auch heute noch sehr wohl unterscheiden? Und haben wir nicht im übrigen Deutschland noch das fromme und fleißige Obersachsen, das zähe und taktfeste Niedersachsen, das pathetische und klügelnde Schwaben, die phantasiereichen Franken, die bilder-, sprichwort- und melodienreichen Alemannen? Kurz, wer zählt die Völker, nennt die Namen? Und trotz all' der Verschiedenheit in Dialekt, Tracht, Sitten und Gebräuchen, Alle eins in der Sprache, in der Gesinnung, in der Kultur und in der Weltanschauung. Das ist Deutschland!

Digitized by Google

Diese Art Partikularismus wollen wir uns bewahren. Denn er ruht auf dem Gesetz, daß jeder Theil sich möglichst vollkommen entwickele und bilde, damit er desto besser dem Ganzen zu dienen vermöge. Es erinnert das an Friedrich Rückert's herrliche Strophen:

„Möge Jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten.
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

* * *

Ich gebe zu, der Ausdruck „Dorfgeschichten" paßt nicht ganz für den Gegenstand, den ich behandle. Die Schilderung der Stammeseigenthümlichkeiten und der noch nicht von der generellen Kultur nivellirten ursprünglichen Volkscharaktere muß sich nicht gerade auf das „Dorf" beschränken. Es giebt einzelne abgelegene Landstädtchen, wo sich dergleichen besser conservirt hat, als in jenen größeren Dörfern des westlichen Deutschland, welche an der allgemeinen Heerstraße der Touristen und Nomaden liegen und dadurch — ich möchte sagen: — europäisch oder gar universell inficirt sind. Gleichwohl möchte ich den Ausdruck „Dorfgeschichten" nicht ganz aufgeben. Denn die ländliche Bevölkerung ist mehr an den Boden, oder wenn man lieber will, „an die Scholle" gefesselt, als jede andere. Sie ist weniger den Fluctuationen unterworfen und daher mehr geeignet, die Rolle der „prisca gens mor-

talium“ zu übernehmen, welche ihr Horaz in seinem „Beatus ille“ schon zutheilt. Dazu kommt, daß sie weniger der Einwirkung von Außen preisgegeben ist, als der Gewerbestand. Der Handwerksgeselle wandert, und während seiner Wanderung eignet er sich nicht blos die Tugenden der fremden Länder an, wozu ihm indessen oft die nöthigen Voraussetzungen fehlen, sondern auch die Untugenden. Jedenfalls bringt er fremde Elemente und Gährungsstoffe mit nach Hause, und deshalb bewahren Städte weniger treu ihren lokalen Charakter, als Dörfer.

Den deutschen Kultur- und Sittenschilderern, deren ich in meinem ersten Aufsatze gedachte, muß ich nun einige nichtdeutsche anreihen, welche gleichwohl specifisch deutsches Volksleben in vollendeter Weise darstellen, einen Schweizer, der Deutsch, und zwei Pariser, die Französisch schreiben. Jedermann wird errathen, daß ich unter dem erstgenannten den Berner Pfarrer Bitzius meine, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf eine Zierde der deutschen Literatur geworden, und unter den letztgenannten die Herren Erckmann und Chatrian, die berühmten Verfasser von „Le conscrit de 1813 — Waterloo — Madame Thérèse ou les volontaires de 1792 — le blocus — l'invasion — l'homme du peuple.“ Die letzteren sind Franzosen und lieben ihr französisches Vaterland eben so lebhaft, wie wir unser deutsches. Wenn wir aber den Einfluß abziehen, welchen dieser Standpunkt auf ihre Auf-

fassung und Darstellung hat, so müssen wir ihnen im Uebrigen zugestehen, daß sie Land und Leute im Elsaß mit einer dichterischen Treue und Wahrheit, mit einer ethnologischen Anschaulichkeit und Wärme der Localfarben schildern, wie kaum irgend ein wirklicher Deutscher.

Sprechen wir zunächst von Jeremias Gotthelf. Bei ihm müssen wir zurückgreifen auf den Ausspruch von Bogumil Goltz, welchen ich an die Spitze meiner Erörterung setzte, weniger weil ich ihm unbedingt beistimmte, als in der Absicht, ihm partiell zu widersprechen und dadurch die Sachlage zu klären. Goltz meint, zu dem Volke soll nur ein „Mann aus dem Volke" sprechen; nur ihn werden die unteren Klassen verstehen, für unsere jetzigen Literaturprodukte habe das eigentliche Volk keine Wahlverwandtschaften und kein Verständniß.*)

Goltz hat vielleicht Recht, wenn er von den Zuständen in einer oder der anderen der altländischen Provinzen spricht. Da mag der Unterschied zwischen den gebildeten und den ungebildeten Gesellschaftsschichten vielleicht ein großer sein; allein da, wo er so groß ist, wird auch eine eigentliche „Volks"-Schriftstellerei, wie er sie meint, kaum

*) Merkwürdig ist es, daß in der Erzählung Erckmann-Chatrian's „Geschichte eines Lehrgehülfen" an jener Stelle, wo von Rousseau's „Emil" und „Gesellschafts-Vertrag" die Rede ist, eine Anschauung zu Tage tritt, welche sich der von Bogumil Goltz auffallend nähert.



möglich sein. Denn sie müßte auf alle Hülfsmittel der Bildung verzichten; und das kann sie nicht, ohne auch den Anspruch aufzugeben, Poesie und Kunst zu sein. Denn über jene Zeit, wo die Dichtung in bloßen Naturlauten sprach, sind wir nun einmal hinaus, und eine willkürliche, gezwungene Rückkehr zu ihr ist nicht möglich.

In anderen deutschen Landen und bei anderen Stämmen ist jene Differenz nicht so groß. Namentlich hat im Westen und im Süden, bei dem fränkischen und alemannischen Stamme, eine größere Nivellirung der Gesellschaft, der Bildung und der Sitten stattgefunden, im guten, wie im schlimmen Sinne. Deshalb ist es denn auch dort möglich, der Forderung von Bogumil Goltz, daß der Mann aus dem Volke selbst zu dem Volke spricht, beizustimmen. Aber, wenn er es will, muß er sich doch sehr stark akkomodiren.

Jeremias Gotthelf nun ist mehr, als irgend ein Anderer, der „Mann aus dem Volk“. Man wird vielleicht verwundert fragen: Was, der konservative, orthodoxe Geistliche, ein Mann aus dem Volk? Ja; und was seine politische Richtung anlangt, so wird man ihm in Deutschland auch in dieser Beziehung in Zukunft gerechter werden, als man es in der Vergangenheit war. Bevor Deutschland seine Einheit wieder gewonnen, standen wir zu der Schweiz in einem eigenthümlichen Verhältnisse. Sie war unser Ideal. Dort hatte man schon 1848, nach

Digitized by Google

Niederwerfung des Sonderbunds, dessen militärische Widerstandskraft freilich gleich Null war, die Einheit gegründet, das Problem der Ausgleichung der centrifugalen und centripetalen Kräfte gelöst: und unter den Kräften, welche das Alles zuwegebrachten, spielte die Demokratie eine hervorragende Rolle. Dazu kam bei Vielen von uns die angenehme Erinnerung an unsere Alpenfahrten hinzu, an die prachtvolle Gebirgsluft, an die schöne und großartige Natur. Kurz, wir schwärmten für die Schweiz, für ihre Verfassung, und vor Allem für ihre Demokratie. Wir waren ja, bevor wir selbst etwas waren, stets geneigt, vorzugsweise für Andere zu schwärmen. Wir sind seitdem von dieser allgemeinen Schwärmerei durch wachsendes Selbstgefühl und wachsende Einsicht bekehrt worden. Und was insbesondere die Schweiz betrifft, so haben wir zwischen der Demokratie als Ideal und der Demokratie, wie sie sich als reale Erscheinungsform in den konkreten Verhältnissen der Schweiz entwickelt, wohl zu unterscheiden gelernt. Die Demokratie in den Urkantonen, mittelst welcher die Priesterschaft herrscht und verfolgt; die Demokratie in Zürich, wo wüste radikale und sozialistische Demagogen obenauf sind — Demagogen, im Vergleich zu welchen der Gerber Kleon in Athen, wie ihn Aristophanes schildert, ein Gentleman und Staatsmann ersten Ranges ist — diese Demokratie hat nicht unsern Beifall. Wer darüber noch einer Belehrung bedurfte, der

hat sie durch das Verhalten der Züricher „Populace“ (deutsch läßt sich's nicht ausdrücken) gegenüber der deutschen Friedensfeier mehr als zur Genüge bekommen.

Nach und nach desappointirt uns vielleicht auch jene stets wachsende Touristen-Sündfluth, welche uns in der Schweiz zwingt, im Gänse-Marsche zu wandeln, — alle Mal hundert Mann vor, zweihunderr hinter uns, auch auf den „einsamsten“ Pfäden, von welchen der getreue Eckart-Bädecker schreibt, man solle sie nicht ohne Führer betreten. Man wird plötzlich gewahr, daß man hier die Wasserfälle hinter Palisaden und Verschläge einsperrt und sie sehen läßt, wie wilde Thiere, a deux Francs pro Stück; daß die „sorgsam waltenden Weg-Knechte“ Trinkgelder für Erhaltung des Wegs fordern an Orten, wo auch das bewaffnetste Auge nicht die Spur eines solchen zu entdecken vermag; daß überall geldgierige Alpenhörner und Pistolen-Schüsse das Echo zu wecken versuchen, auch da, wo gar keins ist; und daß die Gemsen, welche uns auf den höchsten Felsenspitzen gezeigt werden, ausgestopft oder gar von Holz sind; — wie das Alles das Pariser „Journal amusant“ in recht gelungener Weise bildlich darstellt, — wahrscheinlich zum Dank für die französische Gesinnung manch' biederer Schweizer. Kurz, bei uns Deutschen ist der Schweiz gegenüber, an die Stelle der romantischen Duselei die nüchterne Kritik getreten.

Wir nehmen es daher dem eifrigen Jeremias Gott-

helf jetzt nicht mehr so übel, wenn er mit dem Schweizer Radikalismus etwas grob umspringt. Seine Bilder sind richtig, wenngleich er nicht schmeichelt. Ja man muß zugeben, er übertreibt zuweilen; namentlich kann er gewisse Stände nicht leiden. Der Advokat, der Krämer, der Jude, sind ihm ein Greuel. Weil diese Kategorien dort fast ausschließlich auf der radikalen Seite stehen, geräth dem guten Pfarrer, so oft er ihrer nur gedenkt, das fromme Blut in zelotische Wallung. Jeder Dorfkrämer steht für ihn mit falschem Maß und Gewicht, jeder Advokat mit Rechtsverdreherei, jeder Jude mit Zinswucher in untrennbarer Verbindung. Anfangs ärgert man sich darüber, bald aber findet man es komisch. Man muß dergleichen bei Gotthelf mit in den Kauf nehmen. Denn seine guten Eigenschaften sind bedingt durch die schlechten.

Wenn man den ersten Dorfgeschichten-Dichter Deutschlands — meiner Meinung nach mit Unrecht — den „Salon-Tyroler“ nennt und seine schwarzwälder Bauern mit arkadischen Schäfern vergleicht, so kann man von Gotthelf das Gegentheil versichern. Seine Figuren sind anschaulich und plastisch im höchsten Grade, aber sie sind mit einer schweren Holzaxt aus alten knorrigen und knotigen Ahorn- und Eichenstämmen herausgehauen; und ein großer Theil seiner Schilderungen ist zornigen Geistes geschrieben. Gotthelf stand mitten in den heftigsten Parteikämpfen, zu welchen der Schweizer nie Sammethand-

schuhe anzuziehen pflegt. So kommt es denn, daß der Parteimann oft mit dem Dichter durchgeht. Was dabei die Dichtung verliert, das gewinnt die ethnologisch-geographische Wissenschaft. Es giebt kein Buch in der Welt, aus welchem man so klar und so schnell Land und Leute, Personen und Zustände in der Schweiz kennen lernt, als die Schriften von Gotthelf. Nur lese man stets mit kritischem Auge.

Wenn wir es offen heraussagen sollen, Gotthelf ist oft geradezu, trotz all seiner Kenntnisse und all seiner Bildung, selbst der richtige Schweizer Bauer mit all seinem Fleiß, seiner Ausdauer, Zähigkeit und Sparsamkeit, aber auch mit seinem Neid, seiner Kleinlichkeit, Härte und Unliebenswürdigkeit. Auf ihn paßt, was Goltz meint; er schildet richtig, weil er selbst das ist, was er schildert; und deshalb wird er auch von seinen speziellen Landsleuten, bis tief in die unteren Klassen hinunter, so wohl verstanden und gewürdigt; selbst mehr als Fritz Reuter von seinen getreuen Mecklenburgern, welche letztere zum Theil Anfangs sehr erzürnt darüber waren, daß er ihre obotritischen Eigenthümlichkeiten und Heimlichkeiten so frivol an die große Glocke hing.

Was Gotthelf fehlt, das ist die Verklärung und Vergeistigung, die Reinigung und Versöhnung der Leidenschaften. Aber trotz seiner robusten und stoffreichen Rustizität, welche freilich manchmal in salbungsvolle pastorale Breite

auszuarten droht, kann ihm Niemand den Hauch ächt dichterischen Geistes absprechen. Er ist auch nicht immer so aggressiv. Er kann auch idyllisch sein. Und hier möchte ich auf eine so eben herauskommende Sammlung einiger seiner posthumen Werke hinweisen. Es sind sechs Geschichten — Elsi, die seltsame Magd — Barthli, der Korber (Korbflechter) — das Erdbeeri-Mareili — Wie Christian eine Frau gewinnt — die schwarze Spinne — der Sonntag des Großvaters — welche vereinigt unter dem Titel „Aus dem Bernerland. Sechs Erzählungen aus dem Emmenthal" in einer Prachtausgabe, mit trefflichen Illustrationen von G. Roux, Fr. Waltford und A. Anker, (Berlin, J. Springer, und Bern, Dalp'sche Buchhandlung) erscheinen. Hier ist Gotthelf geradezu liebenswürdig und ich kann mir nicht versagen, aus der zweiten der oben genannten Geschichten eine kleine Probe zu geben, wie er uns den Schauplatz der Geschichte zeichnet und dann den Helden derselben vorführt.

„Im rußigen Graben," sagt Gotthelf, „am südlichen Abhange hing ein kleines Häuschen. Man begriff nicht, warum es noch da hing und nicht längst den Graben hinuntergerutscht war; denn es machte akkurat die Figur eines Menschen, der, in vollem Lauf einen Berg hinunterspringend, plötzlich die Beine verstellt, still halten will und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, so kam es einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als

kriege man Stöße. Es sah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel nöthig hatte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlersack bleiben wird. Die kleinen Thüren zu Ställchen und Tenne stunden alle schief, nach einem ganz eigenen Baustil. Hinter dem Hause fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen, ungefähr von Gestalt und Größe eines ansehnlichen Zuckerstocks. Vor dem Hause war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldstauden kühn an gebrechlichen Stecken hingen, zwischen denen zwei blühende Rosenstöcke gar freundlich hervorblickten. Um dasselbe lagen im Frieden die Gerüste eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferstehen.

„Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Zicklein. Es war eine stattliche Ziege. Achtung gebietend trug sie ihr Haupt und in glänzendem zottigen Felle ging sie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichsam der Hanswurst, das Töchterlein graziöse lustige Sprünge machte.

„Vornen wohnten ebenfalls zwei Personen, ein alter lahmer Korber und sein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anstand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von seiner Ziege lernen können; in beiden stund er ihr beträchtlich nach. Indessen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigstens sah man an ihm weder „entschiedenen“ noch „unentschiedenen

Fortschritt", sondern gar keinen. Dagegen, wir gestehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel besser als das junge Geißlein.

„Der alte Korber war nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, besonders am Sonntag nicht, wenn die Tochter Züseli um und um gewaschen war, wie die beiden zusammen kamen, und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war gehässig und häßlich; Sauersehen seine Freundlichkeit; gute Worte gab er nicht für Geld, geschweige denn umsonst; und dennoch galt er etwas in der Welt; denn er war etwas, eine Persönlichkeit, ein „Charakter", würde man heutzutage sagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, sehr ehrlich auf seine Weise, hielt Wort. Ja, da ist es einem Menschen wohl erlaubt, saugrob zu sein. Er war überdies noch sehr arbeitsam und sehr sparsam. Wenn er sich recht rühmen wollte, so sagte er, er habe noch niemanden geplagt, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unserer Zeit, wo viele meinen, sie schenken der Gemeinde etwas, wenn sie ihre Hülfe nicht in Anspruch nehmen; einer so reichen und geduldigen Person was schenken, sei ja dumm.

„Er galt für sehr ehrlich, obgleich er sich in dieser Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruthen, welche er zu seinen Körben brauchte.

Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf sogenannten „Stören" zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbesserte. Indessen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich sein Meitschi machte solche; denn dieses nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof sehen. Die Ruthen nun zu diesen Körben nahm er, wo er sie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen sie gewachsen waren. Er trieb dieses nicht im Verborgenen mit äußerster Vorsicht, um nicht gesehen zu werden; er sagte offenherzig, sein Vater und Großvater seien Korber gewesen, hätten aber nie einen Kreuzer für die Ruthen ausgegeben, sondern die Wydli genommen, wo sie gewachsen, ein Bauer würde sich geschämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet (geflickt), öppe (wahrlich) wohlfeil genug, damit seien beide Theile wohl zufrieden gewesen. Jetzt sollte man ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch grausam danken, daß man fast um den Athem komme; und obendrein machten sie alle Weidenstöcke aus, nur hier und da ein alter Bauer lasse noch einen stehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie so ein Weidstock ausgesehen. Dann könnten die Bauern seinetwegen Körbe flechten lassen aus den Schmachtzotteln (Hängelocken), welche ihre Töchter über die Stirn herabzwängten mit Tüfelsgewalt.

„Trotzdem kam Barthli nie in Verlegenheit; keine

Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und sagte: Barthli, Barthli, du machst es mir wohl gut, nimm dich in Acht, sonst mache ich dir den Marsch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und selb ist mir doch dann nicht anständig."

„Warum gönnst mir das Maul nicht und sagst, wenn du Körbe mangelst? Mir kann es nicht in Sinn kommen und d' Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit ist, und hausiren damit wirst du kaum wollen," so antwortete Barthli keck.

„Und sanftmüthig redete dann der Bauer mit ihm eine Stör (Arbeit im Hause des Arbeitgebers) ab, sagte blos: „d'Wydli bringst dann mit. Ein ander Mal wollte ich sie doch dann lieber selbst hauen."

„Warum nicht, die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, sonst fahre ich zu."

„Aber frage doch dann zuerst."

„Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt. Fragen," setzte er hinzu, „ist auch so eine neue Mode vom Tüfel. Man sagt, fragen schade nichts, ja wolle, nichts schaden! Ich hab's erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht sein muß und es ungefragt auch zu machen ist."

„Diese Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli seine Rechte nahm, es war auch so eine

Art von Grundrecht, entstanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm stillschweigend zugestand, trotz der neuen Sitte, aus allem so viel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle Andern mit aller Strenge in Anwendung brachte. In diesem Punkte ist allerdings eine bedenkliche Aenderung erfolgt, welche man bei Beurtheilung des Verhältnisses der unteren Klassen zu den oberen nicht außer Acht lassen darf.

„In früheren Zeiten war viel wildes, viel fast herrenloses Land, was auf solchem Land wuchs, war beutepreis; und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von allerlei, welches sie entweder selbst brauchen oder zu Geld machen konnten. Viele Handwerker, Rechenmacher, Küfer, Körber, Besenbinder, selbst Wagner hatten gleichsam Hoheitsrechte anf solchem Lande, sie nahmen was ihnen beliebte, und zwar unentgeltlich und ungefragt. In solchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziege, sammelten für den Winter Streu und Futter. Das ist anders geworden. Viel Land ist urbar gemacht und herrenloses Land wird rar sein im Lande Kanaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an sich genommen, und wo dem Staat sieben magere Gräslein wachsen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er sie; und um zu soliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz splendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer

Digitized by Google

gilt, verwerthen sie in ihrem Nutzen Sie haben vollkommen das Recht dazu, aber — jedenfalls sollte ob dem Kreuzer der Nächste nie vergessen werden."

* * *

Soweit Gotthelf. So harmlos es klingt, so stecken doch einige kleine politische Tücken darin. Zunächst eifert er gegen die wachsende Unterstützungslast der Gemeinden im Sinne Jener, welche die Zugfreiheit und die Befugniß zur Heirath beschränken wollen, wie dies letztere ja auch der frühere würtembergische Volkswirth und jetzige österreichische Minister Schäffle in seinem eben so unklaren als dickleibigen Buche: „Sozialismus und Kapitalismus" fast noch als alleinseligmachendes Arcanum zu betrachten scheint. (Siehe dagegen die trefflichen Abhandlungen von H. B. Oppenheim in „Friedensglossen" (Leipzig: Duncker und Humblot 1871), „Ueber Armenpflege", und „Zur Arbeiterfrage".) Die Wahrheit ist die: die Schweizer Gesetzgebung taugt nichts, weil sie den Erwerb des Bürgerrechts in der neuen Gemeinde erschwert und Jeden an seine alte Heimathsgemeinde in Ewigkeit festnagelt, ihn auch stets, sobald er Unterstützung bedarf, dorthin zurückschiebt. Dadurch wird die Freiheit der Bewegung gehemmt, der Erwerb erschwert, die Unterstützungslast sehr ungleich vertheilt, und eine kleine und arme Gemeinde oft am allerhärtesten gedrückt. Will man diese Mißstände beseitigen, dann muß man nicht zurückgehen, wie Gotthelf will, son-

dern vorwärts, wie wir es in Preußen und auf Grund hier gebildeter Erfahrungen in Deutschland gemacht haben mittelst des Bundesgesetzes vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz, welches mit dem 1. Juli 1871 in Kraft getreten.

Aehnlich verhält es sich mit den Betrachtungen über den Weiden-Kommunismus des alten Korbflechters. Der letztere, der partielle praktische Kommunismus, ist eine Reminiscenz an das alte markgenossenschaftliche Kollektiv- oder Gesammteigenthum. Dasselbe Bewußtsein äußert sich auch bei uns in Deutschland noch in einzelnen Gegenden, wo man glaubt, Holz im Wald holen, sei kein Diebstahl. „Denn," sagt man, „unser Herrgott läßt's wachsen, und der Wald ist ja unser."

Die Wahrheit ist: Jener genossenschaftliche Kommunismus, welcher in einem großen Theile von Rußland, als Uebergangsstadium von der nomadisch betriebenen Viehzucht, zum seßhaft betriebenen Ackerbau, — oder als Zeichen der Erinnerung an diesen Uebergang —, bis zur Stunde noch besteht, ist ein überwundener Standpunkt, welcher dem Wachsthum der Kultur und der Bevölkerung hat weichen müssen und dessen Wiederherstellung unmöglich ist. Denn er hindert die volle Ausbeutung des Bodens und somit die Ernährung der hoch angewachsenen Bevölkerung. Den querköpfigen Liebhabereien eines alten Korbflechters zu lieb lassen sich Naturgesetze nicht ändern.

Digitized by Google

Er wünscht, daß die Weidenstöcke nicht aussterben. Darin hat er Recht, und das läßt sich erreichen. Und zwar dadurch, daß sie ihrem Eigenthümer etwas eintragen durch Verkauf der „Wydli"; in diesem Falle rottet er sie nicht mehr aus. Freilich kann Barthli dann nicht mehr seine „Wydli" umsonst beziehen, aber er kann sich seine Körbe und seinen Störgang besser bezahlen lassen. Damit ist Allen geholfen.

Also auch hier: Nicht zurück, sondern vorwärts!

Pfarrer Bitzius führt sein Pseudonym „Jeremias Gotthelf" nicht mit Unrecht. Zunächst hat er Neigung zu Jeremiaden über die schlechten Zeiten, als laudator temporis acti. Zweitens tröstet er sich und die Seinigen mit einem „Gott helf'!", während es Pflicht der Menschen ist, soweit ihre Kräfte reichen, sich selbst zu helfen, ohne dabei das Gottvertrauen aufzugeben. In diesen beiden Punkten liegen die Fehler der Gotthelf'schen Weltanschauung. Sie sollen uns aber nicht hindern, seine Schriften zu lesen. War doch auch Aristophanes, der ungezogene Liebling der Grazien, ein schlimmer Reaktionär, ohne daß dies das Vergnügen beeinträchtigt, welches wir heute noch beim Lesen seiner Komödien empfinden.

Zum Schluß noch ein Wort. Man liebt es, Gotthelf mit Johann Heinrich Pestalozzi in Parallele zu stellen und beide als Muster schweizerischer Dorfgeschichten-Erzähler zu bezeichnen. Die Wahrheit ist, daß

Beide gar nicht zu einander passen. Sie haben gar nichts Gemeinsames, als daß sie Beide Schweizer sind und ihr Rohmaterial auf Schweizer Boden zusammenlesen. Im Uebrigen sind sie im Zweck, Inhalt und Form der Darstellung so verschieden wie möglich. Selbst die gleichlautenden schweizerischen Provinzialismen, welche Beide zuweilen einzustreuen lieben, thun bei Jedem entgegengesetzte Wirkung.

Alle Achtung vor Pestalozzi. Aber so groß er als Lehrer und Mensch ist, so ist ihm doch Gotthelf als erzählender Künstler weit überlegen. Ich möchte fast sagen: Pestalozzi liebt das arme Volk, das er durch seine Darstellungen heben will, zu warm, ja zu leidenschaftlich, als daß er es richtig schildern könnte. Pestalozzi ist zu idealistisch, wie Gotthelf manchmal zu realistisch. Dem ersteren fehlt die plastisch gestaltende Kraft. Er rührt unser Herz, aber er führt unserem geistigen Auge nicht jene Gestalten vor, welche als typisch in der Erinnerung haften. „Die Gertrud Pestalozzi's," sagt Blachmann, „ihre Haushaltung, die Art, wie sie ihre Kinder unterrichtet und erzieht, ihre fromme, verständige Liebe mitten im Verderben ihrer Bauerngemeinde, — das ist das Ideal Pestalozzi's!" Ganz richtig, aber das Ideal muß Erscheinungsform gewinnen, wenn es künstlerisch wirken soll; und bei Gertrud ist dies nicht der Fall. Wir können uns nicht vorstellen, wie sie aussieht, wie sie sich bewegt, und wie

sie sich anstellt, wenn sie einem ihrer Kinder die Nase schneuzt.

Der Hauptunterschied zwischen Pestalozzi und Gotthelf ist der: Pestalozzi will aus dem engen, particularistischen Schweizer-Nativismus heraus zu einer humanen Gestaltung. Gotthelf will nun erst recht in den Nativismus hinein. Der Pestalozzismus ist ihm eine Verirrung, ein sentimentaler Humanitäts-Schwindel. Wenn der Dichter sagt: „Stolz will ich den Spanier!" dann sagt Gotthelf: „Grob will ich den Schweizer!" Das Charakteristische, das Knotige, das Knorrige, — das pflegt er vor Allem. Pestalozzi liebt das Gemeinsam-Menschliche, Gotthelf das spezifisch Schweizerische. So gehen ihre Wege weit auseinander; und es ist unmöglich eine Parallele zwischen ihnen zu ziehen. Jedenfalls, wenn man den Begriff „Dorfgeschichte" so auffaßt, wie wir ihn oben umschrieben, dann hat Pestalozzi wohl nützliche Erziehungs-, Erbauungs- und Belehrungsbücher, deren Figuren sich unter dem ärmeren Landvolke bewegen, — aber er hat keine „Dorfgeschichten" geschrieben. Pestalozzi war, obgleich gewöhnlich in recht schlechten Finanzen, doch eigentlich ein vornehmer Mann. Gotthelf, obwohl ein wohlsituirter Pastor, war doch im Grunde seines Herzens ein reiner Berner Bauer, wenngleich ein sehr unterrichteter und hochbegabter. Pestalozzi's Schriften lehren uns Vieles, aber gar wenig von Land und Leuten. Gotthelfs

Schriften gehen einem Menschen, der in dem Boden moderner Kultur wurzelt, manchmal ein wenig wider die Haare; aber Land und Leute der Schweiz lernt man durch kein Werk in der Welt besser kennen; und — möchte ich hinzufügen — auf keine Weise der Welt schlechter, als wenn man, ein vornehmer Tourist, mit schwerem und zahlreichem Gepäck belastet, mittels Dampfschiff, Eisenbahn, Wagen oder zu Pferd sich lediglich von Hotel zu Hotel bewegt, ohne mit anderen Geschöpfen zu verkehren, als mit kosmopolitischen Gastwirthen, französisch säuselnden Oberkellnern und der ganzen generatio aequivoca trampelnder Unterkellner, — einer Sorte geräuschvoller Müßiggänger, welche Einem nie mehr zuwider ist, als wenn man aus England kommt, wo man im Hotel bedient wird von einem würdigen alten Herrn in weißer Halsbinde, welcher sich vor nichts mehr hütet als vor Lärm und Spektakel.

* * *

Kommen wir nun von den schweizerischen Erzählern deutscher Dorfgeschichten zu den französischen Erzählern deutscher Dorfgeschichten, nämlich zu den Herren Erckmann und Chatrian, welche es lieben, ihre individuellen Doppelnamen zu einem einheitlichen Gesammtnamen — — Erckmann-Chatrian — zusammenzuschweißen, was insoweit eine Berechtigung hat, als in ihren Erzählungen und Novellen auch das schärfste Auge nicht unterscheiden

kann, was von dem Einen, und was von dem Anderen herrührt.

Ich werde mich hier nicht auf eine Würdigung des literarisch-ästhetischen Werthes der Werke dieser Dioskuren einlassen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens interessirt uns hier mehr die ethnologisch-politische Seite; und Zweitens hat Dr. Julian Schmidt bereits eine literargeschichtliche Charakteristik und Kritik von Erckmann-Chatrian veröffentlicht, welche ich nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen vermöchte.

Ich begnüge mich daher, auf den Aufsatz „Erckmann-Chatrian" in Julian Schmidt's „Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (Erste Folge, S. 472 u. ff.) zu verweisen und wende mich zunächst zu Deutsch-Lothringen und zu dem Elsaß.

Die deutschen Reichslande, welche wir durch die Pariser Präliminarien und durch den Frankfurter Fieden zurückerworben haben, sind Deutschland in der Zeit des Verfalls von Kaiser und Reich, abhanden gekommen. Wie dieses zuging, hat Professor Adolf Schmidt in Jena in seiner Schrift: „Elsaß und Lothringen, Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen" (1. Auflage 1859, 2. Aufl. 1870) wahrheitsgemäß und anschaulich geschildert. Indem wir den geneigten Leser, der sich näher unterrichten will, darauf verweisen, beschränken wir uns hier auf folgende kurze Zusammenstellung.

Digitized by Google

1. Metz ging, zusammen mit Tull und Verdun, 1552 verloren durch Verrath seitens deutscher Fürsten, an deren Spitze Moritz von Sachsen stand, genannt der „Judas von Meißen," und durch Betrug seitens Frankreichs.

2. Die Landgrafschaften im Elsaß hatten das nämliche Schicksal 1648 durch den westfälischen Frieden.

3. Straßburg und die andern freien Reichsstädte am oberen linken Ufer des deutschen Rheinstromes gewann Frankreich durch einen straßenräuberischen Handstreich, den es mitten im tiefsten Frieden verübte, im Jahre 1681.

4. Die deutsch-lothringische Landschaft hat das Haus Habsburg-Lothringen, welches damals die deutsche Kaiserwürde bekleidete und den Titel „Mehrer des Reichs" führte, 1735 an Frankreich verschachert, indem es keinen Anstand nahm, deutsches Reichsland an den deutschen Reichsfeind hinzugeben, um für sich ein Privatgeschäftchen zu machen, nämlich in Toscana eine habsburgische Sekundogenitur zu gründen, welche indeß schon etwas mehr als hundert Jahre später, nämlich 1860, wieder zu Grunde ging.

Allein, was den letztgenannten Akt anbelangt, so trifft die Schande nicht die österreichische Dynastie allein. Der damalige deutsche Kaiser hatte sich verpflichtet, die Einwilligung des deutschen Reiches beizubringen. Erst 1736 legte er den schimpflichen Frieden dem Reichstage vor. In der Denkschrift, womit der Vertrag begleitet war, wurde diese Abtretung als ein Segen gepriesen, der Kaiser habe

„zu des Reiches Schutz mehr, als das gemeinsame Band zwischen ihm und dem Reiche erheische, angewandt“ und in Darbringung persönlicher Opfer sich „größere Gewalt angethan, als einer seiner Vorfahren.“

Der toscanische Besitz in Mittelitalien (d. i. der Privatbesitz der Habsburger) sei viel mehr werth als die fernere Ausübung des Reichsbesitzes am deutschen Rhein; man trete ja gerade deshalb ein Stück des Rheins ab, um in Zukunft desto wirksamer „den Rhein (d. h. den Rest des Rheins) am Arno zu vertheidigen.“ Es waren ganz dieselben Redensarten, wie man sie von 1848 bis 1859 in Betreff des habsburgischen Privatbesitzes in Oberitalien machte, damals als man sagte, „der Rhein werde am Po und am Mincio vertheidigt.“

„Des Reiches Gerechtsame,“ so hieß es 1736 wörtlich in den Motiven der Vorlage, „haben bei diesem neuerdings festgesetzten Systeme keine Gefahr mehr zu fürchten; denn durch diese außerordentliche Sicherheit (in Mittelitalien) wird dem deutschen Reiche ungemein mehr Nutzen zuwachsen, als ihm andererseits durch die wenigen vom Reiche abhängenden Stücke entgehen.“ Die Habsburg-Lothringer rühmten sich laut, sie hätten dies Opfer gebracht, „um Deutschland zu retten.“ „Nicht nur Seine kaiserliche Majestät habe sich für die allgemeine Ruhe geopfert, sondern auch der Herzog von Lothringen (der ein brillantes Geschäft bei dem Tausch machte) habe auf Bitte des Kaisers

diesen schweren Verlust auf sich genommen, um das Kriegsungemach von den deutschen Landen abzuwenden."

Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Unverschämtheit oder über die Dummheit.

Der deutsche Reichstag von 1736 aber wunderte sich gar nicht. Er war an dergleichen schon gewöhnt und selber zu sehr heruntergekommen. Weit entfernt, die Frage aufzuwerfen, ob denn der deutsche Kaiser befugt sei, deutsches Reich zu verschleudern, um für sich und seine Familie Privatvortheile einzukaufen, und wie man sich zu verhalten habe, um diesen schändlichen Handel rückgängig und für die Zukunft dergleichen unmöglich zu machen, war man ganz entzückt von diesem niederträchtigen Frieden. Der Reichstag genehmigte nicht nur den letzteren, sondern sprach auch dem Kaiser und dem Herzog von Lothringen den tiefgefühltesten Dank aus für ihre „aus purer Friedensliebe gefaßte großherzige Entsagung" und für „die Fürsichtigkeit in dieser so nöthigen als nützlichen und heilsamen Friedensgeschichte."

Und Frankreich, so recht um zu zeigen, wie sehr es von dem heruntergekommenen Zustande von Kaiser und Reich überzeugt, und wie sehr es geneigt war, mit der Schwäche seines Nachbarn den alleräußersten Mißbrauch zu treiben, nahm sich nicht nur die ihm wirklich zugesprochene Landschaft, sondern auch das Fürstenthum Lixin

und die Herrschaft Bitsch (die kleine Bergveste Bitsch hat bekanntlich in dem letzten Kriege eine Rolle gespielt,) obgleich diese beiden Territorien in den traktatmäßigen Abtretungen des deutschen Reiches gar nicht mit inbegriffen waren.

Und kein Hahn krähte danach.

Und doch giebt es immer noch Leute in Deutschland, welche kein Herz haben für die Leiden, welche die Folgen unserer Zerrissenheit waren.

Metz wurde an Frankreich verrathen, unter dem Vorwand, „die deutsche Freiheit zu retten". Die protestantischen Fürsten, welche diese freie Reichsstadt dem König von Frankreich versprachen, ließen sich dagegen Schutz der „gemeinen deutschen Liberalität" und des Protestantismus gegen den deutschen Kaiser zusagen. Auch gelobte der König von Frankreich, er wolle Metz bei seiner Reichsfreiheit erhalten und nur als Schirmherr die Stelle des Kaisers vertreten. Statt dessen rottete man dort zunächst die Munizipalverfassung und jede Spur der Selbstverwaltung mit der Wurzel aus. Dann folgte der Widerruf des Edikts von Nantes und die blutigste Verfolgung des reformirten Glaubens, den man zu schützen versprochen. Metz, so lange es deutsch war, eine blühende Fabrik- und Handelsstadt von 100,000 Einwohnern, sank unter Frankreich schnell zu einem Festungs- und Garnisonstädtchen von höchstens 20,000 Seelen herunter.

Was das übrige Lothringen anbelangt, so ging es Anfangs leidlich, so lange der depossedirte Polenkönig Stanislaus dort regierte. Allein nach seinem 1766 erfolgten Tode wurde es Frankreich inkorporirt und die Einkünfte wurden sofort von 5 Millionen L. auf 15 Millionen erhöht. Die Hälfte der Leute wanderte aus.

Ein nicht geringerer Druck lastete auf dem Elsaß.

Erst die französische Revolution von 1789 erlöste diese Territorien aus den Banden des Absolutismus und Feudalismus. Erst von da an datirt die Anhänglichkeit an Frankreich, soweit von einer solchen die Rede sein kann. Die Bevölkerung erfreute sich der wirthschaftlichen Freiheit und der politischen Einheit eines großen Staates, — Vortheile, welche das Land nicht genossen hatte, so lange es deutsch war. Man war Frankreich dankbar, weil man Frankreich mit dem europäischen Fortschritt verwechselte. Man wollte französisch bleiben, weil man mit Verachtung auf die kleinstaatliche Zerrissenheit Deutschlands heruntersah.

Trotzdem blieb die Sitte, die Sprache, die Weltanschauung deutsch. Wenn auch der Kopf zuweilen französisch kalkulirte, das Herz hat niemals verlernt, deutsch zu schlagen; und auch der Kopf wird sich bekehren, sobald er begreift, daß das deutsche Reich von 1871 etwas ganz anderes ist, als das römische Reich von 1552 bis 1736, und daß, wenn früher Deutschland schwach war und Frankreich stark, jetzt Deutschland stark ist und Frankreich zerrüttet.

Digitized by Google

Ich vindizire mir das Recht, auch heute meine Meinung hierüber auszusprechen um so mehr, als ich lange bevor die Ereignisse von 1870 eintraten, dasselbe behauptet habe.

Ich schrieb im Juni 1867 wörtlich Folgendes:*)

— „Unsere Verluste an der deutschen Westgrenze haben wir der deutschen Kleinstaaterei zu verdanken.

Ich habe im Elsaß manchen guten Freund, der fest an deutscher Sitte, Cultur und Wissenschaft hält. Aber auf Frankreich, den modernen einheitlichen Staat lassen sie trotz alledem nichts kommen. Wenn ich zuweilen eine zudringliche Gewissensfrage that, dann hieß die Antwort: „Ja, wenn's ein einheitliches Deutschland mit einem einzigen Monarchen und ohne innere Grenzen gäbe, oder wenn wir die direkten Nachbaren von Preußen wären, — von Deutsch- oder Preußischwerden, davon ließe sich reden. Aber wollen Sie uns zumuthen, badisch oder bairisch zu werden? Sollen wir das Elend der Kleinstaaterei eintauschen gegen das Bewußtsein, einem großen Staate anzugehören, der uns ein einheitliches und freies Wirthschaftsgebiet im Innern und seinen mächtigen Schutz gegen Außen gewährt, in welchem jedem Talent und jeder Kraft

---

*) Siehe K. Braun, Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen" (Dr. Johann Jacoby.) Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel 1867. Seite XIX u. ff, sowie Seite 47 u. ff.

die freie Wettbewerbung um die höchsten Güter und Ehren der Nation offen stehen, einem Staat, der uns erlöst hat von Zunft und Zopf, von kleinem geistlichen und weltlichen Krähwinkel? Wir sind zwar gute Deutsche, aber das können Sie uns nicht zumuthen!"

Seit 1866 habe ich eine Antwort darauf. Vor 1866 schämte ich mich und schwieg. Diese Antwort lautet ungefähr so:

Die deutsche Nation will wieder an die Spitze der germanischen Rasse auf dem Continent treten. Sie will ihre begonnene Constituirung vollenden. Sie wird die Hindernisse, welche sich etwa der Erfüllung ihrer Mission entgegenstellen, zu überwinden wissen. Sie ist nicht aggressiv, aber sie will dasselbe Recht haben, wie England und Frankreich und Rußland, die denselben Concentrirungsproceß Jahrhunderte früher vollendet haben. Wir wünschen in Frieden zu leben mit unsern Nachbaren. Aber unser Schiller sagt:

— „Kann ich in Frieden leben,
„Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt?"

Und so lange man uns drohet, sich in unser inneres Constituirungswerk einzumischen, müssen wir dafür sorgen, daß uns das Bewußtsein unserer Kraft unabhängig macht von Gunst und Gnade unserer Nachbaren. Ein Heer, das nicht die Wahrscheinlichkeit des Sieges hat, ist kein Heer, sondern ein unnützes und kostspieliges Ding, wie

dies die Erfahrungen in einer Reihe von deutschen Mittel- und Kleinstaaten gezeigt haben. Wir müssen daher ein deutsches Heer haben, welches an Zahl und Kriegstüchtigkeit dem präsumtiven Feinde gewachsen und dadurch im Stande ist, der Nation die Garantie für Erfüllung ihrer inneren Mission zu gewähren; wir dürfen die Zahlung der Versicherungs-Prämien nicht weigern, von welcher diese Assecuranz nach Außen bedingt ist, ohne welche sich das Geschäft der Wiedergeburt im Innern nicht vollenden kann. Ein solches Heer bietet zugleich die Gewißheit, daß es uns eintretenden Falls an Verbündeten nicht fehlen wird, wenn wir solcher etwa bedürfen sollten. Denn nur der Starke findet Genossen, der Schwache muß sich mit Protectoren und Vormündern begnügen. Wir haben uns in die inneren Fragen der romanischen Völkerfamilie nicht zu mischen und werden es gewiß ohne Noth nicht thun. Wenn wir aber dazu gezwungen werden sollten, dadurch, daß man uns statt des nationalen Königsthums der Hohenzollern das habsburgische Kaiserthum wieder aufzwingen will, das für Deutschland eben so gut eine Fremdherrschaft ist, wie für Italien, dann könnten die Ereignisse einen Lauf nehmen, welcher die Frage berührt, ob die französische oder irgend eine andere Nation zur Führerin der romanischen Rasse auf dem europäischen Continent für die Zukunft berufen ist.

Ein im Aufstreben begriffenes Volk, dessen nationale

Kraft und Leidenschaft entfesselt wird, ist unwiderstehlich. Wie die Puritaner Psalmen singend und die Sansculotten unter den Klängen des Ça ira in die Schlacht rückten und jeden Gegner niederwarfen, so wird auch dem preußischen „Volke in Waffen", wenn es der alte „Furor teutonicus" ergreift, eine Kraft innewohnen, der selbst tüchtige Heere, welchen aber jener kategorische Imperativ der unabweislichen nationalen Nothwendigkeit fehlt, nicht gewachsen sind.

Deutschland droht Niemandem. Es hofft von der Gerechtigkeit seiner Nachbaren, von der Solidarität der europäischen Cultur und Civilisation, daß man ihm die friedliche Erreichung eines Ziels nicht zu verwehren suchen wird, an welchem die übrigen großen Völker Europa's bereits angelangt sind.

Aber Deutschland fürchtet auch nicht die Drohungen. Es weiß, daß es sich um seine Rettung aus Jahrhunderte langem Elend, um seine Ehre und seine Existenz handelt; und es wird nie vergessen die Worte, die ein deutscher Dichter einem französischen Edelmann in den Mund legt:

„— — Nichtswürdig ist die Nation,
„Die nicht ihr Alles einsetzt für die Ehre." —

Die Ereignisse haben die Auffassung bestätigt, die ich im Juni 1867 aussprach. Ich mußte jene Sätze wiederholen, um meinen Standpunkt klar zu stellen für das, was ich im Folgenden sagen will.

* * *

Die Schriften von Erckmann-Chatrian sind idyllisch und militärisch, friedlich und kriegerisch. Sie sind vor Allem deutsch-elsassisch und französisch zugleich und Beides in vollendetstem Maße. Man glaube nicht, daß dies ein unlösbarer Widerspruch ist. Man nehme nur die große Hetzel'sche Prachtausgabe zur Hand, illustrirt von den Herren Fuchs, Schüler und anderen Künstlern mit gleich französischen Namen.

Der Text ist französisch; aber die Bilder sind ächt deutsch. Das sind allemannisch-fränkische Bürger und Bauern, wie wir sie, accurat eben so aussehend und gekleidet, in der bayrischen Pfalz, noch mehr aber in dem badischen Oberlande, in dem Freiburger Breisgau und in den meisten Gegenden von Württemberg finden. Das ist kein Franzose, dieser gute alte Uhrmacher Gulden, der so ehrwürdig dasitzt und so kerzengrade, als hätte er einen Ladestock verschluckt, — die schwarze Mütze auf dem weißen Haupte und den altmodischen, in Horn gefaßten Nasenpetzer in der Hand, welchen er bedarf, um in die Nähe zu sehen; denn er ist fernsichtig, wie die meisten älteren Leute im Lande der Franken und Schwaben. Dann kommen die Conscriptionspflichtigen am Tage, wo sie die Loose ziehen. Die mit niedrigen Nummern müssen daran glauben und alsbald schon marschiren. Die Inhaber der höchsten Nummern dürfen noch hoffen, — eine Hoffnung, die sich jedoch in dem Maße vermindert, in welchem die Zahl

der auf allen Schlachtfeldern Europa's von Napoleon geopferten Mannschaft wächst. Diese jungen Leute durchziehen Arm in Arm das Dorf oder das Landstädtchen im Sonntagsputze von Kleidern, die in jeder Naht die Hand des deutschen Schneiders verrathen, die Pudelmütze mit Bändern geschmückt und vorn an der Brust einen mächtigen „gebackenen Strauß,“ d. h. ein Bouquet künstlicher Blumen. Sie schreien ein deutsches „Juchhe!“ um zu verbergen, daß es ihnen doch innerlich wehe um's Herz ist. Vor ihnen her marschirt ein alter Kirmeßgeiger. Seine Mütze ist oben so groß und so rund, wie ein Wagenrad, und der unendlich lange Schirm ragt in die Luft, wie ein Wetter-Zertheiler. Er trägt kurze Hosen und blaue Strümpfe und an seinen Füßen den ächten „Bundschuh“ des allemannischen Bauern. Der Stoff der „hirschledernen“ Beinkleider des Musikanten ist aus dem Felle der Ziege bereitet. Die jungen Bursche tragen das fränkische „Kamisol,“ der Kirmeßgeiger dagegen führt, um der größeren Ehrwürdigkeit willen, (so scheint es), einen langen blauen Rock, dessen Zipfel bis auf die Knöchel reichen, während die durch zwei große Knöpfe markirte Taille beinahe zwischen den beiden Schulterblättern sitzt. Auf dem dritten Bilde ist Sonntag im Landstädtchen. Da gehen sie mit langsam abgemessenen Schritten, die ehrsamen Bürger, in kurzen Manchester-Hosen und langen Strümpfen und noch längeren Röcken, das Haupt bedeckt mit der runden Pelzkappe,

oder mit der langen Schirmmütze, die Gesichter in feierlichen Falten, und inmitten eines jeglichen Gesichts: eine lange deutsche Tabakspfeife im Munde, welch letzterer sogar zuweilen in den Schneidezähnen eine Lücke aufweist, um jenes Instrument bequemer zu fassen und zu halten. Dann ist es Winter. Da sausen die Jungen im kleinen Schlitten das steile Schneefeld hinunter; der Kleine vorn dirigirt; das Mädchen in der Mitte kauert sich ein wenig zusammen, und der Junge hinten jubelt mit den Händen in der Luft und wünscht, es gehe immer noch schneller, während ihm der Schnee in spitzen Sternen in das Gesicht fährt. Hier geht Joseph mit seiner Katharine zum Traualtar. Er trägt diesmal einen Frack mit kleinen spitzen Schößen; die Katharine hat das kurze und niedrige Mieder der richtigen Schwäbin, mit dem blüthenweißen, saubergefältelten Hemde darüber; Beide natürlich mit riesenhaften gebackenen Sträußen besteckt (denn natürliche frische Blumen sind ja nicht „vornehm"); hinter ihnen im „Dreimaster" das Hochzeits-Geleite, das zuweilen „gesperrt" wird. Und endlich wieder auf einem anderen Bilde sitzt die alte Tante „Grethel" (Erckmann-Chatrian schreibt beharrlich „Grédel" — meinetwegen!) am Heerd, die Haare nach hinten gestrichen, die alten knochigen Hände im Schooße, um die Brust ein dickes wollenes Tuch geschlungen, zur Seite das altmodische deutsche Spinnrad, dessen Schnurren so liebliche Jugenderinnerungen in uns allen

erweckt. Das Alles ist deutsch. Französisch werden die Bilder erst von dem Augenblicke an, wo wir den Kriegsschauplatz betreten.

In diesem Kultur-Gegensatze, in diesem Kontraste zwischen dem idyllischen, bäuerlichen, kleinbürgerlichen, elsäßer Frieden, auf der einen Seite, und den furchtbaren, großen, napoleonischen Kriegen, auf der anderen Seite, liegt der eigenthümliche Reiz, welchen uns die früheren größeren Erzählungen des Herrn Erckmann-Chatrian gewähren. Es ist das Dorf im Pulverdampf. Die Idylle im Kanonen-Donner.

In der Erzählung „Geschichte eines Lehrgehülfen" findet sich ein eben so sehr vom Zaun gerissener, wie ungerechter Angriff gegen Deutschland, welcher Angriff in unserer Presse bereits vielfach böses Blut gemacht hat. In dem ersten Abdrucke steht er nicht. Er ist erst später hineingeflickt. Vielleicht in Erinnerung an jene Regel des großen Cicero: „Man muß zuweilen auch einen schlechten Witz für die Gallerie machen", (Nonnulla etiam coronae concedenda).*) Doch untersuchen wir das nicht. Die nachfolgende Uebersetzung hält sich absichtlich an den ur-

*) Man könnte auch statt des alten Cicero den modernen Ernst Rénan zitiren, welcher wörtlich sagt: „Frankreich verlangt, daß man ihm schmeichelt; es will, daß Jedermann seine Fehler theile; und nie ist es weniger geneigt zu verzeihen, als wenn Jemand klüger war, als es selber".


Digitized by Google

sprünglichen Text und läßt jenen Ausfall weg. Wir Deutsche dürfen schon so was, auch wenn wir es wissen, doch ignoriren. Dem Besiegten muß man etwas nachsehen; und der Sieger muß großmüthig sein. Wir dürfen es doppelt gegenüber den Herrn Erckmann-Chatrian, welche das glänzende Verdienst besitzen, ihre große Popularität früher niemals mißbraucht, niemals den Thorheiten und Leidenschaften der Menge geschmeichelt, stets ihr Volk geliebt und geachtet und deshalb nie es corrumpirt zu haben.

Ihre kleinbürgerlich-militärischen Geschichten sind gerade zu Anklagen geworden gegen den alten napoleonischen Größen-Wahnsinn und den Gloire-Taumel, welcher die französische Nation im Anfange des Jahrhunderts ergriffen hatte und noch zuweilen sich in heftigen Rückfällen äußert. Der Held der Geschichte ist in der Regel irgend ein junger Mann aus dem Elsaß. Er und seine Umgebung sind harmlose Leute. Aber es sind mächtige, welthistorische Ereignisse, welche an ihnen vorüberziehen; und es ist ein höchst interessantes Schauspiel, zu beobachten, wie sich jene Ereignisse widerspiegeln in der Seele dieser Bauern. Die Revolution von 1789 imponirte ihnen, und man bewahrte ihr ein gutes Andenken, weil sie der wirthschaftlichen Unfreiheit ein Ende gemacht und auch den Bauern die „Menschenrechte" verliehen hatte; man wußte zwar nicht genau, was in diesen „Menschenrechten" geschrieben stand,

allein man dachte sich, es sei etwas Schönes. Noch mehr imponirte Napoleon der Erste, zuerst weil und so lange man ihn für den Testaments-Vollstrecker der Revolution hielt. Dann, weil und so lange er glücklich war. Als aber das Glück unterging, gingen den Leuten die Augen auf. Sie wünschten sehnlichst ein Ende der ewigen Kriege; und selbst als Napoleon von Elba wiederkam, hatten sie nicht viel für ihn übrig. Aber noch weniger Geschmack hatten sie an den Bourbons, welche die Priester und die Emigranten allmächtig machten, und von welchen Bauer und Kleinbürger fürchteten, in die Erniedrigung des vorigen Jahrhunderts, der Zeit vor der großen Revolution, zurückversetzt zu werden.

Der elsäßer Bauer sprach auch damals kein Französisch, allein er hatte französische Sympathien. Dieselben galten aber durchaus nicht der keltisch-romanischen Rasse als solcher, sondern dem Jahre Neun und Achtzig und besonders der Befreiung des Bodens. Die Könige Frankreichs hatten in Deutsch-Lothringen und Elsaß die alten verrotteten Einrichtungen und Zustände aus der Zeit der tiefsten Verkommenheit des deutschen Reichs-Elends und Wirrwarrs nur zum geringeren Theile beseitigt. Soweit sie darin keine Beeinträchtigung, oder etwa gar eine Stütze ihrer Herrscherrechte fanden, hatten sie dieselben bestehen lassen. Erst die Revolution fegte sie weg mit eisernem Besen. Deshalb war man ihr zugethan. Hatte sie ja

Digitized by Google

doch selbst im eigentlichen Deutschland Sympathien gefunden, nicht nur bei den Idealisten, sondern auch bei den Realisten, d. h. bei den Mühseligen und Beladenen.

Sodann imponirte endlich auch der große und mächtige Staat und das einheitliche freie Wirthschaftsgebiet. Das ist leicht zu begreifen.

Das Alles schildert Erckmann-Chatrian, wenn er uns in die Zeiten 1790 bis 1815 zurückführt. Vielleicht mag er als Franzose ein wenig übertreiben, allein er constatirt auch den Rückschlag während der bourbonischen Zeiten. Seitdem hat sich in Frankreich das Loos der Bauern im Ganzen stetig verschlechtert. Fast ist es wieder die „misera contribuens plebs". Wenn er auch nicht Frohnden leistet, Zehnten, Zinsen und Gülten entrichtet, so drückt ihn dafür eine Masse directer und indirecter Steuern und Zölle und Herr Adolph Thiers will sie noch vermehren, statt zur Einkommensteuer zu greifen, welche allein im Stande wäre, die Bauern zu erleichtern. Was aber die Zeit von 1812 bis 1815 anbelangt, so bin ich geneigt, die Schilderungen in dem „Conscribirten", in dem „Blocus" und in „Waterloo" für im Kerne richtig zu halten. Wir sehen auch daraus, wie weder die Revolution, noch Napoleon I. die Leute im Elsaß sonderlich schonten. Es war eine eiserne Zucht; aber es herrschte Ordnung, und Jeder wußte, woran er war. Das machte Eindruck auf die Leute. Man kann sich heute daraus eine Lehre abnehmen in Betreff der

Wirkungen der administrativen Dilettanten- und Bummel-Wirthschaft, welche eine Zeit lang in unsern neuen Reichslanden geherrscht hat. Die deutschen Administratoren im Elsaß sollten die Romane von Erckmann-Chatrian lesen. Sie sind für sie lehrreicher, als manche Reglements und Instruktionen. Doch ich begnüge mich mit dieser Andeutung und will die Sache nicht weiter in ihre Einzelnheiten verfolgen. Sapienti sat.

Die Bücher von Erckmann-Chatrian sind in einem leicht geschürzten und glänzenden Französisch geschrieben. Aber es geht uns Deutschen sonderbar damit. Wir glauben unter den glitzernden, kräuselnden Wellen der Oberfläche eine deutsche Grundströmung zu finden. Wir vermuthen hinter der französischen Stuckatur ein solides deutsches Mauerwerk. Daher rührt die Versuchung, diese Erzählungen statt in Schriftdeutsch, lieber gleich in den allemannischen Volksdialekt zu übertragen. Aber bei näherer Ueberlegung stehen wir ab von diesem Versuche. Er würde ohne Zweifel gelingen, aber nur für die Gespräche der Bauern; denn der dortige Bauer ist sowohl dem Schriftdeutschen, als auch dem Französischen (natürlich mit Ausnahme einzelner Ausdrücke, welche, jedoch nur als Fremdwörter, rezipirt sind) ferne geblieben. Der allemannische Dialekt ist sein spezielles Idiom und daher kann man ihn und seinen Kulturzustand nicht besser malen, als mit denjenigen Farben, welche uns dieser Dialekt an die

Hand giebt. Um seine originellen Mecklenburger richtig zu schildern, mußte sich Fritz Reuter der plattdeutschen Sprache bedienen; und zwar einfach deshalb, weil sich die Denkweise dieser Leute und die Sprechweise des Hochdeutschen unter einander nicht decken. Das letztere ist zu abstrakt, zu verwickelt, zu gelehrt, zu künstlich für die einfachen, concreten, unmittelbaren, natürlichen Anschauungen und Vorstellungen. Fritz Reuter gebraucht daher das Plattdeutsche, aber er gebraucht es nur für die Idylle. Die Reflexionen, die Anschauungen der sogenannten „Gebildeten" giebt er in der Regel hochdeutsch. Er kennt genau die Grenzen der Wirksamkeit des Dialektes. Das ist seine Stärke.

So verhält es sich auch mit der fränkischen und allemannischen Mundart in dem Elsaß und in Deutsch-lothringen. Hätte in diesen deutschen Provinzen, als sie dem französischen Staate einverleibt wurden, schon allgemein das Schriftdeutsch geherrscht, so wie dies gegenwärtig in Norddeutschland der Fall ist, dann hätte das Französische noch weniger Eingang gefunden. Jedes Territorium bedarf heut zu Tage einer europäischen Kultursprache. Dies Bedürfniß ist in den Städten größer, als auf dem flachen Lande. Der deutsche Volksdialekt in Elsaß-Lothringen ist sehr schön, aber er ist keine Kultursprache. Er genügt nicht für den höheren wirthschaftlichen, geschweige für den höheren geistigen Verkehr; auch ist er dadurch, daß er von

dem Stamm der Muttersprache so lange abgeschnitten war, etwas in der Entwickelung zurückgeblieben. Für die Bauern genügt er, aber nur so lange sie im Dorfe verbleiben. Die Andern sehen sich, wenn sie sich an höhere Aufgaben machen, nach einer Kultursprache um.

So war die Gefahr, daß das Französische dort eindringe, wahrlich keine geringe. Allein die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Sprache hat ihr einen großen Theil der erobernden Kraft benommen. Sie ist, wie dies auch Erckmann-Chatrian in der „Geschichte eines Lehrgehülfen" ganz richtig darlegen, in ihrer heutigen Gestalt, wie sie solche unter den Händen der französischen Academie angenommen hat, zu wenig populär. Ja, die eigentliche Schriftsprache ist für den gemeinen Mann auch in dem wirklichen Frankreich nur schwer zu verstehen.

„Das Französische," sagt Doctor Faucher, „ist eben so wenig eine leicht erobernde Sprache, wie das Deutsche. Beide Sprachen sind zu schwer und zu ungelenkig, um den Ungebildeten leicht in ihren Zauberkreis zu ziehen. Kann man sich eine verwirrtere Konstruktion denken als das Französische: „„Que est ce que est que ce la,"" oder das: „„Malgré que je ne me en ressouvient pas,"" wobei noch dazu kein einziges dieser vielen kleinen Worte an einem anderen Platze, als an dem vorgezeichneten, stehen darf? Erinnert dies nicht an die berühmte Potsdamer Publication: „„Der, der den, der die, Den, der den Gra-

den verunreinigen würde, mit fünf Thalern Strafe bedrohenden Bekanntmachung des Magistrats selber in den Graben geschmissen hat, anzeigt, erhält zehn Thaler Belohnung?“ “ Nur mit dem Unterschied, daß man Letzteres auf dreißigerlei verschiedene Arten umstellen kann. Eine solche Sprache lockt schwerfällige Geister nicht an.“

So kommt es denn, daß das Französische dort auf dem Lande nicht tief eingedrungen ist. Im oberen Elsaß noch weniger, als im unteren. Denn dort dominirt mehr das Allemannische, der jüngere Bruder des Schweizerischen, dessen ich oben, bei Gelegenheit der Besprechung der Gotthelf'schen Schriften, schon näher gedachte; — eine Mundart, die jeden Eindringling weit schroffer zurückweist, als der weit biegsamere pfälzisch-fränkische Dialekt im niederen Elsaß.

Um nun auf Erckmann-Chatrian zurückzukommen, so unterscheiden sich seine Erzählungen von denjenigen unseres Fritz Reuter dadurch, daß sie nach verschiedenen Richtungen hin jenes Gebiet der Idylle, für welches schon seit den Zeiten von Bion, Moschos und Theokritos der Dialekt mit Fug und Recht als legitimirt gilt, überschreiten. Was jenseits dieses Gebiets liegt, das muß in der Schriftsprache wiedergegeben werden; und da ein Mosaik von Schrift- und Dialekt-Sprache schwerlich Geschmack verrathen dürfte, so bleibt nichts Anderes übrig, als sich der ersteren zu

bedienen, jedoch ohne Anklänge an den Volks-Dialekt, wo sie sich von selber ergeben, zu meiden.

* * *

Ich habe oben bereits in wohl verdienten Ehren des märkischen Dichters Franz Ziegler gedacht.

Eine der ersten Stellen unter seinen prachtvollen Erzählungen nimmt der „Landwehrmann Krille" (Berlin, Franz Duncker, 1865) ein. Es ist auch eine bäuerlich-militärische Geschichte. Denn der richtige Märker ist vor Allem Landwirth und Soldat, und als Beides gleich schneidig. Die Erzählung bewegt sich daher parallel mit Erckmann-Chatrian's „Conscrit" und „Waterloo," jedoch ohne daß Ziegler die letztgenannten Werke, als er seinen „Krille" schrieb, gekannt hat.

Desto interessanter ist die Parallele zwischen der französischen und der deutschen Erzählung. Beide Autoren, der französische, wie der deutsche, haben die Volksseele in ihren geheimsten Regungen belauscht, und man hat nur nöthig, die betreffenden Abschnitte nebeneinander zu stellen, um einen werthvollen Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie zu erhalten. Hören wir daher, wie der Ziegler'sche Held von seinem märkischen Dorf ausrückt, und wie der Erckmann-Chatrian'sche von dem Elsasser befestigten Landstädtchen Pfalzburg, das die Franzosen hartnäckig „Phalsbourg" schreiben, in's Feld zieht. Beides geschieht im Jahre Dreizehn.

Digitized by Google

Beginnen wir mit Ziegler. Da sein Werk im Buchhandel vergriffen ist, so will ich die betreffende Stelle, mit Erlaubniß des verehrten Verfassers, wörtlich hierher setzen.

Der märkische Landwehrmann Krille erzählt also, wie folgt:

„Sie wissen ja, wie es 1813 bei uns aussah. Sie sind zwar noch ein Bürschchen gewesen, aber mitgelitten werden Sie wohl auch haben. Der Bonaparte hatte ja das Land so ausgesogen, daß zum Theil die Aecker wüst lagen, daß der Viehstand heruntergekommen war, denn die Pferde waren vom Feinde genommen, und die wenigen, die man noch sah, waren wahre Katzen; die Franzosen hatten frischweg tragende Kühe geschlachtet; mit dem Schafstand sah es überhaupt damals noch traurig aus und eine Hammelheerde war selten zu sehen. Geld war nicht im Lande, die Tresorscheine galten vier bis sechs gute Groschen, alle Franzosen hatten wir vom Kopf bis zu den Beinen kleiden müssen, und für uns war kein Tuch geblieben, so daß die Farbe des Rockes sonst ganz wohlhabend gewesener Leute und gar der Schulkinder vor Flicken nicht zu erkennen war.

Da kam endlich der liebe Gott zu Hülfe; Bonaparte's Soldaten waren in Rußland erfroren. Unser König, der sein Volk zum Kampfe führte, hatte kein Geld, und wenn auch die Kreise ihr Möglichstes thaten, um die Landwehr zu equipiren, so war doch alles nur knapp und dürftig.

Gewehre waren auch nicht da, und Anfangs hatte ja das erste Glied nur Piken. So sah es denn auch in unserm Dorfe elend genug aus. Es waren Kriegsfuhren zu leisten, Einquartierung zu halten, es mußte geliefert werden, und die Aushebungen griffen immer mehr auf die Aelteren hinaus, weil die junge Mannschaft, von der schon viele als Freiwillige gegangen waren, nicht mehr ausreichte. Wenn der Kreisbote in's Dorf kam, geriethen alle Frauen und Kinder in Schrecken, denn er brachte gewöhnlich Ordre für diesen oder jenen, und der Pastor hatte genug zu trösten. Wo nur Männer zusammenstanden, sprachen sie über den Krieg, die Noth, den Geldmangel und den Mangel an Feldarbeitern. Selbst in der Kirche wurden wir der Sorge nicht los, denn der Pastor ermuthigte, feuerte an und tröstete, und wenn wir die Kirche verließen, blieb die Gemeinde noch lange auf dem Kirchhofe zusammen, um sich mitzutheilen und sogar zu berathen.

Da hatte nun eines Sonntags der Pastor uns so recht in's Herz geredet, uns aufgerufen, uns freudig zu opfern, mit Gott für König und Vaterland in's Feld zu gehen und Weib und Kind Gott anzuvertrauen, daß mir ganz wunderbar zu Muth wurde. Es kam wie eine Ahnung über mich, und als ich nach Hause kam, sah mir meine Frau gleich an, daß in mir was vorginge, und sie fragte mich, ob mir etwas passirt sei.

„Nein," sagte ich, „aber gieb Acht, Mutter, diese Woche kommt's auch an mich; ich werde wohl auch fort müssen."

Das gab denn ein trauriges Mittagessen, denn ich konnte nicht ohne Thränen meine drei Kinder ansehen, von denen das jüngste kaum laufen konnte, während meine Frau mit dem vierten schwanger ging.

Es war recht gut, daß ich mir vorher die Sorge gemacht hatte, denn schon am folgenden Tage kam der Kreisbote und schon in vierundzwanzig Stunden mußte ich weg. Man soll Gott für den Kindersegen danken; aber wenn man nichts, gar nichts zurücklassen kann und zu Felde ziehen muß, denkt man doch, es wäre besser, du wärst los und ledig. In meinem ganzen Leben habe ich mir nicht so Reichthum gewünscht, als an diesem Tage, und es kam mir wie ein reines Kinderspiel vor, in's Feld zu rücken, wenn die Familie vollauf zu essen und zu trinken hat. Mit mir stand es anders.

Mit dem Bischen Eingeschlachteten waren wir zu Ende; der Schweinetreiber hätte mir zwar ein Ferkel auf Borg gegeben, aber wie sollte es groß gefüttert werden. Ein Bischen Kartoffelland war ausgesetzt, aber nur wenig, denn es hatte mir an Saatkartoffeln gefehlt; Brodkorn war nicht mehr da, als wovon meine Frau noch einmal backen konnte, und an baarem Gelde besaß ich einen Thaler, den ich meiner Frau gab. Sie wollte ihn absolut

nicht nehmen, weil ich ja doch auch einen Nothdreier gebrauchte, und so haben wir ihn schließlich getheilt.

Die Gemeinde fuhr uns zur Stadt, während sich früher manche Frau und manches Kind mit aufgesetzt hatten, gestattete ich dies den Meinigen nicht, Frau und Kinder mußten zu Hause bleiben. Mit mir hatte mein Nachbar Radecke Ordre bekommen. Er hatte nicht lange vorher geheirathet, war noch kinderlos, und wenn er auch mit der Frau einen Garten und ein Endchen Land mitbekommen hatte, womit diese schon eher der Noth begegnen konnte, so war er dennoch betrübter als ich; denn er ist wohl so brav als ich, aber er kann sich nicht so hart machen. Wir waren zusammen aufgewachsen, Nachbarskinder, und waren immer gute Freunde gewesen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und als wir nur erst unter Waffen standen und exercirten, da ging's besser.

Bald fing das Marschiren hin und her an, bis wir bei Hagelsberg in's Gefecht kamen. Das war nicht so schlimm, denn wenn man erst drin ist, hört und sieht man nichts mehr. Mit Schießen hielten wir uns nicht lange auf, wir gingen drauf, wo wir heran konnten, und Sie können glauben, Herr, man muß nur auf die Franzosen gleich so nahe drauf gehen, daß man das Weiße im Auge unterscheiden kann. Bis dahin ist es am schlimmsten, aber ist man erst so weit, dann bekommen sie das Zittern, denn

Mann gegen Mann halten sie es gegen uns nicht aus dazu sind sie nicht steif genug.

Die Höhe von Hagelsberg ist ein buckliges Land voll Vertiefungen und Rinnen. Beim Ausschwärmen war Radecke in eine solche Vertiefung gerathen, und ich denke, ich soll den blassen Tod haben, als ich sehe, wie er sich mit vier Franzosen, die eigentlich Italiener waren, herumschlägt. Ich war damals gewaltig schnell auf den Beinen, rief ihm zu: „Bruder feste!“ und da ich glücklicherweise noch geladen hatte, war ich kaum heran, als ich den einen Kerl niederschoß und dem zweiten mit dem Bajonnet in den Rippen war und ihm gleich eins beibrachte. Die beiden Anderen schrien Pardon, und so brachten wir sie glücklich an.

Der Hauptmann, dessen Augen überall waren, hatte den Spaß mit angesehen und sagte: „Krille, Du hast einen Orden verdient.“

Ich hörte kaum danach hin, denn was war dabei Großes? Radecke und ich waren ja, wie gesagt, Nachbarskinder und zusammen aufgewachsen, ich wäre ja ein Hundsfott gewesen, hätte ich ihn im Stich gelassen. Mein Freund aber hatte eins durch das dicke Fleisch in den Schenkel abbekommen; es war nicht schlimm und ich wollte ihn aus dem Treffen hinwegführen. Aber er litt es nicht, sondern schickte mich zurück, indem er sagte: „Fritze, kehre Du nur um, es ist doch Einer mehr auf unserer Seite.“

Ja, so sagte Radecke, und er hatte ganz Recht. Wie es mit der Schlacht im Großen und Ganzen steht, das kann ja der Soldat nicht wissen; aber so viel können Sie mir glauben, daß wenn nicht jeder einzelne Mann glaubt, von ihm hänge das Ganze ab, dann geht's nicht. Wir Landwehrmänner hatten ja wenig exercirt, da blieb uns also nichts Anderes übrig, als fest darauf zu gehen und fast wie in einer tüchtigen Schlägerei dazwischen zu hauen, wie es Jeder am besten verstand, und dabei kommt doch viel darauf an, daß alle Mann auf ihrem Platze sind.

Also machten wir die Sache ohne Radecke ab und ließen ihn auf einige Zeit hinter uns. Er kam bald wieder, aber die paar Wochen, in denen er sich auskurirt hatte, waren mir schmerzlich lang geworden. Wäre er in dem Gefecht um's Leben gekommen, ich glaube, ich wäre ganz rasend geworden und hätte gar keinen Pardon mehr gegeben. Solch ein Freund, auf den man sich verlassen und mit dem man auf dem feuchten Bivouak-Lager ein Wort von zu Hause, von Weib und Kind reden kann, ist ein rechter Trost.

Wir gemeinen Leute wissen ja gar nicht, wohin wir marschiren, wir wußten blos, daß Frankreich gegen Abend vor uns liegt, und daß dort das Loch war, zu dem wir die Feinde hinausjagen mußten. Es ging nun immer hin und her, bald mußten wir in den Laufgräben vor einer Festung zubringen, bald wurden wir wieder abgelöst und

gegen Abend geschickt, bald aber auch gegen Morgen, weil Bonaparte, der die Festungen im Lande noch hatte, von dorther Ausfälle machte. Da kam es denn zu Schlachten und Gefechten, aber das Sauerste, was wir durchzumachen hatten, waren immer die Dorfgefechte. Denn diese verdammten Franzosen sind schwerer aus einem Dorfe zu vertreiben, als die Wanzen aus einer Schlafkammer. Hinter jedem Backofen, Misthaufen setzen sie sich fest, und wo ein Haus, eine Mauer geeignet ist, sind sie gleich damit fertig, Schießscharten zu machen, und aus dem Kirchhofe, wenn er im Dorfe eine Kirche umschließt, verstehen sie sofort eine kleine Festung herzustellen. Dabei wissen die Kerle gleich in jedem Dorfe Bescheid, als wenn sie drin geboren und aufgezogen wären, so daß man sie förmlich herausstäkern muß, wie die Spätpflaumen vom Baume.

So ging es denn weiter bis über den Rhein hinüber. Da sprachen die Leute im Anfang noch deutsch. Aber nach und nach wurden sie immer dummer, bis sie kein vernünftiges Wort mehr verstanden. Ich hatte immer zu Radecke gesagt, Bruder, laß mich nur hinkommen, ich schaffe mir zwei Magen an, um das Volk auszufressen. Ein Franzose nämlich, aber es war eigentlich kein Franzose sondern ein Rheinbündler, indessen trug er doch die Uniform, hatte meiner alten Mutter einen Stoß versetzt, daß die alte Frau an die Erde fiel. Da hatte ich nach der Forke gegriffen, aber ich wurde von ihm und einigen anderen,

die hinzukamen, überwältigt und abgeprügelt. Was ich nun in Frankreich angeben wollte, um mich zu rächen, das wußte ich so eigentlich nicht; denn so unvernünftig war ich als lutherischer Christenmensch denn doch nicht, daß ich auch hätte eine alte Frau mißhandeln wollen. Aber ich wollte prampiren, unverschämt fordern und das Beste und Schönste zum Essen verlangen.

Nun wußten wir alle, daß wir heut in eine Gegend kamen, wo die Leute ganz französisch sind. Da war aber unglücklicherweise ein Brief von meiner Frau angekommen; danach ging es ihr knapp und sie klagte über den Krieg und meinte, daß die armen Frauen und Kinder das Meiste litten.

Nun kamen wir in das Dorf. Du lieber Gott! Da sah Alles ärmlich aus. Die Weiber mit den Kindern wollten sich, wie früher die unsrigen, auch flüchten, und liefen über die Straße, die Männer gingen in dicken Holzschuhen, so daß ich zu Radecke sagte: „Bruder, hier gehen die Gänse auch barfuß.“

Im ganzen Dorfe war nichts zu beißen, nichts zu brechen, und man sah nur Greise, Weiber und Kinder, denn Bonaparte hatte auch alle jüngere Mannschaft ausgehoben. Das Vieh war auch verschwunden, denn wir kamen nicht zuerst, und so sah es traurig aus mit den Fleischtöpfen, die ich mir in Frankreich gedacht hatte.

„Herr Lieutenant,“ fragte ich den gelehrten Lieutenant

Krüger, der mit den Franzosen in ihrer Sprache redete, wie Wasser, „ist denn das wirklich Frankreich? oder ist es nur so die Hundeterkei vom Lande?“

„Ja, das ist Frankreich und eins seiner besten Länder,“ erwiderte er. „Du hast Dir wohl gedacht, daß hier Milch und Honig fließt? Die Menschen hier sind so unglücklich wie wir, denn ihr Kaiser hat sie auch ausgesogen, und sind sie eben so arm gemacht als die übrige Welt.“

Na, da war's denn mit meiner Rache vorüber, und als die guten Leute sahen, daß ich meinen Kameraden zuredete, wenn sie unwillig wurden, und als ich sogar mit den Kindern spielte, besonders mit denen, die so das Alter von meinen eigenen hatten, da wurden sie ganz zutraulich und brachten, was sie herbeischaffen konnten. Aber eine schlechte Lebensart ist es doch in Frankreich. Das Brod hat keine Kraft, dann heute Suppe und morgen Suppe, das ist ein schlechtes Essen, und den Wein, auf den ich mich gefreut hatte, nehme ich nicht geschenkt. Das saure Zeug wollte nicht hinunter und Bier und ein guter Kümmel waren ganz unbekannt.

Nun! ein Schelm giebt mehr, als er hat, und als wir tiefer in Frankreich hinein kamen und hinter Paris standen, war die Ernte reif. Die Bauern hatten keine Arbeiter, und uns jammerte Gottes Segen. Da faßten wir frisch mit an und brachten die Ernte ein. Ich habe mein Gotteswunder gehabt, wie ungeschickt sich die Leute

dort anstellen; das sichelt und sichelt und bringt nichts vorwärts; sie mochten es wohl verlernt haben über das viele Soldatenspielen. Sie haben fast geweint, als wir fortgingen, und die Frau meines Wirthes schenkte mir sogar ein kleines buntes Kreuz mit Silber eingefaßt für „Madame," wie sie sagte, denn sie mußte mich wohl für einen vornehmen Mann halten und meine Frau für eine vornehme Frau, weil ich das eiserne Kreuz trug."

* * *

Wenden wir uns nun, um die Gegensätze klar zu machen, von Ziegler's Landwehrmanne sofort zu dem „Konscribirten von 1813" der Herren Erckmann und Chatrian.

Der „Held" der Geschichte — wenn hier ein so heroischer Ausdruck statthaft ist — heißt Joseph Bertha. Er ist geboren in dem Dorfe Dachsberg und armer Leute Kind; da er von Geburt schwächlich ist und auf dem einen Beine hinkt, so hat ihn seine Mutter zu dem alten Uhrmacher Melchior Gulden in der Stadt Pfalzburg in die Lehre gegeben. Er lernt gut. Gulden ist ihm gewogen, Joseph hat eine Tante in dem benachbarten Dorfe Vierwinden; und die Tante Grethel hat eine Tochter Katharina. Joseph verlobt sich mit letzterer. Tante Grethel und Onkel Melchior geben ihren Segen. Alles wäre somit gut und der Roman würde mit einer Hochzeit anfangen, wenn der Kaiser Napoleon nicht wäre, der für idyllische Scenen gar keinen Sinn hat.

Napoleon fängt den Krieg mit Rußland an. Am 10. Mai 1812 passirt er Pfalzburg. Die Kanonen des Zeughauses donnern, daß alle die vielen, kleinen sechs-eckigen Scheiben an dem Fensterchen von Josephs Dachkämmerlein klirren. Joseph sieht hinaus. Eine Masse Dragoner, zum Theil mit Fackeln, reitet in klirrendem Trabe vorüber und überall schallt ein donnerndes „Vive l'Empereur!" Da kommt der vierspännige kaiserliche Wagen. Aller Augen konzentriren sich auf ihn. In der Dunkelheit, welche herrscht, wo das Fackellicht nicht hinreicht, rennt ein Pferd wider den Pfahl, woran der Fleischer die Ochsen bindet. Das Pferd stürzt, der Reiter auch. Sein Helm kollert in die Gosse; der Mann liegt da, eine leblose Masse. In diesem Augenblick sieht der allmächtige Imperator aus dem Kutschenschlag: ein breiter Kopf, ein bleiches, aufgeschwemmtes Gesicht, ein Strich Haare über die weiße Stirne hängend. Er hebt die Hand, als wenn er eine Prise Tabak nehmen wollte und stößt ein Paar kurze harte Worte aus. Der Offizier, welcher am Kutschenschlag galoppirt, neigt sich tief, um zu antworten. Der Kaiser führt die Prise zur Nase, dann wirft er den Kopf zurück. Die Kanonen donnerten von Neuem und das „Hoch" wurde immer stürmischer.

Das war es, was Joseph Bertha sah. Der alte Meister Gulden sagte: „Siehst Du, Joseph, das ist der

Digitized by Google

Mann, in dessen Händen ruht unser Aller Leben; er braucht nur zu blasen, und fort sind wir."

Dann folgt Siegesbotschaft auf Siegesbotschaft, und bei jeder Botschaft Kanonendonner, Glockengeläute, Te Deum 2c. Am 15. September 1812 wurde in Pfalzburg der große Sieg an der Moskwa verkündigt. Allgemeine Freude.

— Gott sei Dank, hieß es, jetzt ist der Krieg zu Ende.

— Nein, meinte ein Spötter, jetzt werden wir noch China erobern.

Bald danach kommen aber schon die Hiobsbotschaften nachgehinkt, die Nachrichten von dem Brande von Moskau und dem Rückzuge. Der gute Vater Gulden ist davon so angegriffen, daß er nicht im Stande ist auszugehen und die Uhren aufzuziehen; er beauftragt damit seinen Joseph. Während dieser im Begriff steht, die Uhr der Kirche aufzuziehen, unterhält er sich mit dem Küster.

— Habt Ihr schon von dem Unglück in Rußland gehört? fragte der Küster.

— Ja, es ist entsetzlich, meint Joseph.

— Ja, das weiß Gott, entsetzlich ist's schon; aber man muß jedem Dinge seine gute Seite abzugewinnen suchen. Die Geschichte wird unserer Kirche doch ein schön Stück Geld eintragen. Wissen Sie, jetzt wird Jedermann Messen lesen lassen für die Gefallenen, und zwar desto mehr, weil es ein heidnisches Land ist, — dieses Rußland, und weil sie dort kein christlich' Begräbniß bekommen.

In der Kirche liegen die Frauen auf den Knien, trotz der furchtbaren Kälte, welche natürlich auf den Steinfließen am schlimmsten ist. Am Rathhaus hängt ein großes Placat in französischer Sprache. Ein halb tausend Leute aus der Stadt und den Dörfern, Männer und Frauen, drängen sich darum. Sie recken die Hälse, sie können nicht heran, sie verstehen zum Theil nicht französisch. Ganz hinten hebt ein altes Mütterlein die zitternden Hände gen Himmel und schreit in Verzweiflung: „Christoph, mein armer guter Christoph!"

Da stellt sich ein Stadt-Diener auf die oberste Stufe der hohen und steilen Rathhaustreppe und verdollmetscht der Menge ein Exemplar dieses Bulletins. Es war das neunundzwanzigste Bulletin, worin der Kaiser eingesteht, daß ihn jede Nacht des Rückzugs tausend Pferde koste. Von den Menschen war keine Rede. Dann hieß es, nach einer Schilderung des Elends der Armee, wörtlich: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist nie besser gewesen."

Diese liebenswürdige Mittheilung vermochte keinen Trost zu spenden. Damals so wenig, wie 1870. Es ist ja bekannt, daß eines der Telegramme, welches nach den unerwarteten Niederlagen vom August 1870 aus dem Hauptquartier Napoleons des Dritten nach Paris erging, fast gerade so lautete, nämlich: „Seine Majestät der Kaiser befindet sich merkwürdig wohl." (Sa Majesté l'Empereur se trouve admirablement). Diese Geschmacklosigkeit ist

Digitized by Google

so inhuman, ja so grausam und höhnisch, daß man sich schier wundert, daß sie mehr als einmal vorkommen kann. Allein sie ist in der That häufig. Die Byzantiner haben im ganzen Buche der Geschichte stets die nämliche hündisch schweifwedelnde Sprache gesprochen.

Joseph erzählt seinem Meister, dem Vater Gulden, was er gesehen und gehört hat.

— Das ist der Anfang, sagt Vater Gulden, — der Anfang ist schlimm, aber das Schlimmste kommt noch. Alle Völker, welche Frankreich bisher systematisch beraubt hat, die Russen, die Preußen, die Oesterreicher, die Spanier, werden jetzt über uns herfallen. Alle Völker, welchen wir Könige aufgedrungen haben, die jene Völker weder kannten, noch mochten, werden kommen, um uns die Bourbons aufzuoctroyiren, welche wir nicht mögen, weil wir sie kennen. Die Bourbons werden wieder kommen mit ihrem Schwanze und Anhang von vaterlandslosen Emigranten und zelotischen Pfaffen. Alle Errungenschaften unserer glorreichen Revolution werden wir wieder verlieren. Bisher die Ersten werden wir in Zukunft die Letzten der Letzten sein. Wir hatten bereits nichts mehr, als die Armee. Sie ist hin. Nun ist es aus. Nun kommt die Strafe für unsere Kriegswuth. —

Allein, so schnell schreitet das Gericht nicht. Vor dem Tode des Kaiserreichs spielte seine Agonie; und von ihr ward auch Joseph ergriffen.

Der Kaiser war nach Paris zurückgekehrt. Er hatte neue Aushebungen ausgeschrieben, welche auch Joseph Bertha bedrohen. Joseph fürchtet sich sehr. Seine zukünftige Schwiegermutter, Tante Grethel, eine energische Bäuerin, weiß ihn zu trösten.

— Du darfst und sollst nicht mit ausrücken, sagt sie. Ich leid's nicht. Du und der Johann Kraft und die Andern müßt Euch in die Wälder flüchten. Dann schleicht Ihr Euch durch in die Schweiz. Die Katharine und ich folgen Euch nach. In der Schweiz warten wir ab, bis der Schwindel zu End' ist.

Allein Vater Gulden, ein alter Republikaner von 1792 findet das unschicklich. Er verläßt sich auf Josephs lahmen Fuß und auf die Protection, welche selbst dieser starre Verrina anzurufen nicht verschmäht hat. Er hofft ihn loszukriegen.

— Die Sache macht sich, hatte schmunzelnd Gulden zu Joseph gesagt, ich habe mit dem Commandanten und auch mit dem Maire gesprochen. Beide sagten mir: Ja freilich, der Junge hinkt ja; und wir brauchen Soldaten, aber nicht Lahme.

Aber die Sache macht sich durchaus nicht. Am 15. Januar 1813 wird auf dem Rathhause zu Pfalzburg gelooſt. Der gute Joseph zittert bei dem Gedanken, sein Hinken reiche am Ende nicht aus. Er schleicht in Guldens Speisekammer und trinkt eine Flasche Wein-Essig

aus, weil er gehört hat, davon bekomme man ein blasses und elendes Aussehen. Allein der nächste Erfolg ist der umgekehrte. Der Wein-Essig echauffirt, und der gute Joseph wird roth wie ein Krebs. Tante Grethel steckt ihm heimlich einen Talisman in die Tasche. Wenn auch der Essig fehl schlug, ein solcher Talisman kann nicht versagen.

Joseph zieht das Loos. Es ist Nummer Siebzehn. Das ist zu wenig. Der Talisman hat nicht geholfen. Joseph wird hinsichtlich seiner Tauglichkeit untersucht. Während er sich ankleidet, sagt der Gensdarm:

— Haha, da ist endlich doch Einer, der gerne Soldat wird. Die Liebe zum Ruhm strahlt aus seinen Augen und aus seinen rothglänzenden Backen!"

Ach, es war ja gar nicht die Liebe zum Ruhm, sondern blos der genossene Essig.

Der Commandant, der Maire, der Stabsarzt sagen unisono: — Der Mann ist lahm, wir können ihn nicht gebrauchen.

Allein da erhebt sich der Präfekt. Bei ihm ist eine schriftliche Denunciation eingelaufen, welche dahin geht, Joseph Bertha werde sich bei der Ziehung auf seine Lahmheit berufen, aber das sei eitel Verstellung; denn Joseph habe noch kürzlich mit einem Andern gewettet, er wolle in drei Stunden von Pfalzburg nach Zabern laufen und habe die Wette gewonnen. Joseph muß gestehen, daß dies wahr ist.

Digitized by Google

Das entscheidet. „Tauglich zum Kriegsdienst!“ lautet das Verdict. Tante Grethel schreit:

— Die Hallunken! Jetzt greifen sie schon zurück bis auf die Lahmen! Sie werden keine Ruhe haben, bis Alles geholt ist. Nächstens werden sie kommen und auch mich holen und die anderen alten Weiber! Katharine fällt, wo möglich, in Ohnmacht. Vater Gulden schüttelt sein weißes Haupt, weil alle Protection nichts geholfen. Was soll da aus der Welt werden? —

— Aber, schreit Tante Grethel, ihre Niederträchtigkeit soll ihnen erst recht nichts helfen. Jetzt sollen sie ihn gerad' nicht kriegen. Noch diese Nacht soll er sich durch Gebirg und Wald nach der Schweiz hinüber durchschleichen. Ja, bei Gott, das soll er.

— Nein, sagt Gulden, das soll er nicht. Ich wenigstens würde mich schämen, in der Schweiz zu sitzen und Uhren zu machen, während Andere mein Land vertheidigen.

— Ach was! meint Grethel, mit Eurem Lande. Auf ein solches Land pfeif' ich was, wo man die Lahmen und am Ende auch gar die Familien-Väter hinwegnimmt.

Sie streiten immer hitziger. Da schlägt Joseph vor, Katharine soll entscheiden. Katharine sagt endlich:

— „Joseph, ich will nicht, daß sie Dich als Deserteur an den Pranger stellen!“ dann fällt sie ihm um den Hals und weint bittere Thränen. Joseph selbst weint deren noch mehr. Vater Gulden und Tante Grethel accompagniren.

Die Entscheidung ist gefallen. Joseph marschirt, jedoch nicht ohne eine ganze Reihe herzzerreißender und thränenreicher Familien-Scenen, welche man im „Conscrit“ selbst nachlesen muß. Joseph macht den Feldzug mit, in der Regel voll Zagen und Bangen, jedoch ausnahmsweise zuweilen ein Held aus Verzweiflung. Auf dem Rückzuge, nach den Tagen von Leipzig und Hanau, wird er vom Typhus befallen. Er verliert das Bewußtein. Das dauert Wochen lang.

Am 15. Januar 1814, ein Jahr nach der Ziehung zu Pfalzburg, zwei und einen halben Monat nach der Schlacht bei Hanau, kommt Joseph wieder zu sich. Er liegt in einem reinlichen Bette; die kleine Stube ist warm durchheizt; die Fensterscheiben sind voll Eisblumen. Vor dem Bette sitzt eine abgehärmte Frauengestalt. Draußen donnern die Kanonen.

Joseph ist gerettet; er befindet sich in Vierwinden bei der Tante Grethel. Es ist Katharine, die vor seinem Bett sitzt und ihn in Treue gepflegt hat. Und die donnernden Kanonen? Ei nun, die verkündeten, daß der Feind den „heiligen Boden“ von Frankreich beschritten hat und soeben Pfalzburg belagert. Das ist die Geschichte von Josephs erstem Ausmarsch. Der zweite erfolgt 1815 und ist in der Erzählung „Waterloo“ geschildert.

* * *

Digitized by Google

Die Fortsetzung der Geschichte eines Konscribirten von 1813, von Erckmann-Chatrian heißt „Waterloo."

Die Erzählung beginnt hier mit der Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten. Mit bewunderndswürdiger Kunst sind hier die verschiedenen Strömungen der öffentlichen Meinung geschildert und in den verschiedenen Personen verkörpert. Die herrschende Stimmung war Anfangs entschieden gegen Napoleon. Man wollte vor Allem Ruhe haben, den Frieden genießen und die Wunden heilen, welche der Krieg geschlagen. Die Bürger von Pfalzburg und die Bauern in den umliegenden Dörfern schrien einstimmig:

„Es lebe der Friede! Fort mit der Konscription! Fort mit den neuen Abgaben, die Bonaparte eingeführt hat!"

Man glaubte, es könne nie wieder Krieg geben; denn alle Welt hatte ihn satt. Joseph dachte natürlich an nichts Anderes, als seine Katharine zu heirathen. Allein er war ja noch Soldat und bedurfte deshalb nach Vorschrift des Gesetzes zur Heirath eine spezielle Erlaubniß des Kriegsministers. Vater Gulden machte also eine eindringliche und bewegliche Bittschrift. Darin wird geschildert, daß Joseph von Geburt an hinke und schwächlich sei; es sei unrecht, daß man ihn überhaupt ausgehoben; er sei denn auch im Kriege alsbald krank geworden, als todt in Ausgabe geschrieben und nur durch einen besonderen Glücksfall und sorgfältige Pflege gerettet worden; jetzt wolle er aus Dankbarkeit seine Pflegerin heirathen; er werde stets

ein schlechter Soldat sein, aber ohne Zweifel ein guter Familienvater werden; ihm die Heirath weigern, heiße ihn morden; denn in Ermangelung weiblicher Pflege, werde er schließlich dem Hospital und der Gemeinde zur Last fallen.

Nun warten Joseph, seine Katharine, der Vater Gulden und die Tante Grethel auf Antwort. Keinem von ihnen fällt es ein, am Erfolge zu zweifeln. Jeden Tag fragt man den Postboten nach einem Briefe aus Paris. Es ist keiner da. Tante Grethel wird ungeduldig.

— Nun, Joseph, sagt sie, hat der Lump von Kriegsminister immer noch nicht geschrieben? Was denkt der Mensch wohl von uns, und wie lange soll Das noch dauern? Früher regte man sich zu viel, jetzt läßt man gar nichts mehr von sich hören. Das ist doch langweilig, so auf Pariser Botschaft zu warten. Und im Grunde genommen, was hast Du mit den Parisern überhaupt noch zu schaffen? Sie haben Dich ja für todt ausgegeben. Wir haben Dir das Leben gerettet, und also gehörst Du uns und nicht den Parisern. Du könntest Dich also ohne Widerrede von dem Pastor kopuliren lassen. Aber freilich, Der thut's nicht, wenn Ihr nicht vorher bei dem Maire waret. Und der Maire rührt sich nicht, wenn er nicht den Dispens von Paris hat. Das ist eine schlechte Einrichtung. Alle diese Leute lassen sich's wohl sein. Und wer bezahlt sie? Wer bezahlt die Gensdarmen und die

Digitized by Google

Präfekten, die Geistlichen und die Maires? Wer muß überhaupt Alles bezahlen? Wir! Und trotzdem wollen sie uns noch nicht einmal heirathen lassen! Niederträchtig! Ich an Euerer Stelle machte es anders. Ihr solltet in die Schweiz gehen und Euch da kopuliren lassen".

Während Tante Grethel räsonnirte, feierten der Servilismus und das „weiße Schreckensregiment" ihre Orgien, sogar auf dem Dorfe. Die Maires, die Adjunkten, die Gemeinderäthe, die Schulmeister, die Feldhüter und die Gensdarmen, welche früher von den Bourbons nur mit Abscheu, von Napoleon nur mit Schweifwedeln gesprochen hatten, drehten den Stiel nun um. Den Mann, welchen sie früher nur „Seine allergnädigste Majestät" titulirten, nannten sie jetzt den Tyrannen, den Usurpator, den Menschenfresser, den „blutigen Korsen." Als der Dorfschulze Michel von Holkematt der zu Vater Gulden kam, um seine Uhr abzuholen, es auch so machte, erhob Gulden Einsprache.

— Man merkt, sagte der Dorfschulze denunziatorisch, man merkt immer noch, daß Sie ein alter Jacobiner sind!

— Da haben Sie Ihre Uhr, erwidert Vater Gulden, nehmen Sie dieselbe und gehen Sie. Die Regierung hat gewechselt, aber Lumpen bleiben Lumpen unter jeder Regierung. —

Nun folgten große politische Demonstrationen der „Gutgesinnten." Das Land seufzte nach Ruhe, aber die Parteien ließen es nicht dazu kommen. Die Weißen (die

Legitimisten) verfolgten die Blauen und die Rothen (die Bonapartisten und die Republikaner) ebenso, wie sie selbst vordem verfolgt worden waren. Die Macht des Klerus und der Emigranten wuchs mit jeglichem Tage. Mit der Macht wuchs der Uebermuth. Es hatte gar keine Grenzen mehr mit den Ansprüchen der Emigranten und mit den Aufzügen des Klerus. Prozessionen, Sühn-Aemter und Seelen-Messen für Pichegru, für Moreau, für Cadoudal, und vor Allem für Ludwig den Sechzehnten, nahmen kein Ende. Alle Welt ging in schwarzen Trauerflören, um die letzten Jahrzehnte zu sühnen.

Da hatte Frau Grethel eine „Idee." Sie meinte nämlich:

— Uebermorgen ist wieder eine große Seelenmesse, und dann folgen noch sonstige Gottesdienste und Prozessionen für Ludwig XVI. und Andere, wovon ich nicht weiß, wie sie heißen. Das müssen wir benutzen. Auf die Minister können wir länger nicht warten. Davon ist Einer fauler, als der Andere. Wir müssen's mit den Geistlichen versuchen. Das sind jetzt die Leute. So ein Pastor ist jetzt so mächtig, wie vormals ein General oder Oberst. Wir, Joseph, Katharine und ich, wir müssen bei jeder Sühne-Feier, bei jeder Seelen-Messe und bei jeder Prozession vorne sein. Dann sehen sie uns. Das kann nicht fehlen. Dann heißt es: Das sind Gutgesinnte, das sind richtige Royalisten. Dann macht uns der

Pastor selbst eine Bittschrift an den König. Das schlägt durch. Dann bekommen wir die Erlaubniß zur Heirath. —

Vater Gulden meinte, das führe zur Heuchelei. Tante Grethel dagegen gewann die Ueberzeugung, jener sei ein „alter Narr." Die Politik entzweite die sonst so harmlose Sippschaft. Auch in der übrigen Bevölkerung fehlte es nicht an Explosionen. Bei der großen Prozession, welche zur Todten- und Versöhnungsfeier Ludwigs XVI. in Pfalzburg abgehalten wurde, fügt es ein unglücklicher Zufall, daß gerade fünf alte Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehren. In zerdrückten Czako's, geflickten Uniformen, abgerissenen Schuhen, das Gesicht verzerrt vor Müdigkeit und von Schmerzen, den Rücken gekrümmt, die ganze Figur mit Staub bedeckt, so kamen sie angeschlichen und baten, sie durchzulassen. Allein die Prozession, welche die Straße sperrte, machte nicht Platz. Still resignirt setzten sie sich, müde wie sie waren, zur Seite. Sie legten ihre kleinen Bündel neben sich und wollten warten, bis die Prozession vorüber sei. Da entdeckten einige Leute, die mit der Prozession gingen und, früher eifrige Bonapartisten, jetzt die Schwärmer für Religion und Legitimität, die „Stützen von Thron und Altar" spielten, daß die armen alten Soldaten noch die blau-weiß-rothe Kokarde trugen, welche in Frankreich zwischenzeitig der weißen hatte Platz machen müssen. Diese Leute stürzten sich, um ihr Bourbonenthum zu bethätigen, auf die

alten Soldaten, rissen ihnen die Kokarden und die Epauletten ab, schlugen ihnen die Czako's von den Köpfen; und als sich die Unglücklichen wehrten, trat man sie nieder und ließ sie endlich mit Blut bedeckt am Boden liegen. Der Herr Commandant, statt die Soldaten zu schützen, ließ sie in das Gefängniß werfen. Le terreur blanc!

Solche Niederträchtigkeiten, die Herrschsucht der Priester und die Ansprüche der Emigranten, gaben dem Anfangs so sehr verwünschten Bonapartismus wieder Nahrung. Der Umschwung bereitete sich vor. Die Stimmung kam schon in's Schwanken.

Da kommt die Erlaubniß zur Heirath von Paris und Tante Grethel ruft triumphirend:

— Siehst Du, das kommt von den Prozessionen und den Seelen-Aemtern, die Katharine und ich, schwarz vom Kopf bis zu Fuß, und immer die Ersten, mitgemacht haben. Ich wußte, das mußte uns helfen. Oh, dieser Kriegsminister ist ein Pracht-Kerl. Ich möchte ihn zur Hochzeit einladen.

Inzwischen kamen alte Kriegskameraden in das Städtchen zurück. Sie erzählten, wie man sie schnöde behandelt, und was das Land von den Fremden gelitten. Von den Kosaken wird damals schon accurat dasselbe erzählt, wie heute von uns:

„Die Kosaken," heißt es, „kamen herangesaust wie der Wind. Nicht nur Küchengeräthe, sondern sogar gestohlene Uhren hatten sie an ihren Sätteln hängen."

Man sieht, der Mythus von der Pendule ist eigentlich nur ein wieder aufgewärmter Meidinger; er ist fast schon sechzig Jahre alt.

— Joseph Bertha heirathet nun wirklich am 8. Juli 1814 seine Katharine. Er glaubt an den Beginn des goldenen Zeitalters. Aber es dauerte nicht lange. Am 6. März 1815 hieß es in Pfalzburg: Der Kaiser ist bei Toulon gelandet und marschirt nach Paris. Und im Handumdrehen war Pfalzburg wieder bonapartistisch. Statt „Vive le roi!" schrie man wieder „Vive l'empereur!" Ausgenommen bleibt davon nur die Tante Grethel. Denn als kluge praktische Frau fürchtet sie, jetzt muß Joseph wieder marschiren, — und deshalb ist und bleibt sie bourbonisch. Vater Gulden ist für den Kaiser, unter der Bedingung, daß er Freiheit giebt und Frieden hält. Tante Grethel erklärt dafür den Vater Gulden wiederholt für einen „alten Narren," der stets unmögliche Dinge erwarte.

Und leider behielt Tante Grethel Recht. Der Kaiser giebt weder Freiheit noch Frieden. Er kann es nicht. Es werden wieder Soldaten ausgehoben für den Kaiser. Vater Gulden hofft wieder auf Protection, welcher es gelingen wird, Joseph in Pfalzburg zu behalten, wo er in der Artillerie-Werkstätte arbeiten soll. Allein auch dieses Mal versagt die Protection. Joseph muß mit. Auch die Lahmen müssen marschiren, selbst wenn sie verheirathet sind. Es geht nach Waterloo. Dort sieht Joseph zum letzten Male

den Kaiser. Es war bei Fleurus. Der Kaiser sah anders aus, als am 10. Mai 1812 bei Pfalzburg.

Joseph Bertha erzählt es mit folgenden Worten:

„Jetzt kam der Befehl, fünfhundert Schritt vorzurücken und sich immer rechts dabei zu halten; wir marschirten mitten durch das Getreide, durch Roggen, Gerste und Hafer, deren Aehren wir mit unsern Tritten zermalmten. Die große Schlachtlinie zur Linken aber rührte sich immer noch nicht.

Gerade als wir uns einer breiten Landstraße näherten, die wir bis dahin noch nicht gesehen hatten, und als plötzlich etwa tausend Schritt vor uns Fleurus mit seinem mit Weiden eingefaßten Bache auftauchte, erscholl das Commando „Halt!"

Und die ganze Division flüsterte: „Er ist da!"

Der Kaiser kam zu Pferde mit einem kleinen Gefolge; aus der Ferne erkannte man nur seinen grauen Ueberrock und seinen kleinen Hut; sein Wagen, der von Lanzenreitern escortirt wurde, kam nach. — Er kam auf der großen Straße nach Fleurus und blieb eine Stunde in diesem Dorf, während wir draußen an der Sonne brieten.

Gegen das Ende dieser Stunde, die uns endlos schien, ritten eine Menge Ordonnanz-Offiziere ab; sie ließen die Zügel schießen und hatten fast die Nasen zwischen den Ohren ihrer Pferde; zwei hielten vor dem General Grafen

Gérard, der Eine blieb, der Andere jagte weiter. Wir warteten noch immer, da begann plötzlich die Musik aller Regimenter zu spielen; Alles wirbelte durcheinander, Trommeln und Trompeten, und Alles marschirte, die ganze große Linie, die sich weiter hinter Saint-Amand bis nach dem Walde ausdehnte, krümmte sich, den rechten Flügel voran. Als sie hinter unserer Division abmarschirte, mußten wir abermals nach rechts schwenken, dann hieß es wieder „Halt!"

Wir standen der Straße gegenüber, die von Fleurus kommt. Zur Linken hatten wir eine weiße Mauer, hinter der sich Bäume und ein großes Haus erhoben; vor uns stand eine thurmhohe Windmühle aus rothen Steinen.

Kaum standen wir still, so trat auch schon der Kaiser aus der Windmühle, mit ihm kamen drei oder vier Generale und zwei alte Bauern in blauen Kitteln, die ihre baumwollenen Zipfelmützen in der Hand hielten. Jetzt rief die Division: „Vive l'Empereur!" und nun sah ich ihn ganz deutlich; denn er kam auf einem Fußsteige gerade auf das Bataillon zu. Die Hände auf dem Rücken gelegt, den Kopf gesenkt, hörte er dem einen kahlköpfigen Bauern aufmerksam zu. Der Kaiser nahm gar keine Notiz von unserem Zuruf, zwei Mal drehte er sich um und zeigte auf das Dorf Ligny. Ich sah ihn so nahe, als wär's Vater Gulden, wenn wir uns am Tisch einander gegenüber saßen. Er war seit Leipzig schwammiger und

gelber geworden; hätte er nicht seinen grauen Ueberrock und seinen Hut gehabt, so hätte man Mühe gehabt, ihn wieder zu erkennen; er sah aus wie ein alter Mann, und seine Backen hingen schlaff herunter. Gewiß war es eine Folge des Kummers, den er auf Elba gefühlt haben mußte, wenn er an alle die von ihm begangenen Fehler gedacht; denn er war ein kluger Herr, der seine Fehler recht gut einsah. Er hatte die Revolution vernichtet, die seine Stütze war; er hatte die Emigranten zurückgerufen, die nichts von ihm wissen wollten; dann hatte er eine Erzherzogin geheirathet, die nun in Wien blieb; seine ärgsten Feinde hatte er um Rath gefragt und endlich Alles wieder auf denselben Fuß wie vor der Revolution zurückgebracht. Als die Fürsten Ludwig XVIII. auf seinen Thron setzten, hatte eben nur noch Ludwig XVIII. gefehlt. — Jetzt war er wieder gekommen, um den legitimen König zu stürzen; die Einen nannten ihn einen Despoten und die Anderen den Jacobiner. Das war traurig, denn er selbst hatte ja Alles schon im Voraus auf die Restauration der Bourbonen eingerichtet. Jetzt blieb ihm nur noch seine Armee, verlor er sie, so verlor er Alles; denn ein Theil der Nation wollte Freiheit wie Herr Gulden, und der andere Theil wollte überhaupt nur Ordnung und Frieden, wie Mutter Grethel, wie ich und wie alle diejenigen, die man in den Krieg schleppte."

* * *

„Opposita juxta se posita magis elucescunt." Wenn man Entgegengesetztes neben einander stellt, springt der Kontrast in die Augen. Wenn es noch eines Beweises über die Richtigkeit dieses Satzes bedürfte, dann würde man ihn durch obige Parallele führen können, durch die Aneinanderreihung der Erzählung des Landwehrmannes Krille und des Konscribirten Bertha. Kann man sich größere Kontraste denken, als Land und Leute in beiden Geschichten? Dort den Tagelöhner aus der Mark Brandenburg, schon ein Mann in bestandenen Jahren, mit Frau und Kindern, — breit und kräftig, mit starken Armen und Beinen und einem breiten Rücken, der im Stande ist, Vieles aufzuladen und zu tragen, unempfindlich gegen Sonne, Regen und Wind, ein breites Gesicht mit stark entwickeltem Knochenbau, namentlich in Unterkiefer und Backenknochen, und mit ehrlichen und trotzigen hellen stahlblauen Augen, die manchmal so seltsam fröhlich und neckisch dreinschauen. Das ist ein richtiger Mann. Doch auch Joseph Bertha ist nicht zu verachten. Denn er ist ein guter Junge. Er wiß sich bei Jedermann „Liebkind" zu machen. Nicht nur bei seiner Braut — das versteht sich von selbst — sondern auch bei dem Papa Gulden, bei der Tante Grethel, bei Allerwelt. Er ist schmal, schlank und schwach. Der Tornister, den der märkische Landwehrmann trägt, als wär' er ihm angeboren, drückt den armen Joseph entsetzlich. Er hinkt schon am Beginne des Feld-

zugs und bald erliegt er ganz den Strapazen. Er sehnt sich zurück nach der Heimath, nach dem behaglichen rebenumkränzten Dachkämmerlein und nach des alten Uhrmachers warmem Pelze, den er zuweilen tragen darf, wenn es recht kalt ist. Er denkt vor Allem an seine Braut; sie ist ihm mehr, als sein Vaterland. Er klagt immer, bald über die Kälte und bald über die Hitze, bald über das Eis und bald über das Wasser. Der Landwehrmann Krille klagt nicht, er denkt auch an die Heimath, aber nicht an Lust und Vergnügen, sondern an Pflichten und Arbeit. Er denkt an die Seinen in der bitteren Sorge, wie werden sie sich durchschlagen durch dieser Zeiten schwere Noth, da sie schon nichts hatten, da er von dannen ging.

Wie rücken sie Beide aus? Joseph Bertha mit Zagen, Wehklagen und Weinen. Friedrich Wilhelm Krille verwegen, hartnäckig, entschlossen, — sogar heiter, nachdem er den ersten schweren Augenblick überwunden. Er rühmt sich dessen, daß er sich „hart" machen, d. h. daß er seine Gefühle unterdrücken und statt sie zu äußern, vielleicht gar einen schlechten oder „schnodderigen" Witz machen kann. Er hat das lebhafteste Gefühl für die Seinen, allein er würde fürchten, sich eine Blöße zu geben, wenn er es zeigte. Umgekehrt Joseph Bertha, der junge Uhrmachergeselle. Er würde sich für einen Undankbaren, für einen „Barbaren" halten, wenn er nicht der Liebe zu seiner Braut, zu seiner Tante, zu seinem Lehrmeister den rück-

haltlosesten, breitesten Ausdruck gäbe. Bertha versteht es nicht, sich „hart zu machen," er hat vielmehr, wie es in der bilderreichen fränkisch-allemannischen Volkssprache heißt, nahe an das Wasser (d. i. an den Thränen-Strom) gebaut. Daß Friedrich Wilhelm Krille tapfer ist, versteht sich nach seiner Auffassung so sehr von selber, daß er sich gar nichts darauf zu gut thut; dafür aber ist er fest überzeugt, daß es auf den einzelnen Mann ankommt und daß die Sache möglicher Weise schief geht, wenn er nicht immer selber dabei ist. Der gute weiche Joseph theilt diese Ueberzeugung nicht; aber er hat so viel Muth, wie nur irgend verlangt werden kann von einem Menschen, der keinen Blutdurst besitzt, sondern nur einen lahmen Fuß und schwächliche Nerven. Wenn es sein muß, geht er verzweifelt tapfer drauf los, aber innerlich herrscht doch immer der Hintergedanke: „Ich wollte: es wäre Schlafenszeit und Alles wär' gut."

Die Heimath Krille's, von Natur ein armes Land, ist ausgesogen und niedergetreten von einem unbarmherzigen Feinde. Kein Geld, keine Arbeiter, kein Saatkorn und keine Setzkartoffeln. „Ein Ferkel hätt' ich zur Noth wohl geborgt bekommen, aber womit es großfüttern?" sagt Krille. Aber wer denkt an seine eigene Noth, wenn das Vaterland ruft? Auch der arme Mann, der keine Schätze oder Güter zu vertheidigen hat, der nichts zu Haus läßt, als eine Familie im Elend, der weder Ruhm

noch Reichthum im Kriege erwirbt, sondern entweder ein mit Vielen gemeinsames unbekanntes Grab in dem Lande der Fremden oder eine sorgenvolle Rückkehr zu den Seinen und in die Heimath, auch der arme Mann zieht in das Feld mit gehobenem Herzen. Man darf es schon sagen, unbeschadet der glänzenden Blätter unserer neuesten Kriegsgeschichte, von dem Gesichtspunkte der Opfer des Einzelnen aus war im Vergleiche mit dieser das Jahr Dreizehn vielleicht noch größer, namentlich wenn man die Noth des Landes und der ärmeren Klasse, und wenn man die damals noch so mangelhafte Einrichtung des Heerwesens und der Bewaffnung in Betracht zieht.

Die Heimath Bertha's lebte in einem behäbigen Wohlstand; nur die Blutsteuer, welche ihr die Eroberungskriege Napoleons auferlegten, wurde immer drückender. Schon unter Napoleon begannen die Parteien sich zu bilden; während der hundert Tage und nach denselben zerfleischten sie das Land, gerade so, wie sie heute das unglückliche Frankreich hindern, zur gewünschten Ruhe zu kommen. Friedrich Wilhelm Krille marschirte resolut, denn er marschirte für das Vaterland; gegenüber dem äußeren Feind kannte damals der Preuße keine innere Parteiung. Joseph Bertha marschirte ungern, er marschirte für einen der Prätendenten, aber im Grunde des Herzens war er für den andern Prätendenten, von welchem er glaubte, wenn Der regierte, brauchte er nicht zu marschiren. Der

Digitized by Google

Staat Preußen ist ein dezentralisirter, aber in der Gesinnung einiger. Der Staat Frankreich ist ein zentralisirter, aber von den Parteien zerrütteter. Krille, Radecke und alle seine Nachbarn sind für den König und das Vaterland; und über den König und die Dynastie ist kein Zweifel. Joseph Bertha dagegen schwärmt nur für den Frieden, Tante Grethel ist für die Bourbons, Vater Gulden für den zurückkehrenden Bonaparte. Beide in egoistischer Absicht. Die alte Grethel erwartet nämlich von den Bourbons den Heirathsconsens, der alte Gulden erwartet — seltsamer Weise — von Napoleon eine freie Konstitution. Jeder verlangt Rechte, Keiner kennt Pflichten.

Die Geistlichkeit in Preußen redet den Leuten in das Herz, sie erleichtert ihnen die schweren Opfer für das Vaterland. Sie ermuthigt, begeistert und tröstet. Sie steht außerhalb der Parteien. So war es wenigstens damals.

In Frankreich ist sie eine politische Partei, die es stets mit dem siegenden Theil hält und die Andern verfolgt, um ihre Macht ohne Widerstand zu entfalten. Dieselben Priester, welche Napoleon gesegnet und den „neuen David" genannt hatten, als er das Konkordat unterzeichnete, die bei seiner Krönung ihn mit Josephat, Mathatias, Cyrus, Moses, Cäsar, Augustus und Karl dem Großen verglichen, die verkündet hatten: „Setze Dich zu meiner Rechten, sagte zu ihm der Herr. Sede a dextris meis. Dir gehört die Herrschaft, Dir schuldet man Unterwerfung.

So ist es von der Vorsehung verordnet," die öffentliche Gebete angeordnet hatte, für „den Gesalbten des Herrn, den der Himmel ausersehen, um ihn zur Erde zu senden," — dieselben Priester verfluchten 1814 Napoleon, schwuren eine zwanzigjährige Vergangenheit ab und schwärmten für die Bourbonen. Und ist es jetzt anders?

Vergleichen wir die Bilder von Erckmann-Chatrian mit dem, das uns Ziegler gemalt hat, so müssen wir zugeben, daß dort vielleicht mehr Licht, mehr Glanz, mehr Farbe und mehr Figuren sind; aber hier mehr Charakter, mehr Wahrheit, mehr Kraft, mehr Energie und correctere Zeichnung. Wir sehen hier, wie das bei Jena niedergeworfene Preußen in sich geht, sich sammelt, sich von Innen heraus reformirt und dann zu den Waffen eilt, jeder arme Teufel ein Held nicht nur voll Mannesmuth, sondern auch voll Mannszucht. (Voll „Virtus," würde der Römer sagen. Denn „virtus" kommt von „vir," der Mann; und es bedeutet nicht, was wir heut zu Tage „Tugend" nennen, sondern, wie gesagt, Mannszucht und Manneskraft. Die Frau hat nicht virtutem, sondern honestatem et pudorem). Wir sehen dort in Frankreich eine ältere Kultur, ein reicheres Land und gebildetere Leute; Gulden philosophirt, Grethel politisirt und räsonnirt, Joseph thut Alles zusammen. Aber das Unglück, unter dessen Einfluß sich Preußen zusammenrafft, bessert Jene nicht, sondern vermehrt nur die Zerfahrenheit und den Zwiespalt

Digitized by Google

der Parteien. Der arme Landwehrmann Krille räsonnirt nicht, politisirt nicht, philosophirt nicht. Er erfüllt seine Pflicht und schlägt drauf; und damit hat er Deutschland gerettet.

Ich kann und will den Gegenstand nicht erschöpfen sondern überlasse nunmehr den geneigten Leser dem Fluge seiner eigenen Gedanken. Ich meines Theils biete ihm diese Zusammenstellung, damit er sich deutscher Art und Sitte erfreue.

Berlin, im Sommer 1871.

Br.

Digitized by Google

Geschichte eines Lehrgehülfen.

Erstes Capitel.

Im Jahre 1816, erzählte mir der alte Kräutermann Renaud, arbeitete ich als Ueberzähliger bei Herrn Benott, einem Gerichtsdiener in Saint-Nicolas-du-Port in Lothringen. Mein Vater war Briefträger; er hatte fünf Kinder, — zwei Buben und drei Mädchen — und verdiente sich jährlich vierhundert Francs. Du kannst Dir also denken, ob wir uns jeden Tag satt aßen.

Ich ging in das siebzehnte Jahr und war trostlos darüber, daß ich meinen Eltern noch zur Last fiel, als die berüchtigte Verordnung des König Ludwig XVIII. veröffentlicht wurde, welche verkündigte, daß in jedem Bezirk ein freiwilliger Wohlthätigkeits-Ausschuß zum Ueberwachen und Ermuthigen des Kinderunterrichts errichtet werden solle.

Verordnungen, Beschlüsse und Circulare über Volksbelehrung haben nie gefehlt seit fünfzig Jahren, jedoch Geld. Immer hat sich Geld für die Könige, die Kaiser,

Digitized by Google

die Fürsten, die Bischöfe, die Minister, die Generäle und die Soldaten gefunden; aber wenn man das Volk aufklären und die Lehrer belohnen wollte, waren die Kassen immer leer.

Doch da in dieser Zeit der Armuth das kleine dreipfündige Brod vier Franken kostete, da Herr Benoît mir keinen Centime geben wollte und da die, welche öffentlich unterrichteten, von dem Soldatendienst frei sein sollten, entschloß ich mich Schullehrer zu werden.

Das war die dummste Idee, die ich haben konnte. Ich hätte mich lieber gleich anwerben lassen sollen oder bei einem Krämer zum Zuckerschlagen und Kundenbedienen verdingen sollen; aber mit siebzehn Jahren sieht man alles in einem rosigen Licht; und der Stand eines Lehrers dünkte mir damals der beste und ehrenwertheste von allen.

Kurz am 13. October 1816 verließ ich Saint-Nicola's mit einem Brief des Herrn Stiftssyndicus von Briqueville an den Herrn Pfarrer Bernard in Chêne-Fendu, mit dreißig Sous in der Tasche, zwei Hemden, ein Paar Schuhe und andere Kleidungsstücke in einem kleinen Päckchen oben an einem Stocke. Ich fürchtete nichts, als daß man mich nicht als Unterlehrer annehmen würde.

Ich ging über Luneville, Blamont und Hénning. In Lorquin fragte ich nach dem Weg nach Chêne-Fendn, denn der Weg theilte sich auf einmal hier und ich fürchtete mich

zu verirren. — Geht rechts, sagte ein großer Mann, welcher seine Pfeife vor seiner Hausthüre rauchte.

Dann als ich weiter ging, rief er: Wartet, Ihr könntet falsch gehen, ich will Euch den Weg zeigen.

Und dieser gute Mann ging bis zum Ende des Dorfes mit mir. Er hinkte und war so blatternarbig, wie ich noch nie etwas gesehen habe. Unterwegs fragte er mich, was ich in Chêne-Fendu wolle. Ich erwiderte, daß ich eine Stelle als Unterlehrer zu erlangen hoffe.

— Schlechter Stand, sagte er kopfschüttelnd, schlechter Stand! Aber man muß leben. Halt, da ist Euer Weg, er bringt Euch an die Saar. Immer grade vorwärts. In zwei Stunden seid Ihr in Chêne-Fendu.

Ich dankte ihm für seine Gefälligkeit und ging mit neuem Eifer vorwärts.

Es war schon kalt. Der Herbstwind wirbelte die welken Blätter auf; von Zeit und Zeit, an den Krümmungen der Thäler hüteten um kleine Feuer gekauerte Kinder die Kühe. Das ist alles, dessen ich mich erinnere. Wenn man einen Unterhalt sucht, ist Einem das schönste Land der Welt garnichts; man denkt nur an seine traurige Lage, derselbe Gedanke geht Einem immer und immer wieder im Kopf herum.

Ich kam spät in Chêne-Fendu an; es war schon Nacht, nur wenige kleine Lichter schimmerten im Nebel eines Baches; es war das Dorf, welches nach la Sarre-

Rouge kommt. Näher herangekommen fragte ich ein altes Weib, welches barfuß zwei Ziegen vor sich her trieb, und dem ich zwischen den Düngerhaufen der ersten Bauernhütten begegnete, nach dem Hause des Pfarrers.

— Da drüben, das ist's, sagte sie zu mir, indem sie nach rechts deutete, auf ein größeres von einem Garten und einer kleinen Mauer umgebenes Haus mit einer hohen Treppe an der Façade.

Ich wurde nun wieder unruhig. Langsam ging ich die Straße hinunter und hielt unten an der Treppe zwei Sekunden an, um auf zuathmen und zu überlegen. Die Läden des Hauses waren geschlossen, nichts rührte sich; weiter nach links, im Nebel, an der Uferseite hörte man das Klipp-Klapp einer Mühle. Endlich stieg ich die Stufen hinauf und öffnete die Thür, worauf eine Klingel ertönte. Eine Magd erschien mit einer Lampe im Hausflur, und als sie mich so schüchtern mit einem Packet unter dem Arm sah, fragte sie mich:

— Was wollen Sie?

— Ich habe einen Brief an den Herrn Pfarrer Bernard.

Zu gleicher Zeit schrie Jemand aus dem nächsten Zimmer:

— Gut! kommen Sie herein.

Und ich trat in das Zimmer. Der Herr Pfarrer beendigte soeben sein Abendbrod. Er war ein Mann von 40 bis 45 Jahren, groß, braun, mit einem knochigen Gesicht und einer trotzigen Miene.

Digitized by Google

Er schälte noch eine Birne; sein Glas Roth Wein stand auf dem Tisch neben dem Teller.

— Sie haben einen Brief für mich, sagte er, nachdem er mich angesehen hatte, von wem?

— Von dem Herrn Syndicus von Briqueville.

Sein Gesicht nahm plötzlich einen anderen Ausdruck an. Ich gab ihm meinen Brief, den er aufmerksam zu lesen begann.

— Setzen Sie sich, mein Freund, sagte er, indem er las, setzen Sie sich. Es geht dem Herrn von Briqueville gut?

— Sehr gut, Herr Pfarrer, Gott sei Dank!

— Ja, ich sehe es schon. Sie wünschen also als Unterlehrer bei Herrn Guillaume einzutreten?

— Ja, Herr Pfarrer.

— Das genügt; sobald Herr von Briqueville Sie empfiehlt, genügt das!

Und mit lauter Stimme rief er der Magd: — Justine!

— Herr?

— Halten Sie meinen Kaffee warm. Ich führe diesen jungen Mann zu Vater Guillaume und werde gleich zurückkommen. Haben Sie mich verstanden?

— Ja, Herr.

Er nahm seinen Hut, machte seine Binde in Ordnung und sagte barsch zu mir:

— Kommen Sie!

Digitized by Google

Er ging voran und ich folgte ihm. Als wir die dunkle Straße zwischen Dungstätten, Karren und Holzhaufen hinabgingen fragte er mich: — Können Sie lesen, schreiben und rechnen?

— Ja, Herr Pfarrer, antwortete ich ganz schüchtern.

— Verstehen Sie sich auf den Kirchendienst?

— Noch nicht ganz gut, Herr Pfarrer, aber ich werde es lernen.

— Ja, denn das ist die Hauptsache. Sie müssen sich gleich daran machen.

Wir waren nun an der Schule angekommen, einem ganz verfallenen Haus mit einem großen Saal zu ebener Erde, vier Fenstern nach der Straße mit einer Hausthür, vier Fenstern nach der Seite, welche auf einen kleinen Gemüsegarten gingen, in welchem Erbsen und Bohnen wuchsen, die sich an Stangen rankten. Darüber war die Wohnung des Herrn Wilhelm und der Frau Katharine, seines Weibes, noch höher war eine Art Mansarde, welche mit Schindeln gedeckt war und deren Fenster die Form einer runden Tabaksdose hatten.

Die Treppe mit einem Holzgeländer befand sich an der anderen der Kirche zugewandten Seite. Der Herr Pfarrer nahm immer vier Stufen, bis er an der kleinen Galerie war. Er machte eine Thür auf und sagte beim Eintreten: — Herr Wilhelm, hier haben Sie Ihren Unter-

Digitized by Google

lehrer; Herr von Briqueville schickt ihn Ihnen; unter jeder Bedingung ist er Ihnen also recht.

Der alte Schullehrer und seine Frau, welche im Begriff waren sich Kartoffeln zu schälen und aus einer großen Schüssel saure Milch zu essen, standen auf. Ich stand hinter dem Herrn Pfarrer nahe an der Thür und erwartete mit Unruhe, was sie sagen würden; aber offenbar schien die Empfehlung des ehrwürdigen Vaters hinzureichen, denn Herr Wilhelm, ein Mann von fünf Fuß acht Zoll, in einem gestrickten grauen Wamms und Leinwandhosen, zog seinen Hut und antwortete ohne mich anzusehen:

— Da der Herr Pfarrer es wünschen —

— Ja, er thut Euch den Dienst; er kann lesen und schreiben und das ist genug! Zum Sänger hat er noch keine Stimme, da er noch zu jung ist; aber dafür habt Ihr's ja los und so wird sich alles machen.

— Katharine, gieb dem Herrn Pfarrer doch den Lehnstuhl, sagte der alte Schullehrer.

— Ist nicht nöthig, denn ich gehe gleich wieder weg. Ich wollte Ihnen nur das sagen. Auf Wiedersehen.

Herr Wilhelm, die baumwollne Mütze in der Hand, brachte den Herrn Pfarrer bis unten an die Treppe und kam dann wieder. Sein Weib, groß und hager, mit gelber Haut und hohlen Wangen, sah mich, ohne etwas zu sagen, neugierig an.

Digitized by Google

— Kommen Sie weit her? fragte der alte Schullehrer, als er hereinkam.

— Von Saint-Nicolas.

— Sie waren Unterlehrer?

— Nein, ich arbeitete ohne Lohn bei einem Gerichtsvollzieher.

— Ah so; und Sie kennen den Herrn Stiftssyndicus von Briqueville?

— Mein Vater kennt ihn. Sie sind aus demselben Dorf.

— Verstehe, . . . verstehe, . . . sagte er indem er seiner Frau ein Zeichen mit den Augen machte. Hat der Herr Pfarrer mit Ihnen von unseren Bedingungen gesprochen?

— Er hat mir nichts davon gesagt.

— Also, Sie bekommen gewaschen, Sie erhalten Kost und Logis und monatlich hundert Sous. Was den Dienst betrifft, so haben Sie zum Gottesdienst zu läuten, alle Montage die Sakristei auszukehren; ferner geben Sie mit mir Stunden; Sie haben alles rein zu halten und alles zu thun, was ich Ihnen sage.

— Herrgott! Wilhelm, siehst Du denn nicht, daß der arme Junge hinfällt.

— Ja, ja, sagte er, aber man muß sich doch zuerst verständigen. Meinen Sie nicht auch?

Als ich die schönen warmen Kartoffeln und die gute dicke Milch ansah, fühlte ich wie mein Magen wach wurde.

Digitized by Google

— Ich werde alles thun, was Sie mir befehlen, antwortete ich. Ich will nur mein Brod verdienen, mich belehren und Sie zufrieden stellen.

Mein Alter, meine unterwürfige Miene beruhigten die Leute; sie fürchteten nicht, daß ich sobald ihre Stelle einnehmen würde, und als sie hörten, daß ich auf alles ohne Vorbehalt einging, wurden sie gut gelaunt.

— Geben Sie mir das einmal her, sagte die Frau und nahm meinen Stock und mein Päckchen; setzen Sie sich und essen Sie.

— Ja, wir verstehen uns jetzt, deshalb wollen wir uns hinsetzen, sagte Vater Wilhelm.

Ich setzte mich. Frau Katharine legte mir einen Zinnlöffel hin, der Schullehrer streckte seine langen Beine unter dem Tische behaglich aus und rief mir zu: — Da steht's, greift nur zu und labt Euch!

Er hatte Recht. Niemals habe ich mich besser gelabt. Diese großen rothen und mehligen Kartoffeln vom Berg und die frische saure Milch gehören zu meinen besten Erinnerungen. Und doch langte ich nicht so zu, wie ich gern gewollt hätte. Wir aßen aus demselben Napf und ich wagte weder, mir eher zu nehmen, als ich an der Reihe war, noch mehr Kartoffeln zu verzehren, als meine Wirthe. Der Gedanke kam mir, daß alles theuer wäre, und daß, wenn die Leute meinen ungeheuren Appetit ahnten, sie mich als eine wahre

Digitized by Google

Landplage ansehen und eiligst fortschicken würden. Deshalb hielt ich an mich.

— Immer drauf los! sagte der alte Schullehrer.

Und seine Frau antwortete: — Wenn er keinen Hunger mehr hat, muß man ihn nicht zwingen. Nicht wahr, Sie sind müde?

— Ja, sehr müde, liebe Frau. Ich bin früh weggegangen und hatte mehr als fünfzehn Meilen zu machen.

— Siehst Du, sagte sie, wenn man zu müde ist, vergeht der Hunger.

— Nun, sagte Herr Wilhelm als er in der Schüssel schon den Boden sah, nun dann muß man zu Bett gehen und schlafen. Katharine, führe den Unterlehrer oben in's Zimmer.

Die Frau nahm meinen Pack und meinen Stock und ich folgte ihr hinkend, als Vater Wilhelm mir vom Tische aus zurief: — Halt! ich muß doch den Namen meines Unterlehrers wissen. Wie heißt Ihr denn?

— Ich heiße Jean-Baptiste Renaud.

— Schön! gute Nacht, Jean-Baptiste; morgen um sechs Uhr geht's los.

— Ich werde Sie wecken, sagte die Frau; die Schule geht um sieben Uhr an.

Wir kletterten die Hühnertreppe hinauf und kamen in meine kleine Mansarde. Sie hatte zwei Dachfenster, eins nach dem Thal zu, wo einige Sterne erglänzten, das andere auf den düsteren Berg. Rechts war das Bett in

einem großen Tannenholzkasten, mit groben aber reinen Tüchern umhängt und mit einem großen blaukarrirten Federkissen, „Plumon" genannt, überdeckt, wie es in den Vogesen Sitte ist. An der Mauer hing ein Crucifix, ein hölzerner Weihwasserkessel und ein handgroßer Spiegel.

— Da, das ist das Zimmer des Unterlehrers, sagte Mutter Katharine. Der andere, Philipp, war ein zu guter Junge, er ist leider ausgerissen, er wollte nicht länger bleiben; aber Sie werden mehr Muth und gesunden Menschenverstand haben.

Sie stellte die Lampe auf den Fußboden und sagte beim Heruntergehen zu mir, ich solle nicht vergessen, das Licht auszublasen. Dann zog ich mich aus, blies die Lampe aus, und als ich im Bett lag, fiel ich sogleich in tiefen Schlaf. Mein Herz war leicht: ich lebte meinen Eltern nicht mehr zur Last. . . Ich hatte eine Stelle. . . Endlich konnte ich mir mein Brod verdienen!

Zweites Capitel.

Am andern Morgen, ehe es nur Tag war, kamen Holzschuhe langsam die Treppe heraufgeklappert, und Mutter Katharine steckte die Nase zur Thüre herein und rief ganz leise: — Jean-Baptiste! . . . Jean-Baptiste! . . .

Ich erwachte.

Sie stellte die Lampe und einen großen Napf frisches Wasser auf die letzte Stufe und sagte: — Es ist Zeit, Sie müssen aufstehen.

Und während sie herunterging, sprang ich aus meinem warmen Bett heraus.

Der Nebel, welcher Morgens immer im Thale ist, ging bis zu den Stangen meiner Mansarde. Nie hatte ich eine solche Frische empfunden; vor Kälte zitternd zog ich rasch meine Pantoffeln aus und meine Schuhe an und wusch mir die Hände, das Gesicht und den Hals in dem großen Napf. Die Scheiben meiner kleinen Fenster waren wie mit Nebel wattirt; unten knisterte das Feuer und die großen Schuhe des Herrn Wilhelm marschirten schon hin und her. In den fast ganz aus Tannenbrettern gebauten Hütten hört man das geringste Geräusch. Nach einigen Minuten war ich angekleidet, ich mußte nur noch hinuntergehen; aber plötzlich drang die Sonne durch das Gewölk, lange Goldstreifen liefen über der Saar her und beleuchteten die alten grünen Tannen und rothen Buchen. Ich öffnete das Fenster und sah mir einen Augenblick das großartige Schauspiel an. Ich war glücklich, daß ich hier leben durfte.

Dann ging ich hinunter und fand Vater Wilhelm wie er mit in die Höhe gezogenen Schultern und nachdenklicher Miene in der Stube auf- und abging.

Ich wünschte ihm guten Morgen und er erwiderte gleich:

— Heute habe ich zum letzten Male die Frühglocke

und zur Schule geläutet, denn Ihr wart müde; aber nicht der Lehrer hat die Glocken zu läuten, sondern der Lehrgehülfe. Ihr müßt in Zukunft eine Stunde früher aufstehen.

— Schön, Herr, ich will's nicht vergessen.

— Gut, sagte er. Jetzt wollen wir aber von etwas anderem sprechen.

Er hatte sich wieder aufgerichtet und sah mir in die Augen.

— Ihr könnt lesen und schreiben und das ist gut; aber könnt Ihr auch die Currentschrift, die Mittelschrift und die gothische? Schreibt Ihr klein, mittel und groß?

— Ja, Herr.

— Und die Brüche, sagte er, indem er seine Stimme erhob, könnt Ihr auch die Brüche?

An der Art und Weise, wie mich Herr Wilhelm danach fragte, sah ich, daß er die Brüche als furchtbar schwer und als nur wenigen Lehrern zu Gebot stehend, betrachtete. Ich verstand mich allerdings darauf, da ich zu den besten Schülern des Herrn Bastian in St. Nicolas gehörte; aber meine Schüchternheit gewann die Oberhand, und ich schlug die Augen nieder.

— Nun, wir werden es ja sehen, sagte er auf- und abgehend. Was die Brüche betrifft, so kann ich sie von einem Unterlehrer nicht absolut verlangen, denn mehr als ein Lehrer würde bei der Multiplikation von zwei Dritteln mit vier Fünfteln in Verlegenheit gerathen. . . . Ja, es

Digitized by Google

ist eine schwierige Sache . . . man muß viel studirt haben; aber für die Mittel- und Currentschrift muß ich einen guten Unterlehrer haben. Ihr könnt mir zwei Proben, von jeder Schrift eine, schreiben, und dann will ich sehen.

Er legte mir noch andere Fragen vor, ob ich ausmessen, mit der Kette hantiren, Ruthe schlagen und Grundrisse aufnehmen könne. Dann kam Mutter Katharine in einem leinenen Rock und Hemdsärmel, an jeder Seite eine große Tasche, die eine Elle lang herunterhing, herein und brachte eine Schüssel Kartoffelsuppe, die sie auf den Tisch stellte: Milch, zerquetschte Kartoffeln, ein wenig Butter, einige Schnitte sehr fein geschnittenes Brod und Lauch, das war die ganze gute Suppe, um deren Geruch allein ich mich schon umwandte.

Man setzte sich und aß mit gutem Appetit. Unten füllten sich die Schulbänke und man hörte Holzpantoffeln klappern.

Beim Essen sagte mir Herr Wilhelm, er glaube wohl, daß ich Mittel-, Current- und gothische Schrift schreiben könne, aber das wäre noch nicht genug, ein richtiger Unterlehrer müsse sich auch in Respekt setzen können; im vergangenen Frühjahre hätten zwei Unterlehrer weggehen müssen, weil sie ihre Hand nicht gerührt hätten.

— Ihr wißt wohl, daß die Kinder hier zu Lande keine zwei Heller taugen, daß sie all zusammen Strolche, Nesterausheber, Spieler, Raufbolde und Diebe sind, kurz,

daß sie die vereinigten Fehler ihrer Eltern haben, die sie niemals in die Schule schickten, wenn sie nicht die erste Communion empfangen haben müßten, um ein Handwerk zu lernen. Ohne die erste Communion blieben sie das ganze Jahr lang wie Wilde zwischen den Felsen, in den Wäldern, auf den Weiden, und machten sich die Karotten, die Kartoffeln und Rüben Anderer aus. Wenn sie nicht Religion brauchten, würden sich alle diese Leute nicht übel über uns lustig machen; der Lehrer und Unterlehrer würden Hungers sterben! Gott sei Dank, müssen sie Religion haben, und während der zwei oder drei Jahre, wo sie den Katechismus lernen und unter unserer Fuchtel sind, können wir sie wieder einigermaßen auf den rechten Weg bringen. Und dazu braucht man Hiebe mit dem Stock. Seht einmal da die Hasel-Ruthen hinter der Uhr, sagte er, solcher brauche ich jährlich zwei bis drei. Man braucht sich vor dem Entzweigehen nicht in Acht zu nehmen, denn am Ufer giebt es eine Unmenge. Wenn einer dieser Kerle es an Respekt fehlen läßt, wenn er Zeichen giebt, ob mit der Hand oder mit Augenblinzeln, wenn er lacht, um die anderen lachen zu machen, dann stürzt darauf los und schlagt zu! Schlagt bis er schreit und die anderen denken: — Das ist kein Herr Jakob oder Philipp, sondern ein richtiger Unterlehrer! — Dann werden sie Achtung vor Euch haben, und Ihr braucht mit dem Augenwinkel nur nach rechts oder links zu sehen, dann

wird schon Jedem seine Haut weh thun und er wird die Nase in's Buch stecken. Versteht Ihr mich?

— Ja, Herr.

— Gut, jetzt wollen wir hinuntergehen, die Klasse ist voll. Nehmt Euch ein Stöckchen; jeder muß sein eigenes haben.

Er selbst untersuchte die Ruthen und gab mir eine der festesten, so dick, wie mein kleiner Finger; dann gingen wir hinunter. Mein Lebtag schwebt mir der große Schulsaal voller Kinder vor Augen, in der Mitte drei Reihen Bänke für die Kleinen, welche Vater Wilhelm die „Katzenbänke" nannte, längs der Wände viereckige Tische, an deren beiden Seiten die Großen saßen, alle ganz schmutzig und zerlumpt, mit Röcken und Hosen, die an den Ellbogen und Knien durchlöchert waren, einige mit Holzpantoffeln, andere barfuß wie die reinen Wilden. Nicht ein einziger, dessen war ich sicher, hatte sich seit Wochen und Monaten gewaschen.

Dabei herrschte natürlich kein angenehmer Geruch.

Als wir den Gang betraten, hörten wir Streiten, Lachen und Balgen, aber kaum hatte Meister Wilhelm die Klinke angefaßt, so wurde es plötzlich ganz still; man hätte eine Nadel fallen hören können. Zwei Sekunden blieb er an der Thüre stehen; ein jeder saß auf seinem Platz und guckte in's Buch. Trotzdem sahen mich die Kühnsten an, indem sie die Augen etwas aufhoben und sich hinter dem Ohr mit nachdenklicher Miene kratzten, wie

Affen, die von etwas träumen; sie dachten sicherlich: — Das ist der neue Unterlehrer, welcher für den eintritt, den wir fortgeärgert haben. Ob man sich wohl über ihn lustig machen kann? Ob er wohl böse werden kann? Ob er sich auf den Buckel steigen lassen wird?

Man sah Alles das ihren Gesichtern deutlich an, nichtsdestoweniger bewegten sie sich nicht und schienen ganz in's Lesen vertieft zu sein.

Herr Wilhelm ging langsam bis mitten in den Saal und sagte zu mir: — Herr Jean-Baptiste, kommen Sie näher! . . . Und Ihr hört darauf, was ich Euch sagen werde: — Das ist der neue Unterlehrer, den ich expreß für solche Kerle wie Ihr, die auf Milde nicht hören und sich in Müßiggang gefallen, habe kommen lassen. Nun, Ihr werdet zufrieden sein . . . Aufgepaßt! . . . der, welcher seine Pflicht nicht thut, mag sich in Acht nehmen; das sage ich Euch!

Dann setzte er sich auf seinen Katheder und schnitt Federn. Ich ging im Saale auf und ab und sah mir die Schiefertafeln an. Dann wurde eine Stunde B A BA geschrieen. Herr Wilhelm hatte mir ein Zeichen gemacht, auf seinen Katheder zu kommen und zwei Exempel zu schreiben. Er schien zufrieden und sagte: — So wird's gehen! . . .

Nachdem er den Kleinen befohlen hatte, still zu schweigen, sollte ich die Aelteren den Katechismus abhören, und

als ich näher kam, fing einer dieser Gassenjungen, deren Namen ich noch nicht kannte, ein Kerl mit zerzausten krausen braunen Haaren, einer Stumpfnase und durch den Wind roth gewordener Haut, sich an zu schnäuzen.

— Steh auf, sagte ich.

Aber er hob den Kopf nicht auf, sondern schnäuzte sich mit furchtbarem Spektakel und stellte sich, als ob er mich nicht verstände.

— Steh auf, sagte ich noch einmal.

Er aber schnäuzte sich so sehr, daß die ganze Klasse laut lachte. Da fiel mir der Rath des Lehrers ein; ich gab ihm zwei nicht allzu starke Gertenhiebe, er schrie aber, als ob ich ihn wer weiß wie beschädigt hätte.

Herr Wilhelm hatte alles mit angesehen. Auf einmal kam er blaß und böse aussehend mit seinem Haselstock und gab dem Burschen einen schrecklichen Hieb, einen Hieb, welcher einen weißen Strich auf seiner Jacke hinterließ von dem Ohr bis unten an die Nieren. Dabei stammelte er: — Du schreist, ... Du schreist ... Gut, ich werde Dir Grund zum Schreien geben.

Und er schlug ihn so fürchterlich, daß der Knabe keine Kraft mehr zum Schreien hatte und sich ganz schwach über den Tisch hängen ließ.

Als die anderen diese aufeinanderfolgenden Hiebe hörten, stiegen ihnen die Haare zu Berg. Endlich hörte Vater Wilhelm auf und sagte zu mir: — Ihr wißt nun,

wie Ihr Euch zu benehmen habt. Kühn! kühn! nur der erste Schritt wird Einem schwer.

Dieses Mittel erschien mir sehr bequem, wenn ich die Wahrheit sagen soll; ich war in dem Alter, wo Einem das Einfachste immer als das Beste erscheint, und da die anderen Unterlehrer wegen ihrer Milde abgehen mußten, entschloß ich mich, lieber tüchtig zu hauen als wegzugehen. Wenn die wilde Bande nicht gehorchen wollte, war es um so schlimmer für sie, denn das würde für sie unangenehmere Folgen haben wie für mich. — Das sagte ich mir, als ich sah, daß bald wieder Ordnung hergestellt war, und daß jeder schnell aufstand, wenn ich ihm ein Zeichen gab, ohne Lust zum Lachen oder Schnäuzen zu zeigen. Zuletzt ging es sehr gut, und um elf Uhr nach dem Gebet gingen alle Schüler ruhig weg, indem sie schrieen: — Adieu Herr Wilhelm! Adieu Herr Jean-Baptiste!

Als der Saal leer war, sagte der alte Lehrer lächelnd zu mir:

— Hört Ihr sie? . . . sie wissen schon Euren Namen: „Adieu Herr Jean-Baptiste!“ Das ist ein gutes Zeichen. Wenn man es in der Nachmittags-Schule an Respekt fehlen läßt, dann fangt nur wieder von vorne an; haut darauf los und in acht Tagen werden sie mehr Achtung vor Euch haben, als vor den anderen nach sechs Monaten.

Als wir draußen die Treppe hinaufgingen und die Menge Kinder sahen, welche zu drei und vier nach Hause

gingen und über den neuen Unterlehrer sprachen, sagte er noch einmal:

— Da, sonst rennen sie und machen das ganze Dorf voll Lärm; heute aber sind sie alle ganz bestürzt.... Und da, dieser große Arnette, dieser Negerschlingel, wie er sich noch den Rücken reibt ... He, Bursche, Du wolltest die andern lachen machen, gut, aber wir werden sehen, wer zuletzt lacht...

Wir waren oben in dem großen Zimmer angelangt und fanden Mutter Katharine dabei, Wäsche zu waschen, welche sie auf Stangen um den Ofen herum aufgehängt hatte. Die gute Frau wusch auch die Wäsche für die Kirche und hatte keinen anderen Trockenplatz als dieses Zimmer; aber bei unserem Eintreten wurden die Fenster gleich zugemacht, die Wäsche auf einen Haufen gelegt und der Tisch gedeckt. Während dessen sah ich mir die Bücher des Herrn Wilhelm an. Sie standen auf zwei Brettern an der Wand. Es war der Catechisme historique von dem Abbé Fleury, die Christliche Lehre vom Abbé Fleury, die Sitten der Israeliten und Christen vom Abbé Fleury, die Geschichte Frankreichs von dem ehrwürdigen Vater Loriquet, Abhandlung über die französischen Laute vom Abbé Bouillotte, Abhandlung über die Rechenkunst vom Abbé Borne u. s. w. Seitdem habe ich die Bücher wohl hundertmal gesehen, deshalb erinnere ich mich ihrer.

Da Vater Wilhelm sah, daß ich seine Bibliothek aufmerksam betrachtete, kam er mit geneigtem Kopf zu mir.

— Wenn Ihr Lust zum Lesen habt, sagte er, genirt Euch nur nicht; ich lese schon lange nicht mehr. Meiner Zeit hatte man das Rechnen von Bezout, die Grammatik von Wailly und die Feldmeßkunst von Herrn Paissant. Alle diese neuen Grammatiken, Sprachlehren und Abhandlungen sind mit Ausnahme der Geschichte des Vaters Loriquet, welche ganz neu und zu empfehlen ist, mit Hülfe der alten verfaßt. Man will neues, der Handel muß vorwärts gehen, die ehrwürdigen Väter gehen immer allein an der Spitze; sie allein erfreuen sich des neuen Lichtes von Oben; und sie allein dürfen approbiren.

Ich glaube nicht, daß Herr Wilhelm im Ernst sprach; er hatte die Regierung Ludwig XVI. und das Kaiserreich mitgemacht und er hatte vieles gesehen; aber er hatte seine eigene Art, mit der er alles betrachtete, denn die ehrwürdigen Väter des Glaubens, welche seitdem mit den Jesuiten eins, scherzten nicht, und mit einem Hauch stießen sie die um, welche sich die geringste Bemerkung gegen sie erlaubten. Ich war jedoch nicht wenig zufrieden, die Erlaubniß erhalten zu haben, diese Bücher zu nehmen und mich in freien Augenblicken daraus zu unterrichten. Dann setzte man sich zu Tisch vor eine gute Suppe und eine große Schüssel Kohl. Gegen ein Uhr läutete ich und die Nachmittags-Schule begann. Es ging, abgesehen von den Hieben, die hier anzuwenden Meister Wilhelm keine Gelegenheit fand, gerade so wie am Vormittag; selbst der große Arnette

Digitized by Google

hatte genug und rührte sich nicht und die anderen begnügten sich mit der einmaligen Vorstellung von heute morgen.

Den nächsten und den darauffolgenden Tag mußte ich mich zeigen und der alte Schullehrer erstaunte über mich; er empfahl mir im geheimen den Sohn unseres Maires, des Herrn Bauquel, die beiden Knaben des Johann Placial, die der Gebrüder Henriot, der Papierhändler, zu schonen, kurz, die Kinder aller Notabilitäten, da diese die Verfügung kannten, welche das Schlagen der Kinder verbietet und da sie sich bei den höhern Behörden beklagen konnten. Diese sollten damit gestraft werden, daß sie auf einem Knüppel knieten, oder daß man ihnen ihr trockenes Brod für die Pausen wegnahm. Meine Heftigkeit setzte ihn in Verwunderung; er erlaubte mir nur die anderen zu schlagen.

An diesem Tag verlief alles in der schönsten Ordnung; nach dem Abendessen legte ich mich friedlich zu Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Um fünf Uhr des Morgens war ich auf, um fünf ein halb Uhr läutete ich die Frühglocke und ging dann eine Stunde lang im Dorf umher spazieren, sah wie einer nach dem andern aufstand, hatte Gedanken über die Lebensweise der Feldarbeiter, der Holzhacker, der Handwerksleute und der Bürger, und bemühte mich aus ihrem Aufstehen, ihrer Tagesarbeit und ihrem Schlafengehen ihre Gewohn-

heiten kennen zu lernen, alles Dinge, die mir später nützlich geworden sind. Um halb sieben läutete ich zur Schule, ich frühstückte und der Unterricht begann dann. Ich hatte mir für ein paar Sous Oel gekauft und konnte also Abends zu meiner Belehrung lesen.

So nahm ich gute und schlechte Gewohnheiten an. Die guten waren die: ich stand früh auf, ich athmete Morgenluft, beobachtete die Lebensweise der Leute, erfüllte meine Pflichten genau und arbeitete wenn ich konnte zu meiner eigenen Belehrung; die schlechten waren: ich ließ mich ohne Grund zur Heftigkeit hinreißen, schlug meine Schüler und glaubte durch Gewalt zu etwas Gutem zu kommen. Und da wir einmal darüber sprechen, so will ich Dir bei dieser Gelegenheit gleich sagen, daß drei und ein halbes Viertel der Menschen nach Gewohnheiten leben, je nachdem sie gute oder schlechte Gewohnheiten in ihrer Kindheit angenommen haben, — Gewohnheiten des Handelns, des Denkens, des Urtheilens oder des Glaubens — sie setzen diese Gewohnheiten bis zum Ende ihrer Tage ununterbrochen und ohne sie ändern zu können fort. Die Gewohnheit in der Kindheit macht die Menschen fleißig oder faul, mäßig oder dem Trunk ergeben, verschwenderisch, sparsam, unternehmend, furchtsam, ehrlich, liederlich, offenherzig, heuchlerisch, unterwürfig, aufrührisch u. s. w. Ja von der Gewohnheit kommt fast alles her, denn die wenigsten Menschen haben den Muth und die nöthige Aus-

Digitized by Google

dauer, um die schlechten Gewohnheiten, wenn sie sie gewahr werden, abzulegen. Einige können es und diese zählen die Tage im Laufe eines so langen Lebens wie meines, wo sie ihrem Schlendrian widerstanden und einen besseren Weg eingeschlagen haben: zehn, fünfzehn oder zwanzig Mal hat sich ihr Wille stark gezeigt, und sie erinnern sich dieser Tage mit Stolz, das ist ihr wahrer Menschengehalt. Die große Masse folgt ihren Gewohnheiten wie eine Heerde, und daher kommt es, daß die Erziehung nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Nationen macht; deshalb ist die Wahl der Lehrer und des Unterrichts so bedeutungsvoll, deshalb bemächtigen sich die, welche das Volk beherrschen und auf seine Kosten leben wollen, zuerst der Kindheit, um ihr Gewohnheiten des Denkens zu geben, die das ganze Leben andauern, und das Freiwerden der Unglücklichen, das Fordern ihrer Rechte und das Abschütteln ihres Joches verhindern. Es ist als ob man ihnen an Stelle der Vernunft, der Gerechtigkeit und des Menschenverstandes, die ihnen erlauben, durch die Arbeit frei und hier auf Erden glücklich zu werden, eine Menge alter Lumpen in den Kopf gesetzt hätte. Haben sie diese Sachen einmal in dem Kopf, so kann man mit ihnen machen, was man will, und je älter sie werden, von der Familie, von Sorge und Arbeit gedrückt, desto weniger haben sie die Mittel, die Gelegenheit und selbst den Wunsch, sich dieser Menge Dummheiten und Lügen zu entledigen,

Digitized by Google

welche sie stumpf und denen, die sie drücken, unterworfen machen. Der Volksunterricht ist also von der größten Wichtigkeit, besonders in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts, wo die Stimme des letzten Schuhflickers ebenso viel gilt als die eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften. Wenn man eine ordentliche Republik errichten will, muß man zuerst daran denken. Alle schlechten Wahlen, alle schlechten Plebiscite, deren schreckliche Folgen wir tragen, rühren von der Unwissenheit des Volkes her; man muß schlechte Absichten haben, wenn man das Gegentheil unterstützt, und ich sage es offen, diese abscheuliche Unwissenheit ist das größte Verbrechen aller der Herrscher, die uns seit der Revolution regiert haben.

Drittes Capitel.

So ging es fünf Wochen lang fort. Ich läutete die Glocken, fegte die Kirche, sang mit Herrn Wilhelm im Sonntagsgottesdienst, half dem Herrn Pfarrer Bernard beim An- und Auskleiden in der Sakristei, ich hatte die Kerzen anzustecken und auszulöschen, kurz, ich that die Arbeit eines Unterlehrers. Herr Wilhelm hatte die Begünstigung, bei Begräbnissen zu singen; er bekam monatlich zehn Sous von jedem Schüler, außer von den ärmsten, die der Gemeinderath davon freigab.

Digitized by Google

Während dieser fünf Wochen kam der Herr Pfarrer Bernard und der Herr Adjunkt Faltô einmal zur vorvorschriftsmäßigen Inspektion der Schule. Sie fanden alles in Ordnung, und der Herr Faltô, ein alter Husar, Holzhändler und Gastwirth zum „Ochsenfuß," befragte mich, um, wie er sagte, meine Stärke zu sehen. Er fragte mich, wie der Vater der vier Haymons-Kinder hieße und da er mich verlegen sah, schrie er: — He! das wißt Ihr nicht! ... Ihr kennt also Eure Geschichte nicht? ... Es war ja eben der Vater Haymon!

Er lachte sehr vergnügt, da er die schönste Entdeckung gemacht zu haben glaubte. Herr Bernard lachte mit.

Das waren unsere Gemeindeschulinspektoren.

Aber wichtiger war, daß man nach meinem Zeugniß über gutes Betragen fragte, das ich glücklicherweise mitgebracht hatte, von dem ehrwürdigen Vater von Briqueville und dem Bürgermeister von St. Nicolas unterschrieben. Ich wurde daher als Unterlehrer anerkannt und erwartete nur noch mein Fähigkeitszeugniß, welches ich erst nach meinem Examen zweiten Grades, welches mich vom Militairdienst frei machte, erhalten konnte.

Man kann sich denken wie ich vor diesem Examen zitterte; Vater Wilhelm versicherte mich, daß mit einer schönen Schrift, dem Katechismus und der biblischen Geschichte die Sache von selbst ginge, aber ich baute nicht darauf, sondern las Abends immer und immer wieder die

Abhandlung über das Rechnen von dem Abbé Borne und die Geschichte vom Pater Loriquet.

Darüber kam der Winter heran, dieser Winter auf den Bergen, welcher Ende October anfängt und kaum im März zu Ende ist. Als ich eines Morgens aufstand, waren meine kleinen Fensterscheiben ganz vom Schnee verstopft; er war während der Nacht gefallen und hielt drei Tage an. Der Frost kam dazu; und von Woche zu Woche wurde die Schicht höher. Die alten Schindeldächer ächzten unter der Last und die Buchenzweige brachen wie Glas darunter. Wo man hinsah, war nichts als Schnee, und immer wieder Schnee zu erblicken, dazu mit lang ausgebreiteten Flügeln hinflatternde Raben, welche hinter den Pferden herflogen, um ihren Mist zu verzehren, und zerzauste Grünfinken, welche zusammengeklumpt im Gebüsch saßen und vor Kälte piepsten, — Kinder, welche hintereinanderkamen in Lumpen gehüllt, die Füße in großen Holzschuhen — Ach! die ebenen Länder sind nicht wie die Bergländer, aber man muß sich an die Zeiten und Oerter gewöhnen; die Hauptsache für mich war, daß ich immer Kartoffeln und dicke Milch hatte, welche Mutter Katharine zu zwei Sous den Topf bei den Nachbarn kaufte. Um die Wahrheit zu sagen, kümmerte mich das Uebrige wenig, und ich war froh, das Nöthige zu haben.

Dann hatte Vater Wilhelm seinen Rheumatismus — ein Rheumatismus, welchen er bald im rechten, bald im

linken Knie, dann längs der Seiten spürte, und bei welchem er tiefe Seufzer ausstieß. Er konnte nicht mehr aus dem Bett hinten im Alkoven und magerte trotz des fetten Specks, mit dem man ihn regelmäßig einrieb, sichtlich ab. Nun war er glücklich, mich zu haben! Ich hielt allein Schule und machte alles selbst in der Kirche. Es ist wahr, ich hatte nicht die starke und gut schallende Stimme des Vater Wilhelm, und ich kannte auch das Ritual nicht so gut wie er; aber ich zog mich heraus; und da ich von dem ehrwürdigen Vater von Briqueville empfohlen war, beklagte sich der Herr Pfarrer nicht allzusehr, was er bei jedem Anderen gethan haben würde.

Gegen Ende November, als ich eines Abends Schule hielt, kam ein paar Augenblicke vor dem Gebet ein Schlitten an den Fenstern der Schule vorbei und hielt an der Treppe an. Ich sah hin, indem ich mich fragte, wer das sein könne. Ein großer, hagerer Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren mit spitzzulaufendem Schnur- und Kinnbarte, mit einem Dragonermantel, mit dreifachem Kragen über den Schultern, was man damals Karric nannte, auf dem Kopf eine Mütze mit Fuchspelz, band das Pferd an das Geländer und kam herauf. Einige Minuten später hörte ich ihn wieder hinuntergehen und zu Frau Kaharine sagen:
— Nur Muth, Frau Katharine, es wird schon gut werden. Schickt nur so bald wie möglich einen Boten; ich werde Régoine sagen, daß er Alles bereit hält. Hott, Grauchen, hott!

Er fuhr weg, und ich dachte mir nun, daß es der Doktor Deleuze aus Lorquin war, von dem Vater Wilhelm seit dem ersten Tag seiner Krankheit an gesprochen hatte; ich hatte mich nicht geirrt. Er hatte Herrn Wilhelm sehr leidend gefunden, der Knierheumatismus hatte sich nämlich in die Lenden gezogen, so daß er gar nicht schlafen konnte. Mutter Katharine seufzte, da sich schwerlich Jemand fand, der in dem Schnee nach Lorquin ging. Man konnte auf keine Gelegenheit warten, und ein Bote würde mindestens zehn Sous kosten. Ich bot ihr an, Donnerstag Morgen, an einem freien Tag, hinzugehen, denn ich wollte die gute Frau und meinen Lehrer nicht in der Noth stecken lassen. Sie nahm es an, und nach dem Frühstück machte ich mich auf.

Kein Weg war gekehrt, und der Schnee lag so hoch, daß ich in drei Stunden nur dreiviertel Meilen ging. Einige Augenblicke vor zwölf Uhr kam ich beim Apotheker Régoine auf dem Marktplatz, gerade der alten Halle gegenüber an. Der kleine Laden war voll Bauern und Bäuerinnen, welche bedient sein wollten; ich war erstaunt, als ich in dem Manne hinter dem Ladentisch den erkannte, welcher mir, als ich hierher kam, den Weg nach Chêne-Fendu gezeigt hatte. Er erkannte mich auch gleich wieder und rief, indem er ein Etikett auf eine Flasche klebte, gut gelaunt:

— O, Ihr seid's, junger Mann? Ihr wollt die

Arznei des Vater Wilhelm holen ... Sie ist fertig! ... Nun wie geht's denn dem armen Alten?

— Immer noch so, Herr. Er leidet sehr arg.

— Ja, ja, ist ein alter Rheumatismus ... sehr schmerzhaft, aber man stirbt nicht dran. Kommt herein, ... kommt und wärmt Euch ... Ihr müßt ja ganz erfroren sein. Wir wollen gleich ein wenig plaudern.

Zu gleicher Zeit öffnete er eine Thür links vom Ladentisch und schob mich in den Hinterladen, wo mehrere Leute, dem Anschein nach reiche Bauern, die zum Markt nach Lorquin kamen, um den Ofen herum saßen und sich unterhielten. Eine alte, sauertöpfische Magd, die ich später als die beste Frau der Welt kennen lernte, deckte gerade den Tisch. Ich setzte mich auf einen Stuhl und wärmte mich mit wahrem Vergnügen, denn es war sehr kalt.

Ungefähr eine Viertelstunde später kam Vater Régoine herein, indem er sein kleines Käppchen hinten auf seinen kahlen Kopf schob. Er war sehr lustig.

Er rieb sich die Hände und rief: — So, jetzt bin ich fertig, und wir können Mittag essen. Im Winter giebt es massenhaft Kranke; seit dem Morgen bin ich keine Minute aus dem Laden gewesen. Marie, bring' die Suppe. Diese Kälte macht Einem ordentlichen Appetit.

Dann wendete er sich zu mir und hielt mir ein Fläschchen hin: — Hier ist die Arznei des Vater Wilhelm, sagte er,

drei Löffelchen soll er täglich einnehmen und jedesmal vorher die Flasche tüchtig schütteln.

Und als ich aufstand und meine Mütze zum Fortgehen nahm, sagte er ganz erstaunt: — Aber, was macht Ihr denn? Ihr sollt ja mit uns essen.

Ich wollte danken und sagen, daß ich eilig wäre, ... daß Vater Wilhelm mich erwarte.

— Ach was, erwiderte er, macht keine Umstände, Ihr habt seit Chêne-Fendu nichts zu Euch genommen, Ihr müßt also hungrig sein, und etwas essen, ehe Ihr weggeht. Der alte Wilhelm wird wohl eine Stunde länger warten können. Und dann möchte ich gern Eure Bekanntschaft machen, Euer Gesicht hat mir schon, als ich Euch zum ersten Mal sah, gefallen. Man hat mir Gutes von Euch erzählt. Ich weiß alles, was hier im Bezirk vorfällt; die guten Frauen, welche von überall her hier in die Apotheke kommen, erzählen mir die Neuigkeiten. Man hat mir erzählt, Ihr wärt ein guter Unterlehrer und erfülltet Eure Pflichten; das hat mir gefallen. Ich habe arbeitsame junge Leute gern. Uebrigens ist schon für Euch gedeckt.

Das war wahr, die alte Magd hatte schon einen Teller und eine Serviette auf den Tisch gestellt.

Ich setzte mich daher sehr schüchtern und doch seelenvergnügt über das, was mir dieser vortreffliche Mann so eben gesagt hatte, hin. Die anderen, Freunde und Verwandte des Herrn Régoine, hatten schon Platz genommen

und banden sich die Serviette um, ohne auf meine Verlegenheit zu achten.

Die vielen Jahre, die seitdem vergangen sind, hindern mich, in Einzelheiten einzugehen; aber ich erinnere mich, daß die guten Leute über die Barbarei der Verbündeten schimpften: im Jahre 1815 hatte man schon zwölfhunderttausend Feinde ernähren müssen und nun mußte man ihnen auch noch eine Kriegscontribution von zwölfhundert Millionen bezahlen; seitdem mußte man die Quartierlast tragen, die hundertundfünfzigtausend Menschen, welche unsere festen Plätze inne hatten, unterhalten, und die Könige Europas waren immer noch nicht zufrieden! Sie forderten nun dreizehnhundert Millionen, um die Angehörigen aller Länder, und besonders die Deutschen, für die Verluste zu entschädigen, welche sie durch unsere Kriege vom Beginne der Revolution an, und sogar früher, schon unter Ludwig XIV. erlitten hatten. Wie soll man bei dem elenden Zustande, in dem sich Frankreich seit zwei Einfällen befand, diese Summe bezahlen? Diese Leute waren trostlos darüber. Einer von ihnen, ein Rothkopf mit einem knochigen Gesicht und einem breiten Kinn, ein richtiger Lothringer, sagte, daß das all von den Verräthern komme, die Verräther wären die Ursache unseres Unglücks, und die Schulden Frankreichs sollten eigentlich mit Kanonenschüssen bezahlt werden.

Was mir noch von diesem Mittagessen erinnerlich, ist

daß man auch über Volksunterricht sprach. Nachdem mich Herr Régoine nach meinen Kenntnissen und nach dem, was ich verdiente, gefragt hatte, war er entrüstet, daß ich monatlich nur fünf Francs erhielt.

— Es ist eine Schande für so ein Land wie unseres, schrie er, wenn man sieht, daß ein fähiger Unterlehrer, der sich gut beträgt und seine Pflichten erfüllt, wie ein Dorfhirte mit monatlich hundert Sous bezahlt wird. Die Unwissenheit des Volks ist das Schlimmste, was es giebt, und man sollte den Menschen, die sie bekämpfen, doch wenigstens ihr tägliches Brod zusichern. Die Unwissenheit des Volkes hat uns in der Revolution so sehr geschadet. Wenn das Volk hätte lesen, schreiben und seine Interessen ein wenig beurtheilen können, würde es nie die Constitution vom Jahre Acht angenommen haben, durch welche Bonaparte alles das, was die Nation seit 1789 gewonnen hatte, zu seinem Nutzen confiscirte. Durch diese Constitution konnte Bonaparte alles zuschneiden und zurechtlegen und überhaupt nach seinem Belieben machen, ohne irgend welche Controle und zuletzt war Frankreich besiegt, ruinirt, gedemüthigt, die Rheingrenze hatte es verloren und hundertfünfzigtausend fremde Soldaten waren im Land, welche bis zur Zahlung der Kriegsentschädigungen geduldet und ernährt werden mußten. Das sind die Folgen der Unwissenheit. . . . Deshalb konnten zwei oder drei Spitzbuben Millionen von Dummen, die nicht über ihre Nasen hinaussehen, ein Plebiscit ent-

reißen. Auf der Unwissenheit der Völker baut man Throne auf und den Despotismus. Bonaparte wußte das! er hat für den Kinderunterricht nie einen Centime gegeben! Zu seiner Zeit lebten die Schullehrer wie sie eben konnten, das scheerte ihn nichts; es war doch wenigstensoffenherzig. Die Bourbonen schlugen einen anderen Weg ein; sie erließen Beschlüsse, schrieben Circulare, welche man in den Zeitungen veröffentlichte, sie errichteten „comités gratuits et de charité“ zur Ueberwachung und Ermuthigung des Volksunterrichts; kurz, sie beschmierten viel Papier und machten viel Lärm. Das bedeutete aber alles nichts. Um den Kinderunterricht auf die Beine zu bringen, bedarf es des Geldes. Man mache die Schullehrer von der Ueberwachung der Pfarrer frei, man bezahle sie gut, man lasse freie Bewerbung um die Lehrerstellen zu und in zehn Jahren werden alle Franzosen lesen, schreiben, rechnen und urtheilen können.

So sprach dieser brave Mann und die andern stimmten bei. Ich spitzte die Ohren, da ich nie von dergleichen sprechen gehört hatte. Ich war erstaunt und erfreut darüber

Zuletzt, als Herr Régoine sah, daß ich Lust hatte, mich weiter fortzubilden, war er auch bereit, mir Bücher zu borgen; und um zwei Uhr machte ich mich auf den Weg nach Chêne-Fendu. Vater Wilhelm erwartete mich mit großer Ungeduld; er war wie alle Kranken, die da denken, wenn sie eine Apothekerwaare verschlucken, sind sie geheilt; alle Erfahrungen, die sie gemacht, alle Heilmittel, die sie ohne Nutzen

versucht haben, hindern sie nicht daran, zu glauben, daß das letzte sie wieder auf die Beine bringen werde. Er nahm also seine Arznei. Ich war in meiner Stube und wollte die mitgebrachten Bücher lesen; aber zu meiner größten Verzweiflung verstand ich nichts davon, es war Hebräisch für mich und doch hatten diese Bücher — der Emile und der Contrat social — von jeher den Ruf zu den schönsten und besten zu gehören.

Mein Gott! wie betrübt war ich über diese Bücher und wie oft rief ich während zwei Wochen: — Du verstehst also nicht Französisch? Dein Geist ist also beschränkt? Du wirst also wohl nie etwas werden?

Die Unruhe verließ mich nun nicht mehr. Morgens und Abends nach der Schule sah ich, ob ich es besser verstand, ich las und las, kehrte die Wörter und Sätze in meinem Kopf herum, ohne darüber klar zu werden. Endlich bemerkte Vater Wilhelm meine Unruhe und fragte mich darum, ich antwortete ihm offen, was mir war.

— Nun, guter Jean Baptiste, sagte er, grämt Euch nicht zu sehr, ich stehe seit dreißig Jahren auf demselben Punkt, wie Ihr. Unter der Republik sprach man nur vom Contrat social und anderen Büchern des Jean-Jacques; es war die Bibel und das Evangelium dieser Zeiten! ... Hundertmal wollte ich sie lesen, aber es ist so schön, so gelehrt und prächtig, daß ich nichts davon verstand. Diese Werke, wie auch der „Geist des Christenthums“, welches mir

der Herr Pfarrer geborgt hat, wie die Meisterwerke von Bossuet, sind nur für Könige, Fürsten, große Herren und Gelehrte; um das zu verstehen, was sie wollen, muß man Jahre lang studirt haben. Um uns niedrige Leute, Arbeiter, Bauern, kleine Bürger kümmert man sich nicht; die Ochsen, welche den Wagen ziehen, brauchen nichts zu verstehen, wenn sie nur gehen ... wenn sie nur gehen ... wenn sie nur ihre Arbeit thun, das ist genug, mehr verlangt man nicht.

Diese Worte erstaunten mich zuerst, aber später habe ich erkannt, daß der alte Lehrer Recht hatte. — Es giebt zwei Sprachen in Frankreich, die Sprache der Gesellschaft und die des Volkes. Für die Gesellschaft werden die Meisterwerke geschaffen, für das Volk nichts: wir haben daher keine Volksliteratur, wir haben nicht einmal eine gute Grammatik. Sieh Dir nur die einfachste von allen, die von Lhomond an, sieh, wie sie anfängt: „Die französische Grammatik ist die Kunst, correct französisch zu sprechen und zu schreiben!" —

— Was will das sagen, die Kunst? Ob wohl die Kinder des Volks das verstehen: die Kunst zu sprechen — Und correct! ... Bedient sich das Volk des Wortes correct? Sagen unsere Bauern, unsere Handwerker, ja wir selbst: „correct arbeiten, correct sprechen?" Unter zehntausend Kindern versteht es kein einziges; es spricht es nach wie ein Papagei. Wenn Lhomond gesagt hätte: — „Die fran-

zösische Grammatik ist ein Regelbuch, durch welches man lernt, französisch ohne Fehler zu sprechen und zu schreiben," — würden die Dummsten es verstanden haben; je älter ich werde, desto mehr sehe ich, daß man das Volk absichtlich unwissend läßt; bei Gott, der mich hört, ich glaube bestimmt, daß die, die uns führen, es so wollen. Das kann nicht mehr lange so dauern; Jeder mit gesundem Menschenverstand sieht ein, daß in einer Demokratie auch Bücher für die Bauern und Arbeiter geschrieben werden müssen. In fünfzig Jahren werden sich all diese Meisterwerke, die nur die Gelehrten bewundern können, bei den Waffenrüstungen der alten Ritter in den Bibliotheken der Schlösser befinden; einfache, klare, nützliche, in der Sprache, die Jedermann versteht, geschriebene Bücher, werden in den Händen des Volkes sein. So wird sich die französische Literatur erneuern und vergrößern: aus dem Aristokratischen wird das Populäre hervorgehn. Man muß für das Volk schreiben oder sich darauf gefaßt machen, unter den Plebisciten der Unwissenheit zu Grunde zu gehn. — Das sage ich! Die jungen Leute können froh sein, sie werden dazu und zu vielen ebenso angenehmen Dingen zuzulassen sein. Sie werden nicht wie wir bloß solche große Genies sehen, die sich für demokratisch halten und vorgeben, für das Volk Bücher zu schreiben, die selbst die Klügsten nur wie griechisch und hebräisch, d. h. mit Hilfe des Wörterbuchs verstehen. . . .

Kurz, die Reflexionen des Vater Wilhelm thaten mir

wohl und seitdem beharrte ich nicht mehr darauf, Sachen, die über meinen Verstand hinausgingen, zu lesen, aber ich war mit meinen durch diese unglückseligen Bücher hervorgerufenen Leiden noch nicht zu Ende, denn als ich Weihnachten zur Beichte ging, fragte mich Herr Bernard, ehe er mir Absolution gewährte, ob ich mir nicht bewußt sei, schlechte Bücher gelesen zu haben: ich antwortete ihm ruhig: nein, und seine Entrüstung darüber war entsetzlich.

— Was, Ihr lügt hier vor dem Richterstuhl der Buße, schrie er, Ihr wagt es, vor Gott zu lügen! ... Glaubt Ihr nicht, daß Er alles weiß? Glaubt Ihr, daß wir es nicht erfahren hätten, als Ihr Euch die von der Kirche verdammten Bücher mit von Lorquin brachtet?

Darauf wurde ich ganz blaß und erwiderte stotternd, daß ich nichts davon verstanden, daß ich nicht gewußt hätte, daß diese Bücher verboten wären; aber er, ohne mich anzuhören, fuhr fort, daß wenn Herr von Briqueville, der mich seiner Gönnerschaft würdigte, dies erführe, ich verloren wäre, daß er seine Hand von mir abziehen und ich unglücklich werden würde, daß der Inspektor bald kommen und sehen würde, ob ich Zeit übrig hätte, mit Jakobinern zu Mittag zu essen und schlechte Bücher zu lesen; man würde sehen, ob ich meinen Katechismus und meine biblische Geschichte könnte, ob ich ein guter Christ wäre, der seine Pflichten gegen Gott und den König kennt.

Wenn man keine bessere Stimme hat, wie Ihr, fügte

er hinzu, müßte die erste Pflicht sein, sich im Kirchengesang zu üben. Ihr sollt in Allem examinirt werden, und Ihr bekommt Euer Zeugniß nur, wenn ich will. Also richtet Euch danach.

Er schickte mich in unaussprechlicher Verzweiflung fort. Von dieser Zeit an lebte ich nicht mehr; was sollte aus mir werden, wenn ich mein Zeugniß nicht bekam? Bei diesem Gedanken krampfte sich mein Herz zusammen, und ich arbeitete, studirte und gönnte mir keine Minute Ruhe. Selbst der alte Vater Wilhelm sagte:

— Das ist zu viel, Jean-Baptiste, zu viel, Ihr werdet noch krank werden.

Aber ich hörte nicht auf ihn, und von dem vielen Lesen und Studiren wurde mein Kopf so eingenommen, daß ich nicht mehr klar sehen konnte.

Vater Wilhelm hatte trotz seines Rheumatismus wieder die Schule übernommen; die Gertenhiebe regneten nur so, eine Art Wuth hatte Besitz von uns ergriffen; wir hatten weder mit uns noch mit unseren Schülern Mitleid und vom Morgen bis Abend durchhallten fürchterliche Schreie die Schule. Die Härte des einen ruft die der anderen hervor. Wie oft habe ich mir Vorwürfe über diese Barbarei gegen die Kinder gemacht! — Endlich kam Ostern und die erste Communion mehrerer Schüler heran. Die konnten zufrieden sein, sie konnten sagen: — Wir sind den Klauen des Vaters Wilhelm und des Unterlehrers

glücklich entschlüpft. Gott sei Dank, wir werden nicht mehr mit einem von Hieben geschälten Rücken heimkommen.

Welch christlichen Unterricht gab man damals? Es ist schauderhaft!

Ich versagte mir alle Ruhe und jede Zerstreuung; ich hatte durch's Studiren Augen so groß, wie Kirchenfenster bekommen. Plötzlich verbreitete sich die Kunde, daß der Herr Inspektor auf dem Weg wäre, daß er in Lothringen mit Blamont angefangen hätte, daß er vorwärts gehe, indem er die Unterlehrer cujonire, absetze, verabschiede und sie zu Dutzenden durchfallen lasse, ohne weder ihre traurige Lage zu berücksichtigen, noch den Militairdienst, in den sie, sobald sie an die Luft gesetzt wurden, eintreten müßten.

Sämmtliche Unterlehrer des Landes und sogar die Lehrer dritten Grades, welche nur provisorisch angestellt waren, zitterten, wenn sie von dem Wüthen des Herrn Mongeot, dem Vorsteher des Collegiums, welcher zur Inspektion bestimmt war, hörten, der so seine Kunst zeigte. Ich erinnere mich, daß in dieser Zeit einmal ein Unterlehrer aus St. George zu uns kam und uns erzählte, er sei wegen eines Partizipienfehlers zurückgewiesen worden, worüber mir die Haare zu Berg stiegen.

Vater Wilhelm sagte mir: — Die Hauptsache, Jean Baptiste, ist, daß Ihr keine Angst habt, alle diese Unterlehrer sind ja Esel; keiner von ihnen ist im Stande, Brüche zu addiren. Ihr wißt zehnmal mehr als alle zu-

Digitized by Google

sammengenommen; aber Ihr dürft keine Angst haben, wenn Ihr gefragt werdet; wenn Ihr Angst habt, seid Ihr verloren! Uebrigens hab' ich Euch schon hundertmal gesagt, daß heutzutage weder das Rechnen noch die Grammatik die Hauptsache ist, sondern der Katechismus und die biblische Geschichte; da, lest das Schreiben vom fünfzehnten März 1816 und Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe.

Darauf las mir der gute Mann das berüchtigte Schreiben vor, welches sagt: „die Herren Rektoren hätten sich als die Untergebenen der Herren Bischöfe zu betrachten, und der Zweck des Kinderunterrichts wäre hauptsächlich, den religiösen Unterricht zu verstärken und auf eine dauerhafte Art den Herzen der jungen Leute ihre Pflichten gegen Gott und den König einzuprägen;“ nichtsdestoweniger zitterte ich wie ein Verworfener.

Endlich kam der Inspektor nach St. Quirin und man erfuhr, daß er den nächsten Morgen bei uns sein würde. Diese Nacht konnte ich kein Auge schließen. Es war Ende Juni; von Stunde zu Stunde stand ich auf, um Luft zu schnappen, ich machte mein kleines Fenster auf, blickte beim Mondenschein auf die Felder, Wiesen und Wälder, ohne etwas zu sehen und sagte zu mir: — Ach, wenn es nur morgen Abend wäre und Alles wär' gut! Der Herr stehe mir bei! — Und dann legte ich mich wieder hin; ich stand wieder auf, steckte meine Lampe an; ich wollte noch lesen, noch einige Sätze lernen trotz des Lehrers Rath, daß man sich die letzten Tage

ausruhen müsse, daß alles, was man dann lerne, nur den Geist verwirre.

So verging mir diese letzte Nacht wie im Fieber. Am Morgen zog ich ein reines Hemd und meine besten Kleider an. Ich hatte beim Frühstück keinen Hunger. Mutter Katharine rief: — Ach, wenn der Inspektor acht Tage später gekommen wäre, hätte unser armer Jean Baptiste nicht mehr die Wegesteuer gehabt!"

— Schweig still, antwortete Meister Wilhelm, laß ihn in Ruh.

Dann gingen wir hinunter nach der Schulstube und als wir unten an der Treppe waren, fuhr ein Wagen im Trab durch die Straße, ein Bauernwagen, zwei Bündel Stroh zwischen den Leitern, der Kutscher saß vorne und hinten ein Priester, in langem Gewand, welcher die Hände auf den Knopf seines Schirmes stützte, mit einem schwarzen in's Bläuliche schimmernden rasirten Bart. Er sah mit seinen grellen Augen bald nach rechts, bald nach links, ohne den Kopf zu bewegen. Das war der Herr Inspektor; Du kannst Dir denken, wie schnell ich bis auf die Erde grüßte. Er dankte mit leichtem Kopfnicken und der Wagen fuhr die Straße hinunter bis vor das Pfarrhaus.

Während der Schule ging ich auf und ab, ich hatte keine Lust, etwas vorzunehmen und noch weniger die, welche lachten und schwatzten, durchzuhauen. Ich selbst war zu unglücklich; das schlug mich nieder und machte mich nach-

sichtig. So oft Jemand draußen vorbeiging, dachte ich, er käme mich zu rufen. Ich hatte zwei Proben in schönen runden Buchstaben, in der gothischen und Mittelschrift geschrieben, die Herr Wilhelm bewunderungswürdig fand; aber das ermuthigte mich nicht sehr. Endlich war die Morgenschule zu Ende, wir gingen zum Mittagessen hinauf. Ich aß wenig. Frau Katharine nahm die Schüssel weg, als plötzlich Vater Wilhelm vom Fenster aus rief: — Da kommt Justine, um Euch zu rufen, Jean Baptiste; jetzt nur Muth!

Mit zitternden Knien mein Heft unter dem Arm, ging ich auf die Galerie. Justine rief von unten herauf: — Kommen Sie schnell in die Pfarrei, man wartet auf Sie!

Sie verschwand, und ich ging mehr todt als lebendig hinunter.

Wenn ich Dir sagen müßte, was sich auf der Straße begab, so wäre ich in Verlegenheit. Ich sah nicht mehr deutlich und plötzlich war ich auf der Treppe des Pfarrhauses. Wie das erste Mal, hielt ich inne, um Athem zu holen. Drinnen lachte man. Ich klopfte dreimal an die Thüre. Minuten vergingen, aber ich wagte nicht, stärker anzuklopfen.

Endlich sagte Jemand: — Herein!

Ich machte auf. Der Herr Inspektor, der Pfarrer von Voyer, der von St. Quirin und unserer saßen an

einem Tisch und tranken Kaffee. Als unser Pfarrer mich sah, rief er: — Das ist der Unterlehrer.

Ich blieb auf der Schwelle mit dem Hut in den Händen.

— Treten Sie doch näher, sagte der Inspektor, und machen Sie die Thüre zu.

Darauf kam ich herein.

— Sie haben Proben geschrieben? fragte er.

— Ja, Herr Inspektor.

— Lassen Sie 'nmal sehen.

Ich gab ihm mein Heft und er blätterte langsam darin. Ich zitterte wie Espenlaub.

— Haben Sie das selbst geschrieben?

— Ja, Herr Inspektor.

Er gab das Heft den andern Pfarrern, die nichts sagten. Nachdem der Inspektor die Lippen an die Tasse gebracht und Zucker hinein gethan hatte, sagte er zu mir: — Setzen Sie sich an diesen Pult.

Er zeigte auf den Pult des Herrn Bernard, wo sich Papier, Federn und Tinte befanden.

— Schreiben Sie, sagte er und dictirte mir die Geschichte des von seinen Brüdern verkauften Joseph.

Er stand auf und sah über meine Schulter. Meine Augen waren trübe. Doch schrieb ich gut, indem ich mir immer die Worte des Vater Wilhelm wiederholte: Ruhig, Jean Baptiste, ruhig! Nachdem ich einige Linien geschrie-

ben hatte, nahm der Herr Inspektor das Diktat, setzte sich wieder und verglich mein Heft mit dem, was ich so eben geschrieben hatte.

— Ja, es ist dieselbe Schrift, sagte er, — aber nun die Orthographie!

Er las, las es noch einmal und sagte endlich:

— Ei nun, wir haben keine groben Fehler gemacht.

Darauf sah er mich an und fragte:

— Was habe ich Ihnen da dictirt?

— Die Geschichte des von seinen Brüdern verkauften Joseph.

— Gut ... Aber nun fahren Sie fort ... erzählen Sie uns die Geschichte.

Und ganz blaß vor Furcht erzählte ich wie neidisch die Brüder auf Joseph waren, wie sie sich entschlossen, ihn zu verkaufen, wie arabische Kaufleute vorüberzogen, wie Pharao vom Hofbäcker und dem Mundschenk, von den sieben fetten und mageren Kühen träumte; ich erzählte von den vollen Kornböden, von der Hungersnoth, durch welche Jakob gezwungen wurde, seine Söhne nach Egypten zu schicken, um Getreide zu kaufen, von der zweiten Reise, von dem Fund des Bechers in Benjamins Sack u. s. w. Ich hatte die Geschichte wohl hundertmal gelesen, denn sie ist die schönste und rührendste in der ganzen Bibel, und jedesmal, wenn ich an die Stelle kam, wo Joseph ruft: „Ich bin Joseph, Euer Bruder! ... Lebt unser Vater

Jakob noch?" ... mußte ich weinen. Selbst in dem unruhigen und verwirrten Zustand, in dem ich damals diese Worte, welche der Schrei der Natur sind, ausrief, hielt ich ein, als ob ich erstickte und konnte meine Thränen nicht zurückhalten.

Die Herren Pfarrer sahen sich erstaunt an.

— Es ist gut, ... es ist gut, mein Freund, sagte der Herr Inspektor nach einem Augenblick; das beweist Gefühl. — Kommen Sie wieder zu sich.

Seine Stimme war milde, und ich kam allmälig wieder zu mir.

— Kennen Sie die Tonleiter? fragte er dann.

— Ein wenig, Herr Inspektor.

— Und das Rechnen?

— Ja, Herr Inspektor.

— Gut, dann erklären Sie uns einmal das Decimalsystem.

Ich erklärte, so gut ich konnte; er schien zufrieden; als er seine Tasse geleert hatte, sagte er endlich: — Es ist genug.

— Ja, sagten die andern wie gerührt, es war sehr gut.

Ich war von meiner Unruhe befreit, als Herr Bernard die Stimme erhob und sagte, alles wäre gut, außer dem Kirchengesang, den ich übrigens ein wenig zu sehr vernachlässige, aber er hoffe, alles werde sich noch machen, und ich würde, wenn ich mich anstrengte, auch ein guter Sänger.

Ich versprach alles, was man wollte, mit dem festen Entschluß, mein Versprechen zu halten; der Herr Inspektor sah seine Collegen an und sagte, ich hätte das Examen zur Zufriedenheit bestanden. Dann wandte er sich mit wohlwollender Miene zu mir und sagte: — Sie können dem Herrn von Briqueville schreiben, daß Sie angenommen sind. In einigen Tagen werden Sie Ihr Diplom zweiter Klasse erhalten, das Sie nach der Verfügung vom zehnten März vergangenen Jahres vom Militairdienst frei macht. Es war gut, ... sehr gut; ... Sie können jetzt gehen.

Ich grüßte die Herren tief und wollte gehen; aber meine Freude und Verwirrung waren so groß, daß ich die Klinke nicht fand. Die Herren Pfarrer lachten ganz laut, und einer von ihnen meinte: — Der arme Junge! ... wie glücklich er ist! ...

Das war wahr, niemals wieder habe ich solches Glück empfunden. Und draußen auf der Straße sprang und tanzte ich mit den Händen in der Luft, so daß die Bauern, welche Holz hackten oder Mist aufhäuften, mich für verrückt hielten.

Als mich der alte Vater Wilhelm von seinem Fenster aus so heimkommen sah, kam er an die Thüre, und ich rief ihm von weitem zu: — Ich habe mein Diplom ... ich habe mein Diplom zweiter Klasse! ...

- Das ist sehr schön, Jean-Baptiste, sagte er, von

Digitized by Google

Herzen lachend und umarmte mich; aber beruhigt Euch, ... man sieht auf uns. ... Ruht Euch noch von der Inspektion bis morgen früh aus, ich werde allein Schule halten.

In einem Satz war ich oben im Zimmer, umarmte Mutter Katharine und erzählte ihr von meinem Examen; sie schien sehr erfreut zu sein, sagte jedoch auch, ich sollte ruhiger sein.

Man muß Jahre verlebt haben, ohne einen Pfennig in der Tasche, in der Furcht, den anderen Morgen ohne Arbeit zu sein, um die Aufregung eines armen Teufels zu begreifen, welcher endlich ein sicheres Mittel hat, sein Brod zu verdienen und die, die ihn aufgezogen hatten, zu unterstützen.

Ich schrieb diese gute Nachricht auch gleich meinen Eltern, dann an Herrn v. Briqueville einen Brief voller Danksagungen und Versprechen, ewig und immer mehr seines Wohlwollens würdig zu sein. Ich warf die beiden Briefe in den Briefkasten, dann ging ich in's Thal bis zur ersten Sägemühle; es würde mir schwer fallen, dir alle die Empfehlungen und Glückwünsche, die ich an mich selbst richtete, zu wiederholen; bei jedem Schritt rief ich aus: — Jean-Baptiste, du bist angenommen! ... Es ist kein Traum. ... Die Zukunft liegt nun geöffnet vor Dir, vorwärts, nichts steht dir mehr im Wege!

Diese Freude dauerte mehrere Tage; aber ich muß

Digitized by Google

auch gestehen, daß, nachdem ich mein Diplom erhalten, es mit der Verpflichtung, zehn Jahre zu unterrichten, unter den Augen des Herrn Bernard in der Pfarrwohnung unterschrieben hatte, als ich mit Genehmigung des Ministers zu einer Würde erhoben war, verdrehte mir die Eitelkeit den Kopf, und ich dachte nur noch daran, selbst Lehrer zu werden, anstatt nur diesem zu dienen. Die Wohnung, Nahrung, monatlich fünf Francs erschienen mir als ein sehr geringer Lohn für Jean-Baptiste Renaud und bei allen Ausflügen, die ich des Donnerstags machte, um meine benachbarten Collegen zu sehen, erkundigte ich mich unaufhörlich, ob es keine anderen freien Stellen gäbe, welche meinem Wissen und Diplom zweiter Klasse gemäß bezahlt würden. So benützte ich alle Gelegenheiten, da ich glaubte, nichts übersteige meine Verdienste. Ich hatte Ruhezeit, denn vom Erntefest bis Ende Herbst haben fast alle Kinder Kühe zu weiden, Heidelbeeren, Bucheckern und Streu-Laub zu suchen; viele helfen ihren Eltern das Heu, den Roggen, die Gerste, den Hafer heimbringen, viele führen das Vieh auf die Weide und suchen im Walde dürres Holz. Nur einige, die Kinder der Reichen, setzen ihre Studien fort, sonst sind die Schulen während des Sommers fast ganz leer.

Herr Wilhelm erfuhr unzweifelhaft, was ich vorhatte. Was mich dazu veranlaßt, dies zu glauben, ist, daß gegen Ende October, als sich die Schule mit neuen Schülern

zu füllen begann, und ich ihm eines Abends beim Abendessen, nachdem ich es mir lange überlegt hatte, sagte, meine Hemden und Röcke wären aufgebraucht, ich hätte kein Geld, um mir Schuhe zu kaufen und ich wäre genöthigt, ihn um eine Erhöhung meines Lohnes zu bitten, er mir gar nicht allzu überrascht schien, und mir ganz ruhig antwortete:

— Ich war schon lange darauf gefaßt, Jean-Baptiste. Ihr seid wie alle jungen Ehrgeizigen, welche rasch vorwärts kommen wollen und alles im schönsten Lichte sehen. Seitdem Ihr Euer Diplom habt, scheint Euch nichts mehr Euren Talenten gleichzukommen. Es ist kein Vorwurf, den ich Euch da mache; jeder in der Welt sucht seinen Vortheil. Nur als Ihr Ende des vorigen Herbstes während des schlimmen Jahres ankamt, wart Ihr sehr zufrieden, genug Kartoffeln und dicke Milch zu haben; jetzt habt Ihr Eier, weißen Käse, von Zeit zu Zeit eine Schüssel Sauerkraut mit Speck, und Sonntags einen Topf Suppe mit Gemüse, den Ihr gern eßt und der Euch gesund erhält. Während des Sommers habe ich Euch nie Urlaub verweigert, sei es nun, um Euch zu unterrichten, sei es, um mit Euren Collegen aus den Nachbardörfern spazieren zu gehen. Ich habe Euch Eure monatlichen fünf Francs pünktlich bezahlt; trotzdem, wie Ihr wißt, die Schule dreiviertel leer war, habe ich es doch gethan. Ich hätte Euch, wie alle anderen Unterlehrer, während der

Sommerzeit fortschicken können. . . . Darauf habt Ihr nicht geachtet.

— Ja, schrie Mutter Katharine, es sind lauter Undankbare! . . . Sie kommen alle ausgehungert hierher, sie essen, sie trinken, ohne zu fragen, was es kostet, und wenn sie stark uud fett geworden sind, wollen sie eine Lohnerhöhung und drohen mit ihrem Weggehen; es ist abscheulich! . . .

— Schweig still, Katharine, sagte Meister Wilhelm, und laß mich reden. — Ich habe alles Mögliche gethan, um Euch zufrieden zu stellen, Jean-Baptiste, weil Ihr ein guter Unterlehrer seid, und jetzt sucht Ihr nach einer anderen Stelle; ich weiß es, man hat es mir erzählt. Wolle Gott, daß Ihr es nicht zu bereuen habt, denn trotz Eurer Kenntnisse, trotz Eurer Brüche, Eurer Regel-de-tri und Gesellschaftsrechnung, trotz Eurer schönen Schrift und Eurer Orthographie, fehlt Euch immer eins, die Stimme! Was kümmert die Herren Pfarrer Euer Rechnen, Eure Grammatik und alles Uebrige? Glaubt Ihr, daß sie etwas auf den Volksunterricht geben? Im Gegentheil, je dümmer das Volk, desto zufriedener sind sie. Ich hab's Euch schon einmal gesagt und wiederhol's nochmals, der Katechismus geht allem voran, der Katechismus und der Gesang. In allen Zeiten brauchte man den Katechismus, nur den Catechismus. In meiner Jugend, unter Ludwig XV. und Ludwig XVI., war es der Katechismus von Toul; später

unter der Republik der Katechismus der Menschenrechte mit Liedern zu Ehren der Nation; jetzt seit dem „Usurpator" und der Rückkehr unserer legitimen Könige ist es der Katechismus von Metz und der Kirchengesang. Wenn ein Schullehrer seinen Katechismus weiß und eine gute Stimme hat, ist alles andere unnütz, man verlangt's nur der Form wegen. Ich, Jean-Baptiste, ohne Diplom, würde tausendmal eher eine Stelle finden als Ihr, denn ich weiß meinen Katechismus auswendig und habe Stimme. Unter tausend Pfarrern wird nicht ein einziger etwas von Euch wissen wollen, und alle würden froh sein, mich zu haben; denn wenn ich ein Gloria in excelsis, oder auch ein Te-deum oder Kyrie oder sonst etwas singe, so hört man das, das steigt gen Himmel, das macht die Kirche voll, es macht Gott und den Menschen Freude. Ihr dagegen greint wie eine Drehorgel, das zerreißt die Ohren der Gläubigen, es wendet den Geist von den heiligen Dingen ab, und alle Diplome der Welt geben Euch keine Stimme! . . . Da seht Ihr, was ein Schullehrer ohne Stimme ist. Wenn Ihr Pfarrer wäret, wolltet Ihr dann einen Schullehrer ohne Stimme, wenn er auch alle Rechnereien der Welt, ja sogar die Logarithmen, welche zuletzt kommen, könnte? Antwortet, Hand auf das Herz, Jean-Baptiste.

Ich war ganz betäubt, denn Herr Wilhelm sagte nur die pure Wahrheit, ich wußte es und erwiderte daher bescheiden: — Glauben Sie nur, Herr Wilhelm, daß ich

Sie mit dem größten Kummer verlasse, besonders am Anfang des Winters, wo Ihnen meine Dienste am nützlichsten sind; ja, es betrübt mich sehr, und ich werde nie vergessen, was Sie für mich gethan haben. Aber seien Sie nur gerecht, Sie sehen ja meine Schuhe, meine Kleider. . . . Kann ich mich in solchem Zustande sehen lassen? Ist es nicht eine Schande für die Schule, wenn die Herren Inspektoren kommen, abgesehen davon, daß ich von Zeit zu Zeit gern einmal meinem Vater hundert Sous schickte?

Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann: — Ja, Jean-Baptiste, ich begreife das; Ihr habt nicht Unrecht und ich habe schon darüber nachgedacht. Es ist mir unmöglich, Euch monatlich mehr als fünf Francs zu geben; aber es finden sich vielleicht andere Mittel, um das zu ändern. Hört den Vorschlag, den ich Euch mache; wenn er Euch genehm ist, verdienen wir Beide dabei.

Und er erzählte mir darauf, daß vor fünf oder sechs Jahren unter dem Usurpator nach der Kinderschule Abends von acht bis zehn Uhr Schule für große Leute gehalten worden wäre, für die in Fabriken im Thale beschäftigten Burschen und Mädchen, die gern noch lernen wollten, da sie vor ihrer ersten Communion nichts gelernt hatten und das Bedürfniß fühlten, schreiben und rechnen zu können, daß diese Leute monatlich zwanzig Sous bezahlt hätten, daß es achtzehn gewesen wären, was ein nettes Sümmchen abgeworfen hätte, aber daß das Unglück mit der zweimaligen

Invasion es geboten hätten, auf die Schule zu verzichten, da alle Männer von achtzehn bis vierzig Jahren zur Armee gegangen waren.

— Wenn Ihr wollt, sagte er, fangen wir sie wieder an. Da Ihr noch zu jung seid und Euer Alter älteren Leuten wie Ihr noch nicht genug Respekt und Ansehen einflößt, werde ich die Ordnung aufrecht erhalten und Ihr haltet Schule. Die Hauptsache ist Rechnen und Orthographie, denn die frommen Schwestern verstehen davon nichts; ihre ganze Wissenschaft besteht darin, daß sie die jungen Leute den Katechismus lehren, so daß die Bürger- und Handwerkermädchen, wenn ihnen der Verstand kommt, sehr betrübt darüber sind, daß sie kein Haushaltungsbuch führen und nicht die einfachste Addition machen können. Wir brauchen gewiß nur kurze Zeit, um unsere Schule in Gang zu bringen, und wir theilen uns den Gewinn. Ihr verdient also so monatlich acht bis zehn Francs und Ihr könnt Eure Eltern unterstützen, wie es die Pflicht eines guten Sohnes ist; aber um Himmelswillen, Jean-Baptiste, laßt Euren Ehrgeiz, Ihr seid noch nicht alt genug zum Lehrer, und der Ehrgeiz macht alles zu nichte.

Herr Wilhelm hatte nicht Unrecht, wenn er mich ehrgeizig nannte; die Aussicht, Jahre lang immer nur den Katechismus zu lehren, gefiel mir gar nicht; ich hielt mich für andere Dinge geschaffen, und als Herr Bernard in der Kirche Bescheidenheit und christliche Demuth predigte,

sagte ich zu mir: — Ist gut, Herr Pfarrer, es ist gut! . . . Aber warum hängt Ihr Euch goldene Pluvials auf den Rücken? Warum lebt Seine Ehrwürden der Bischof in einem Palast, und Ihr in dem schönsten Haus im Dorf? Warum hängt Ihr denn an den falschen Gütern der Erde? Bescheidenheit und Einfachheit ist andern gut predigen; es ist die beste Art, für sich den guten Gehalt und jederlei Gewinn, seinen netten Schmeerbauch und gute Gesundheit zu bewahren.

Diese Gedanken kamen mir natürlich, weil der Herrgott mich nicht ganz dumm erschaffen hatte; ich unterwarf mich, da ich nicht anders konnte; aber ich hatte mir vorgenommen, nur bescheiden zu sein, wenn ich mich nicht durch meine Arbeit und Klugheit aufrichten konnte. Man stelle sich also meine Freude vor, als ich die Vorschläge des Vater Wilhelm hörte; sie blickte sicherlich aus meinen Augen, denn er sagte lachend: — Gefällt es Euch, Jean-Baptiste?

— Ja, erwiderte ich, so habe ich mir es gewünscht. Ich brauche Kleider, Schuhe, Bücher; ohne Bücher kommt man nicht vorwärts, und um solche zu haben, braucht man Geld, denn sie sind theuer.

— Ei nun, Ihr werdet verdienen, entgegnete er, ich sage Euch, wir werden Leute haben. Seit zwei Jahren sind viele junge Leute aus dem Kriege zurückgekommen; dreiviertel davon haben nie viel gewußt, und die andern haben alles vergessen. Es ist sehr schwer, die Eltern zu

vertreten, ihren Handel zu übernehmen oder ihre Unternehmungen fortzuführen. Wir werden sie alle haben.

— Hoffen wir es, Herr Wilhelm, ich fordere nur Arbeit.

— Also sind wir einverstanden, sagte er, stand auf und gab mir die Hand. Nächsten Montag eröffnen wir unsere Abendschule; die Kinder sollen es im Dorf und Thal verbreiten; es werden Burschen und Mädchen und sogar verheirathete Leute kommen; nun, Ihr werdet 's ja sehen. Jetzt gute Nacht. . . . Wir wollen schlafen gehen.

— Gute Nacht, Herr Wilhelm und Frau Katharine.

Man trennte sich zufrieden. Ich betrachtete mich wie gerettet; aber ich irrte mich, und ich ging nur einem der größten Trübsale meines Lebens entgegen, einem dieser Trübsale, die man niemals vergißt und die bis im Alter hinein Einem das Herz zusammenpressen, wenn man nach langen Jahren wieder einmal daran denkt. Doch es ist ja längst vorüber und selbst in den traurigsten Erinnerungen bleibt uns immer der Trost, unsere Pflicht muthig erfüllt zu haben.

Viertes Capitel.

Einige Tage darauf, am fünften November 1817, wurde die Schule für Erwachsene in Chêne-Fendu eröffnet. Für mich ist es wie gestern: ich kam um 7½ Uhr nach dem

Abendessen herunter. Ich mache die Fenster des Saales auf, um frische Luft hereinzulassen, und lege zwei große Scheitholz in den Ofen; das Feuer brennt lustig und wirft lange rothe Streifen auf den Fußboden. Draußen herrscht die trockene Kälte der Berge, wo Tausende von Sternen am Himmel glänzen und der harte Schnee unter den Füßen knirscht, wie Seide, die reißt. Von weitem höre ich unten im Dorfe einen Trupp junger Mädchen und Burschen lachen; sie kommen alle zusammen. Ich schließe darauf die Fenster und gehe auf die Schwelle der Thüre. Die Stimmen kommen immer näher; trotz des Schimmers des Schnees und des Himmels leuchten zwei oder drei Laternen zwischen den Misthaufen, den Wagenschuppen und den Scheunen. Zu gleicher Zeit höre ich den schweren Tritt des Vater Wilhelm auf der Treppe; der gute Mann erscheint, seine schwarzbraunwollene Mütze im Genick und seine Ruthe, wie aus Gewohnheit, unterm Arm.

— He, Jean-Baptiste, sagte er, sie kommen, wir haben Zuspruch, ei ich wußte es wohl.

Er kommt in den Saal und macht die Thür wieder zu. Ich schaue noch immer aus. Und auf einmal kommen die großen Mädchen, jedes mit einem Pack unter dem Arm, und lachen und schreien: — Wir werden auf den Bänken der Kleinen sitzen! Ei guten Abend, Herr Jean-Baptiste; Sie sind's doch?

— Ja, mein Fräulein.

— Haben Sie auch tüchtig Feuer?

— Ja, ja, kommen Sie nur herein; es ist sehr warm.

Es war Fräulein Margarethe Abba, die Tochter eines Sägemühlenbesitzers, eine große Blondine, — die Fräulein Johanna und Louise Arnette, zwei große Schwarze, ganz blaß mit langer Nase und spitzem Kinn, — dann die Tochter unseres Bürgermeisters, Fräulein Rosalie Bauquel, welche man im Dorfe „die schöne Zalie“ nannte. Sie hatte rothe Backen mit kleinen Grübchen, zwei große blaue Augen und ihre prächtigen braunen Haare waren so üppig, daß sie kaum in das kleine rothe Mützchen mit Seidenband gingen, welches unter dem Kinn zusammengeknüpft war.

— Sie frieren also nicht, Herr Jean-Baptiste? fragte sie mich im Vorübergehen, als sie ihre Lampe im Gange ausblies.

— Nein, Fräulein Zalie.

— Ah, Sie können froh sein!

Darauf kam die ganze Bande in den Saal und drückte sich um den Ofen herum. Die Burschen, junge lustige Brüder, Schmiede, Papierhändler, Ackerleute, Holzhauer, Bäcker, Wirthe kamen an mir vorbei und sagten: — Guten Abend, Herr Jean-Baptiste.

Sie waren beschämt, daß sie fast alle fünf oder sechs Jahre älter waren als ich; aber jeder hat ein anderes Amt und Eines schickt sich nicht für Alle. Und es gehört auch schon Verstand

dazu, seine Unwissenheit einzusehen und ihr in diesem Alter noch abzuhelfen; es beweist zu gleicher Zeit gesundes Urtheil und Charakter. Wie viele Dumme halten sich für Adler und gehen so weit, tausendmal unterrichteteren Leuten Stunde zu geben! Jene verdienen nur unsere Verachtung, die anderen unsere Achtung. Endlich um acht Uhr fing die Schule an; wir hatten schon mehr als zehn Schüler, die ersten Bänke dem Katheder gegenüber waren schon voll, die Burschen rechts, die Mädchen links. Vor Beginn hielt Herr Wilhelm ihnen eine kleine Rede, welche zeigte, daß er wußte, welche Dinge den Landleuten am nöthigsten waren, und deren Einfachheit mir Vergnügen machte. Er sagte:

— Mehrere meiner alten Schüler kommen, um das zu lernen, was sie eigentlich schon seit zehn Jahren wissen müßten, aber damals wollten sie nicht auf mich hören. Jetzt sind sie verständiger geworden, ich hoffe daher, daß die verlorene Zeit bald wieder eingeholt sein wird. — Um etwas zu lernen, muß man hauptsächlich guten Willen haben. Wenn man will, gelingt Einem alles, ob ein wenig geschwinder oder langsamer, das ist einerlei, wenn man nur Ausdauer hat. Wir wollen Euch zwei Sachen lehren: erstens lesen und schreiben ohne Fehler. — Jeder in der Welt muß lesen und schreiben können, wenn er seine Angelegenheiten nicht Andern überlassen will. Und wenn man das thut, ziehen nur diese Anderen Nutzen,

Digitized by Google

daraus; erstens bekommen sie es gut bezahlt, und wenn sie unehrlich sind, was leider nur zu oft vorkommt, ruiniren sie Euch gründlich. Man muß also einen Brief selbst lesen können, besonders einen Geschäftsbrief, ehe man ihn unterzeichnet. Ferner muß man selbst eine einfache Akte aufsetzen können, wie es alle Tage im Leben vorkommt, eine Erklärung, eine Vollmacht in guter Form verfassen können, und tausend andere Dinge bloß durch Privatunterschrift. Die Notare verdienen sonst furchtbar und doch erlaubt es das Gesetz, selbst zu machen und die Kosten für sich zu behalten. Das ist der erste Punkt. — Der zweite ist, rechnen und die Richtigkeit seiner Sachen selbst darthun zu können. Die, welche gezwungen sind, sich auf Andere zu verlassen, riskiren auch ihren Ruin. Es ist nicht nur nöthig, seine Bücher jederlei Handelszweiges in Ordnung zu halten, es betreffe nun Holz, Eisen, Wein, Branntwein oder sonstige Lebensmittel, welche ver- oder gekauft werden, sondern man muß sich auch täglich Rechnung von dem, was man gethan, ablegen können, ob man Verlust oder Gewinn gehabt hat, ob es gut ist, fortzufahren oder inne zu halten. Wir wollen Euch Regel-de-tri und Gesellschaftsrechnung lehren; wir wollen Euch alles klar zeigen, sogar die Brüche; nur aufmerksam müßt Ihr sein; aber vor allem wollen wir Ordnung haben, wir wollen sehen, ob alle Schüler in derselben Klasse bleiben können oder ob es nöthig ist, zwei zu machen. Jean-Baptiste, diktirt etwas,

wir wollen dann gleich sehen, was ein Jeder noch von der Schule her weiß.

Darauf ging es an. Ich diktirte einige Zeilen, was uns gute zwanzig Minuten wegnahm; den großen schweren Händen, welche daran gewöhnt waren, den Hammer, den Pflug und die Axt zu handhaben, wurde es nicht leicht, die Feder zu halten. Als das Diktat zu Ende war, sahen Vater Wilhelm und ich die Hefte nach. Die meisten alten Schüler, welche nach sieben oder acht Jahren von der Armee zurückgekommen waren, hatten zwar schwerfällige Händen, aber sie konnten doch noch Buchstaben machen und sündigten nur in der Orthographie; was die Mädchen betrifft, so waren sie alle gleich weit, das heißt, sie wußten gar nichts, die frommen Schwestern hatten sie nur Lobgesänge singen und den Katechismus hersagen gelehrt.

Diese Unwissenheit überraschte mich, ich konnte es kaum glauben, umsomehr, da es diesen Mädchen weder an Scharfsinn noch an Verstand fehlte, und wenn man sie sprechen hörte, hielt man sie für viel unterrichteter als die Burschen. Ach! Ach! seit fünfzig Jahren, wo ich immer dasselbe erlebt habe, bin ich von meiner guten Meinung abgekommen; ich weiß jetzt, was ich von dem Unterricht der frommen Schwestern zu halten habe und Andere wissen es auch. Alles wird durch die Unwissenheit der Frauen, welche aus ihren Schulen kommen, aufgehalten. Ach, so schwer es mir auch wird, es zu gestehen, die Lutheraner

Digitized by Google

und die Juden erziehen ihre Kinder viel besser, sie beschäftigen sich mehr mit ihnen und opfern ihnen einen Theil ihres Vermögens. Reist durch das Elsaß und Lothringen, wenn Ihr ein reiches Dorf seht, dessen Aecker gut bebaut sind, die Männer mit ernstem Gesicht und gesund, die Kinder Sommer wie Winter ordentlich angezogen, so wird Euch Jeder sagen: „Das ist ein lutherisches Dorf!“ Wenn die Leute des Samstags in seidenen Kleidern, in guten schwarztuchnen Röcken, in Sammetwesten mit Uhrketten auf der Straße spazieren gehen, wird man Euch sagen: „Das ist ein jüdisches Dorf!“ Wenn die Dächer eingesunken, die Fenster zerbrochen und mit Papier zugeklebt sind, die Straßen voller Misthaufen liegen, die Leute elend aussehen, wenn die Kinder barfuß, mit zerzausten Haaren wie Wilde hinter Euch herlaufen, ihre kleine Hand mit kläglicher Stimme ausstrecken: dann ist es „ein katholisches Dorf, dumm und fromm!“ ... Aber ich sage zu viel, ich erboße mich, und das ist übel. Ich will lieber auf meine Geschichte zurückkommen.

Diese schönen Mädchen wußten also gar nichts; aber, da ihre Eltern die bestgestellten im Dorfe waren, kleine Bürger, die sich groß dünkten, dachten sie daran, ohne große Ausgabe sie noch etwas anderes als Lobgesänge lehren zu lassen, ehe sie sie verheiratheten. Die Ankündigung einer Fortbildungs- und Abendschule für Erwachsene

kam ihnen sehr gelegen und die Mädchen waren auch voller gutem Willen.

Als wir sahen, daß sie nur ihre Buchstaben kannten und die Burschen nicht viel mehr wußten, entschlossen Vater Wilhelm und ich uns, sie erst die ersten Elemente der Grammatik, die zehn Redetheile, die Deklinationen und die Conjugationen, wie das gewöhnlich ist, zu lehren. Die ersten Stunden vergingen mit Hersagen und Dekliniren, aber es ging nicht rasch. Die guten Leute, welche den Tag über mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, hatten keine Zeit, ihre Aufgaben zu lernen, und alle Erklärungen über das Hauptwort, das Eigenschaftswort, das Zeitwort und den Artikel führten zu nichts. Die Aufmerksamkeit und der gute Wille der Schüler genügten nicht und sie fingen an, entmuthigt zu werden. Da sagte ich einmal nach dem Abendessen zu Vater Wilhelm, unsere Methode erschiene mir zu langsam, man könne ganz gut „der, die, das" schreiben, ohne zu wissen, daß dies Artikel sind, — „ich liebe, ich liebte, ich werde lieben", ohne zu wissen, daß das Präsens, Perfekt und Futurum ist, — daß diese außergewöhnlichen Wörter für den gemeinen Mann gar nichts bedeuteten, — daß es mir viel einfacher und natürlicher erschiene, gute Diktate schreiben zu lassen und dann direkt auf das Ziel loszugehen und zu sagen: Hier habt Ihr aus dem und dem Grunde einen Fehler gemacht. Wenn die Schüler die Sachen so vor Augen haben, so werden sie gleich verstehen, um was

es sich handelt und brauchen die Grammatik nicht abzuhaspeln, die oft selbst denen, die durch Uebung schon orthographisch schreiben können, dunkel ist.

Vater Wilhelm hörte mich ohne Widerrede an, und ich sagte noch: — Vorausgesetzt, ich wollte Jemanden die Stadt Nancy kennen lehren, würde ich ihm dann ein Verzeichniß der Straßen, der Gebäude und Häuser auswendig zu lernen geben, und ein großes Buch mit Erklärungen über die Lage jedes Platzes, jedes Springbrunnens, jeder Straße? Wäre es nicht viel besser, ihn in die Stadt selbst zu führen? Würde er dann nicht in acht Tagen mehr als bei andern Mitteln in sechs Monaten lernen?

— Ei unzweifelhaft, das ist sonnenklar, rief Herr Wilhelm; aber was würde denn dann aus den ABC-Büchern, aus den Sprachlehren, Grammatiken und anderen nützlichen Büchern? Das Lernen wäre dann doch gar zu einfach.

Er war fast ärgerlich darüber, daß man seine Methode angriff; aber da unsere Schüler den Muth verloren, sagte er, ich sollte mit den Großen machen, was ich wollte, er würde sich hüten, irgend eine dem ähnliche Veränderung in die Kinderschule einzuführen, denn sonst wüßten die Kinder bald eben so viel, wie wir, sie hätten dann keinen Respekt mehr vor uns, und übrigens wäre es auch gegen die Verfügung des Herrn Rectors. Mehr verlangte

Digitized by Google

ich nicht, und allsobald wandte ich meine neue Methode unter Aufsicht des guten Mannes an.

Die Diktate fingen an. Die ganze Mühe fiel dabei auf mich, denn ich hatte fortwährend zu sprechen, die Fehler zu bezeichnen, zu sagen, warum das Fehler wären, und die richtige Schreibweise zu zeigen. Ich sagte die Grammatik her und da die Schüler mir zuhörten, lernten sie ohne Mühe; alles ging vorwärts und man machte Fortschritte.

Bald konnte ich die Klügeren sich unter einander verbessern lassen und Vater Wilhelm und ich waren über die Fortschritte, die sie gemacht hatten, erstaunt. Unter ihnen war auch Fräulein Rosalie Banquel, deren Scharfsinn, Verstand und Gedächtniß mich in Verwunderung, ja in Bewunderung versetzten. Ach! glaubt nur nichts anderes! Unzweifelhaft ist es achtzehnjährigen Augen nicht unangenehm, ein schönes Mädchen mit braunen Haaren, schönen rothen Backen, lebhaftem und süßem Blick zu sehen; das Gegentheil würde Mangel an gesundem Menschenverstand beweisen; und die Aufmerksamkeit, die dieses schöne Mädchen Euch schenkt, das Lächeln, mit dem sie das geringste Wort von Euch anhört, schmeicheln natürlich der Eigenliebe eines jungen Unterlehrers. Es ist wahr und natürlich; aber wie weit waren meine Gedanken von Liebe entfernt! Alles, was mir an ihr gefiel, alles, was mich an Fräulein Rosalie entzückte, waren, ich sage es offen, ihre klugen Antworten und ihr gutes Gedächtniß. Ich empfand

den Stolz eines jungen Lehrers, welcher die Fortschritte seines Schülers sieht und sich sagen kann: — Das ist mein Werk!

Trotz der Gerüchte, welche umherliefen, trotz des ernstlichen Tadels, welchen ich mir in dieser Zeit zuzog, trotz alles dessen, was ich von der Ungerechtigkeit und Verfolgung zu dulden hatte, waren meine Gefühle reiner Natur, und ich kann Dir die Fortsetzung dieser Geschichte erzählen, ohne mir das Geringste vorzuwerfen.

Nach zwei Monaten, als sich der Ruf unserer Abendschule verbreitet hatte, kamen viele andere Schüler; der Saal war voll von Burschen und Mädchen. Ich erinnere mich, daß sogar einige Familienväter kamen und sich unter die Jugend setzten. Dann kam auch unter dem Vorwand, unsere neue Methode kennen zu lernen, die fromme Schwester Adelheid, eine kleine Alte von fünfzig Jahren, dünn, armselig, ein Gesicht so weiß wie 'ne Hostie, braune, lebhafte Augen, spitze Nase, mit kleinen Bartbüscheln um das Kinn; sie wußte übrigens wie alle Ihresgleichen, weder A noch B. Die junge Schwester Augustine kam niemals, da sie fast immer krank war; aber Schwester Adelheid überschüttete mich mit Lob, lächelte mir immer zu und rief jeden Augenblick: — Ach! Herr Jean Baptiste, was für eine gute Methode! ... wie schnell man lernt! ... ach, was Sie für schöne Sachen sagen! — dabei setzte sich die gute graue Schwester alle Abende hinter den Ofen und strickte und

strickte, indem sie aus ihrer Mütze wie eine Ratte aus ihrem Loch heraussah. Und ich nahm ihr Lob für klingende Münze; ich brüstete mich damit ... Ach Gott! wie dumm doch die Jugend ist! ... Die alte Halunkin ist schon seit Jahren todt, sie erhält den Lohn ihrer guten Thaten; aber jedesmal, wenn ich daran denke, erröthe ich noch über meine Dummheit.

Ich ging in der Schulstube umher, befahl einem und dem andern aufzustehen, zu erklären, zu verbessern, und jedesmal, wenn man nicht befriedigend antworten konnte, rief ich: — Fräulein Zalie, antworten Sie, erklären Sie dem Peter, Paul oder Jakob seinen Fehler; dann lobte ich sie, daß sie so gut geantwortet hatte. Fräulein Rosalie wie allen jungen Mädchen fehlte es nicht an ein bischen Eitelkeit; mein Lob machte ihr Vergnügen, und ihre großen blauen Augen glänzten vor Zufriedenheit. Schwester Adelheid verstärkte meine Complimente noch. — Oh, wie gut, rief sie, wie gut! ... Was sind wir armen grauen Schwestern gegenüber einem solchen Lehrer.

Und wenn die Schule zu Ende war, erhob sich die alte Ränkeschmiedin zuletzt, machte mir eine kleine Verbeugung und sagte mir mit der Miene einer braven Frau ganz leise: — Gute Nacht, Herr Jean Baptiste, gute Nacht! Ach! was sind Sie für ein Schullehrer! ... Ihr Platz ist nicht in Chêne-Fendu ... Sie werden eines Tages Lehrer in einer Stadt sein.

Ich lehnte diese Complimente wie ein blöder Pinsel ab; dann ging sie weg, indem sie ihr Strickzeug in die Tasche ihrer Schürze zwängte. Ich habe oft über diese vergangenen Dinge nachgedacht, und jedesmal habe ich mich gefragt: Renaud, liebtest Du die schöne Rosalie Bauquel? liebtest Du sie mit wahrer Liebe? Wenn man Liebe eine große Zuneigung nennt, den Wunsch, die Person glücklich zu sehen, die Bewunderung ihrer guten Eigenschaften, ihres Verstandes, dann liebte ich sie, liebte ich sie, ohne es zu wissen; aber wie hätte ich, ein armer Unterlehrer, welcher kaum genug verdiente, um sich Kleider und Schuhe zu kaufen, meine Augen zu dem reichsten Mädchen des Dorfes erheben können, — die Tochter des Herrn Bauquel, Eigenthümer mehrer Sägemühlen, ein Mann, wie alle Bauern, stolz auf sein Besitzthum, stolz auf seine Unternehmungen, Besitzer von Pferden und Wagen, des Herrn Bauquel, welcher die ganze Saar mit seinen Holzflößen bedeckte, die er bis nach Saarbrücken, bis in Preußen hinein verkaufte, der nur diese einzige Tochter und noch einen jüngeren Sohn hatte, wie würde mir jemals ein solcher Gedanke in den Kopf gekommen sein?

Es ist wahr, Herr Bauquel zeigte sich schlicht, gut gelaunt und mit seinen Untergebenen vertraut. Er hatte mich sogar mehr als ein Mal gegrüßt, indem er einhielt, mir die Hand drückte, mir Complimente machte über die Fortschritte seiner Tochter und mir glückwünschte zu der

guten Idee, eine Abendschule für Erwachsene zu eröffnen. Dieser Mann mit gesundem Verstand, welcher durch seine Arbeit, seine Sparsamkeit und seine natürliche Klugheit zu Vermögen gekommen war, begriff die Wohlthat des Unterrichtes; aber von einem Handdruck bis seine Tochter geben, ist es weit, und es konnte mir niemals eine solche Anmaßung in den Sinn kommen. Auch, ich sage Dir die pure Wahrheit, hatte ich für Fräulein Rosalie die größte Neigung, aber ich war nicht verrückt genug, sie heirathen zu wollen. Trotzdem sind meine ersten Kümmernisse und meine ersten Demüthigungen daher gekommen, darauf folgte dann meine Arbeit, meine Studien und endlich meine Entrüstung über die, welche das Volk in der Unwissenheit erhalten und mein fester Willen, allen den Menschen zu helfen, welche es durch Unterricht und Erziehung erheben wollen.

In der Karnevalszeit, also mitten im Winter, wird hier in den Bergen ein Fest gefeiert, welches man am richtigsten als das Fest der bösen Zungen bezeichnet. Es ist ein alter Gebrauch, der sich jährlich wiederholt. Einige Tage nach Epiphania, versammeln sich die Jungen des Dorfes Abends auf dem höchsten Felsen der Umgegend mitten im Walde. Dieser Felsen heißt „der Felsen der Aufgebote.“ Hier zünden sie, mit Brombeersträuchern und Haidekraut ein großes Feuer an. Gegen neun Uhr Abends, wenn das Licht durch die Wälder schimmert, kommen die

Leute aus ihren Hütten und wenn sie es erblicken, rufen sie lachend: — Das sind die Aufgebote! . . . Jetzt werden wir etwas Neues hören!

Dann machen sich die Mädchen, je zu dreien, vieren oder zehnen auf den Weg; sie gehen bis an den Saum des Waldes den Pfad am Hanfacker entlang und verstecken sich nachher hinter dem Gesträuch. In demselben Augenblicke schreitet der größte Schreier und der listigste Gevatter des Dorfes, der die stärkste Stimme und den schärfsten Verstand hat, an die Spitze des Felsens vor. Gewöhnlich ist das der Hirt, der alles auskundschaftet und bespionirt, da er ja keine andere Beschäftigungen hat, als die, seine Schweine an die Eicheln zu führen, Besen aus Reis und Birken zu machen und allen denen, welche ihn wegen Quetschungen, Verrenkungen oder Räude ihrer Ochsen und ihrer Kühe befragen, zu rathen. Er kennt alle kleinen Liebschaften, die ausgetauschten Versprechen, die gegebenen Versicherungen, die Winke zu Stelldicheins am Brunnen; kurzum alles, was man mit großer Sorge verborgen hält, weiß er. Er träumt davon, wenn er tagtäglich, vom ersten Tag des Jahres bis zu Sylvester seine Heerde in den Wald treibt, und er freut sich schon lange vorher auf die Ueberraschung, die er an diesem Tage bereiten will.

Wenn ihn die Knaben vortreten sehen, werfen sie sechs bis acht Zoll lange, hölzerne Schilder, die in der Mitte durchbohrt sind, in das Feuer; wenn diese hell auf=

flackern, sticht der muthigste die Spitze einer Stange in das Loch und hebt sie auf; dann läßt er das Schild einige Male kreiseln und schleudert es dann mit aller Kraft in die Luft. Währenddem es sich da wie ein Stern hinzieht und über alten Eichen Furchen von Krümmungen macht, ruft der Schreier mit gedehnter Stimme: „Aufgebot! ... Aufgebot!" ... und kündigt dann entweder eine baldige Hochzeit an, oder enthüllt die Liebschaft zwischen dem Mädchen und dem Burschen. Er weiß alles, und hat alles gesehen; die guten Zungen des Dorfes haben ihm alles so genau erzählt, daß seine weithin schallenden Verkündigungen selbst denen, die sich entdeckt sehen, große Ausrufungen der Ueberraschung entlocken, dann rufen sie alle: — Nein! ... nein! ... es ist nicht wahr! ...

Doch auf dem Felsen ertönen die Pistolenschüsse wie das Krachen einer grünen Tanne, die Clarinette näselt in ironischster Weise den Marsch der Panduren; von alleu Seiten des Gebüsches tönt lautes Gelächter bis die schreckliche Stimme wieder langsam das „Aufgebot! ... Aufgebot!" ... wiederholt, ein Schild in die Nacht geworfen wird und dann plötzlich die vorhin Lachenden anfangen zu zittern, da jetzt ihr und der Namen des jungen Mannes, den sie heimlich liebt, gerufen wird. Dies ist das eigenthümliche Fest, dessen Ursprung gewiß in frühere Jahrhunderte fällt.

Ich hatte Herrn Wilhelm davon erzählen hören und es auch selbst das vorhergehende Jahr von meinem Dach-

fenster aus mit angesehen, wie die Knaben, nachdem die Heirath des „Teufels mit seiner Großmutter" verkündigt worden war, unter Schreien und Pistolenschüssen mit einer Fackel in der Hand unter die alten Eichen liefen, die mit Reif bedeckt waren. Dieses Jahr wollte ich das Ganze von nahem sehen; als nun die Schüler der Abendklasse fort waren, und ich schon das Licht von weitem auf dem Felsen der Aufgebote schimmern sah, schloß ich die Schule zu und ging den Pfad entlang, welcher voll von denen war, die an den Saum des Waldes gingen. Es war ganz dunkel. Als ich mich dem Gebüsche näherte, flüchteten sich Schaaren von jungen Mädchen hinter die Bäume. Endlich kam ich unten am Abhange an, hier blieb ich stehen und guckte in die Luft. Das Feuer funkelte und die Stille wuchs. Plötzlich rief der Hirte, „der große Coliche" genannt, mit dem dicken Kopf, dem langen spitzen Bart und mit dem Schafpelz auf der Schulter, seine Hände auf seinen Stock stützend, mit einer Stimme, die an das Brüllen eines Stieres erinnerte: „Aufgebot! ... Aufgebot!" ...

Das Echo im Thale wiederholte diesen Schrei; als ich daran dachte, vor wieviel hunderten von Jahren diese Feier schon existirt habe, wurde ich ganz bewegt; doch als ich gleich darauf in spöttischem Tone die Liebschaften von drei bis vier unserer Schüler verkünden hörte, und dann wieder die Schreie: „nein! ... nein! ... das ist nicht wahr!" und das Gelächter ringsum, da fing ich auch an

aus vollem Herzen zu lachen und freute mich, daß ich hergekommen war. Denn auch der Anblick der Schilder, die sich leuchtend herzogen und dann als Funken auf die Gipfel der Eichen fielen, war sehr schön.

So hatte der große Coliche schon eine halbe Stunde lang seine Entdeckungen ausgerufen, von denen die einen immer lächerlicher waren als die anderen, da trat plötzlich an Stelle des lauten Gelächters große Stille; man sah sich Schatten erheben, die neugierig auf den Felsen sahen, wo das Feuer im Ausgehen war; einige der Mädchen gingen schon fort. Ich dachte, es wäre jetzt zu Ende und wollte mich schon auf den Heimweg machen, als ich plötzlich wieder „Aufgebot!" rufen hörte und sah, wie alle, die schon auf dem Wege waren, wieder zurückkamen. „Aufgebot" brüllte der Hirte und rief mit weithin schallender Stimme die Namen der schönen Zalie Bauquel und des Unterlehrers Jean-Baptiste Renaud aus! Da ward es mir so zu Muthe, als ob ein großer Ast mir auf den Kopf gefallen wäre: einige Minuten blieb ich starr stehen, dann aber kam die Angst über mich, und ohne zu überlegen, was ich that, lief ich den Abhang hinunter und sprach immer die beiden Namen laut vor mich hin. Hinter mir her ertönten die Pistolenschüsse, das Brüllen des Horns, die Töne der Klarinette und das Gelächter; das war schrecklich. Als ich endlich auf der Treppe des Schulhauses angekommen war, kamen die Knaben vom Felsen herunter ge-

laufen und gingen mit ihren Fackeln unter die Eichen. Ich blieb stehen und sah es mir noch einmal an; das Herz sprang mir in der Brust und ich ging hinauf in mein Zimmer. Das eben Geschehene überwältigte mich; ich sah jetzt, daß ich Feinde hatte, die mir eben einen schlechten Streich gespielt hatten. Ich legte mich nieder, aber ich konnte kein Auge zumachen. Den anderen Morgen, nachdem ich die Glocken geläutet, die Kirche gekehrt und dabei noch an alles Geschehene gedacht hatte und einen großen Skandal fürchtete, ging ich in das Zimmer. Herr Wilhelm ging schweigend im Zimmer auf und ab; auch Frau Katharine, die mit der Milch hereinkam, sprach nichts mit mir. Das Frühstück verlief wie sonst; dann fing die Schule an. Es schien mir, daß einige unverschämte Schlingel unter sich lachten und mich dann ansahen, doch mit einigen Stockschlägen waren sie bald wieder zur Vernunft gebracht. Zuletzt sagte ich mir: „Das alles schadet nichts, Jean-Baptiste ... Du hast unnützerweise Furcht. Das ist nur ein dummer Streich der Bauern ... Man will sich über dich lustig machen. Doch über diese Dummköpfe brauchst du dich nicht zu beunruhigen; sie bilden sich ein, dir Verdruß zu machen und wollen auf deine Kosten lachen."

So ermuthigte ich mich immer mehr, und als die Schule zu Ende war, und ich zum Essen ging, fand ich Frau Katharine wieder grade wie sonst zu mir. Ich

glaubte daher schon aller Furcht entledigt zu sein, als plötzlich Justine, die Dienerin von dem Herrn Prediger Bernard kam und mich gleich in das Pfarrhaus kommen hieß.

Was ist denn los? fragte mich Herr Wilhelm. Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte und ging gleich fort. Justine blieb da. Einige Augenblicke nachher befand ich mich in dem Hause des Herrn Pfarrer, der mit besorgter Miene im Zimmer auf und abging. Er theilte mir mit, daß Herr Bauquel, unser Bürgermeister, eben hier gewesen wäre, daß er von dem Skandal des gestrigen Abends gehört habe, und jetzt verlange, daß ich schleunigst das Dorf verlasse. Die Wuth dieses, auf sein Vermögen so stolzen Menschen sei so groß, daß nichts sie zu besänftigen möge. Er, der Herr Bernard, stehe nun da, und wisse nicht, was anfangen, mit wem er es halten solle, er verliere seinen Kopf dabei. Ich hörte alles ruhig mit an, ohne jedoch die Bedenklichkeit meiner Lage zu verstehen. Als aber Herr Bernard anfing zu seufzen, wie unklug es sei, große Burschen und Mädchen Abends um acht Uhr in der Schule zu versammeln, und zu jammern, daß der Bürgermeister in seinem Zorn sich an den Rektor wenden wolle, um meine Abberufung zu fordern, da ich versucht hätte, seine Tochter, deren Vermögen ich begehre, zu verführen; — da als er mir mittheilte, daß eine solche Anschuldigung immer den Menschen verfolge und der Herr

Digitized by Google

Bürgermeister mir nicht ein Zeugniß von gutem Lebenswandel und Sitten geben würde — da erst verstand ich mein Unglück und ich fing an zu betheuern, daß ich unschuldig wäre und daß nie ein schlechter Gedanke in mir aufgestiegen wäre.

Herr Bernard ging und kam mit gebeugtem Kopfe und sagte: — Welche Unvorsichtigkeit! . . . welche Unvorsichtigkeit! Hätte mich nur Herr Wilhelm um Rath gefragt, ehe er diese unglückselige Abendklasse eröffnete, dann wäre das alles nicht passirt! . . . Mein Gott, ich will Ihnen ja alles glauben, was Sie sagen. . . . Ja, ich glaube, daß Sie ein ehrlicher Mensch sind; aber Ihre Auszeichnungen der Fräulein Rosalie Bauquel, tragen nicht wenig Schuld an Allem. Und jetzt ist auch diese dadurch kompromittirt. . . . Und was soll man machen? . . . was ist zu thun? . . .

Als ich ihn bat, für mich Fürbitte zu thun, sagte er: — Ja! es gäbe wohl ein Mittel, . . . ja, je mehr ich es überlege, desto besser scheint es mir. Sie müssen wo anders Zuflucht suchen . . . man kann Sie zwar ohne Zeugniß nirgends hinschicken! . . . Doch wir haben eine Filialkirche, den Felsenweiler, der zwei Meilen von hier auf dem Berge liegt; . . . aber das ist ein Nest von Wilden, die Bevölkerung besteht aus Wilddieben, Schmugglern und Holzdieben. Dahin könnte man Sie schicken; doch Sie müssen Muth haben.

Digitized by Google

— Ach, Herr Pfarrer, wohin Sie wollen, sagte ich; schicken Sie mich nur auf die Felsen. . . .

— Ueberlegen Sie es sich. . . .

— Ich nehme Alles an, wenn ich nur nicht mit Schande bedeckt werde.

Der Herr Pfarrer schien gerührt darüber zu sein und theilte mir mit, daß unglücklicherweise die Sache nicht von ihm allein abhinge, sondern auch der Bürgermeister seine Einwilligung dazu geben müsse; doch er wolle sein Heil noch einmal bei dem stolzen Manne versuchen, obgleich er nicht glaube, ihn durch mein Fortschicken versöhnen zu können; diesen letzten Dienst wollte er mir, damit meine Carrière nicht beeinträchtigt würde, zu leisten versuchen und mich dann den Abend das Ergebniß seiner Fürsprache wissen lassen.

Dann ging ich fort. Ich war wie närrisch. Auf der Treppe, die ich heraufstürzte, begegnete mir Justine. Oben im Zimmer angekommen, merkte ich gleich, daß Herr Guillaume und Frau Katharine von allem unterrichtet waren. Sie sahen mich etwas betroffen an. Ich erzählte ihnen nun, was vorgefallen sei und daß ich wahrscheinlich nach den Felsen käme.

— Nach den Felsen! rief Herr Guillaume, in den Weiler gehen Sie?

— Ja, das ist meine einzige Zuflucht; andere Aussicht habe ich nicht.

Der brave Mann sah seine Frau etwas eigenthümlich an; er schien mir etwas sagen zu wollen, aber er schwieg. Dann schlug die Schulstunde; wir gingen hinunter; doch man kann sich denken, welche Reflexionen ich während der Stunden in der Schule machte. Bei dem kleinsten Geräusch draußen, zitterte ich und glaubte, jetzt käme die Entscheidung des Herrn Banquel. Um fünf Uhr endlich gingen wir wieder hinauf in das Zimmer; Herr Guillaume war sehr ernst; mit hängendem Kopfe und auf den Rücken gelegten Händen ging er im Zimmer herum und warf mir von Zeit zu Zeit einen traurigen Blick zu. Um sieben Uhr brachte Frau Katharine die Suppe und als wir schweigend aßen, ging die Thüre auf und Herr Pfarrer Bernard kam herein. Alle standen auf. Bleibet sitzen, sagte er und nahm einen Stuhl.

Und dann sah er mich an und sagte ernst: — Sie sind gerettet. Ich habe die Einwilligung des Herrn Bauquel erhalten; es hat große Mühe gekostet, doch endlich willigte er ein. Unsere arme Schwester Auguste, die, seitdem sie in Chêne-Fendu, krank ist, geht in das Kloster zurück, um sich herzustellen; Schwester Eleonore, welche die Schule in den Felsen hat, soll ihre Stelle einnehmen und Sie sollen Schwester Eleonore vertreten. Das ist abgemachte Sache. Hier sind zwei Briefe, vom Bürgermeister und mir, der eine für Nikolas Ferré, den dortigen Municipalrath, der andere an die Schwester Eleonore.

Die arme Person hat trotz aller ihrer christlichen Tugenden bei dieser wilden Bevölkerung nichts ausrichten können. Sie werden glücklicher sein; Ihre Kenntnisse und Ihre gute Methode läßt auf bessere Resultate hoffen. Und wer weiß? Ihre Leistungen da oben verwischen vielleicht eines Tages den Lärm, den Sie in Chône-Fendu verursacht haben. Ich hoffe und wünsche es von ganzem Herzen. Weiter kann ich nichts thun.

— Ich danke Ihnen für Alles, Herr Pfarrer, sagte ich mit thränenerstickter Stimme; nie werde ich Ihnen das vergessen, was ich Ihnen schuldig bin.

— Ja, sagte er und stand auf, es war schwer; doch mit Gottes Beistand ist es uns gelungen. Doch verlieren Sie keine Zeit, sondern gehen Sie morgen früh. Der Herr Bürgermeister darf Sie nicht mehr sehen; sein Entschluß ist noch schwankend; Sie verstehen mich. . . .

Er grüßte und ging fort. Ich begleitete ihn bis an die Treppe. Als ich wieder heraufkam, war ich gerührt.

— Ach! Herr Wilhelm, rief ich, was ist doch der Herr Pfarrer für ein Mensch, welches gute Herz! Wie soll ich ihm Alles vergelten, was er für mich gethan? ...
— Ja, sagte er, als ob er vor sich hinspräche, es ist ein sehr ehrlicher Mensch!

Dann nach einigen Augenblicken sagte er: — Da Sie nach den Felsen gehen, will ich Ihnen erst noch einen Rath geben. Ich bin Ihnen vom vorigen Monat sechszehn

Livres, zehn Sous schuldig. Nehmen Sie sich dafür eine Decke und ein Paar Tücher mit, denn da oben bekommen Sie nichts, und Sie werden es vor Kälte kaum aushalten können. Ich habe da noch eine alte, aber gute Decke und ein Paar Tücher; wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das zu zwölf Francs rechnen und die übrigen zehn Sous gebe ich Ihnen so.

Ich nahm alles freudig an. Frau Katharine holte die Decke und die Tücher, und Herr Wilhelm machte die Kommode auf und gab mir, was er mir schuldig war. Er bot mir an, mir von seinen Büchern mitzunehmen, was ich wollte; und da ich jeden Sonntag die Schüler zur Messe führen mußte, konnte ich dem braven Manne die Bücher immer wieder zurückgeben. Ich nahm mir das Vocabulaire von Wailly, welches ein Lehrer immer braucht. Kurz vorher hatte ich mir von einem Hausirer, der durch Chêne-Fendu ging, die Eléments d'algèbre von Lagrange und la Géométrie von Legendre gekauft; das war genug. Nachdem alles geordnet und die Schlafstunde gekommen war, umarmte ich Herrn Wilhelm und Frau Katharine und ging dann in mein Zimmer, um zu packen, da ich morgen ganz früh fortgehen sollte, um den Spott und den Lärm zu vermeiden.

Sechstes Capitel.

Am anderen Morgen war ich sehr früh auf. Ich zog mich an und ging dann geräuschlos hinunter, damit meine Alten nicht aufwachten. Doch als ich durch den Flur ging, rief mir der gute alte Mann noch einmal zu: — Muth, Jean-Baptist, Muth! . . .

— Ja und gute Gesundheit, rief dann Frau Katharine.

Ich dankte ihnen, machte die Thüre behutsam zu und ging dann auf die Straße.

Im Dorfe schlief alles noch; es bellte kein Hund und alles schien ausgestorben. So ging ich denn mit meinem Pack am Stock inmitten dieser Stille durch das Dorf. Als ich am Hause des Herrn Bauquel vorbeikam, wandte ich den Kopf weg und bog dann links der Straße in den Weg nach den Felsen ein, welchen mir Herr Wilhelm am vorhergehenden Tag gezeigt hatte. Der Schnee lag sehr hoch unter den Birken, er ging mir manchmal bis zum Leib; doch eine halbe Meile höher war der Weg durch den Wind besser gefegt und es ließ sich ganz gut gehen.

Ich ging mit gesenktem Kopfe einher und träumte mein ganzes Leben von der Kindheit an noch einmal durch. Ich erinnerte mich an unsere zwei kleine Zimmer in der kleinen Straße des Pêcheurs in St. Nikolas, an meine gute Mutter, die immer waschen und die armseligen Lumpen

der Familie ausbessern mußte, und an meinen Vater, wenn er Abends von seiner Arbeit im Dorfe zurückkam, ganz gebrochen vor Müdigkeit. Nachdem ich mir dieses ganze Leben voll Mühe und Sorge für die armen, fleißigen und ehrlichen Leute zurückgerufen hatte, die trotz Arbeit und Sparsamkeit noch nicht einmal das tägliche Brod hatten, dachte ich dann auch an meine Schulzeit zurück, in der ich immer zu den Ersten gehörte, so daß mein Lehrer, Herr Bastian sagte: — Das ist mein bester Schüler. . . . Ach! wenn sein Vater nur reich wäre, . . . wenn er ihn nur vorwärts bringen könnte! Dann kam das große Elend nach den zwei Kriegen, die Abreise in dieser Zeit der Noth, die Unruhen unterwegs und endlich die Ankunft in Chene-Feund. Alles das kam mir jetzt in den Kopf, als ich ging und manchmal bewundernd und lauschend vor den großen Bäumen stehen blieb. Nichts rührte sich; sie waren in den Rauhreif gleichsam untergetaucht; ihre Zweige waren gekrümmt, die letzten Schatten des Mondes ruhten auf ihren graulichen Stämmen. Sie standen da seit Hunderten von Jahren, sie hatten das Glück der Einen, und den Kummer der Anderen mitgemacht, manche Hochzeit, die unter dem Schall der Klarinette und Freudeschreien in die Kirche ging, manchen Taufzug, mit dem neugeborenen Kind auf dem Kissen, hatten sie vorbeiziehen sehen. — Auch du wirst einmal leiden; schwere Lasten wirst du auf deiner Schulter tragen müssen, so daß du jede Hoffnung auf Er-

leichterung dieser niederschmetternden Last aufgeben wirst. Auch du mußt einmal die verlassen, die du liebst, deinen alten Vater, deine alte Mutter, deine Freunde, deine Heimath, ja alles. Jetzt schläfst du und träumst in den Armen deiner Amme! . . . Ach! welches Glück! wenn dich der Tod jetzt zu sich nähme! . . . Das Alles sahen die alten Eichen und Buchen seit Jahrhunderten mit an, doch auch das Ende des Elends dieser Welt sahen sie: — Den Sarg eines Holzhauers, der auf den Kirchhof getragen wurde! Und jetzt sahen sie mich, mich armen Teufel, das Opfer der Boshaftigkeit der Menschen, wie ich mit von Traurigkeit erfüllter Brust einherging. Der Mensch bildet sich zu viel ein: die Natur ist ebenso unempfindlich für seine Freude wie für seinen Schmerz. So vergeht das Leben! Was wir träumen, haben Millionen von Anderen schon vor uns geträumt und Millionen von Anderen werden es noch träumen. Das einzig Wahre ist, sich immer zuzurufen: — Muth! . . . Muth! . . . Laßt uns handeln und uns nicht durch die Ungerechtigkeit niederwerfen lassen; laßt uns Menschen sein! — Nachdem ich diese und hundert andere Reflexionen gemacht hatte, ging ich weiter.

Als der Tag anbrach, trat ich aus dem Wald in die Tannenreihen, die zu beiden Seiten herliefen. Als ich umsah, sah ich über den hohen Hügeln hinweg die große Ebene von Lothringen mit unzählbaren Dörfern und Teichen, deren Eis in der Sonne wie Spiegel strahlte.

In der Ferne, ganz in der Ferne läutete eine Glocke; der Vater Wilhelm hatte sein Amt wieder aufgenommen; er läutete zur Schule. Ich stellte mir ihn vor, wie er das Seil, das ich so oft gezogen hatte, in der Hand hielt. Es war sieben Uhr.

Die frische Bergesluft und die Strahlen des Himmels erneuerten meine Kräfte und ich ging schneller weiter. Als sich der Weg zwei bis drei Pistolenschüsse weit nach rechts bog, tauchten die alten Hütten des Felsen-Weilers ganz mit Schnee bedeckt, die Dächer, die Wagenschuppen und Schweineställe, auf.

Von zwei oder drei Dachfenstern in den kleinen Giebeln konnte man das ganze Land überschauen; und von da aus sahen die Wilddiebe und Schmuggler eine Meile weit die Gensdarmen und Wächter kommen. Der Weg, welcher zwischen zwei kleinen Mauern aus trockenen Steinen herlief, stieß auf die erste Hütte. Weiter hinweg lagen die Kornfelder, die jetzt mit Schnee bedeckt waren. Der Rauch von einigen Schornsteinen erfüllte jetzt die Luft und von allen Seiten, aus den Fenstern, Dachfenstern, von dem Abhange des Hügels aus wandten sich jetzt schon neugierige Blicke auf mich; Männer, Frauen und Kinder gingen und kamen, um mich heraufsteigen zu sehen, wie die Schaar von Nachteulen auf alten Burgen sich erst beräth, ehe sie vor dem herannahenden Jäger flieht.

Am meisten wunderte ich mich über die Dürrheit des

Digitized by Google

Landes und das schlechte Aussehen seiner Bewohner! Alle hatten sie nur Fetzen von Kleidern an, durchlöcherte Kittel, ohne Hut und Mütze; es überlief mich kalt und ich sagte mir: — Armer Jean-Baptiste, jetzt bist du im Lande der Wilden.

Je näher ich kam, desto schrecklicher wurde das Elend, und um so älter und baufälliger kamen mir die Hütten aus rothem Stein vor. Endlich erreichte ich die einzige Straße in den Felsen, die hufeisenförmig gebogen und voll Schmutz, Schnee und Dünger war. Rechterhand hatte ich die Thüre einer Hütte, linkerhand einen Stall; so ging es ohne jede Veränderung fort, — zwischen den einzelnen Hütten lagen meist Felder, kleine Gärten, Zaunwerk oder Dornbuschhecken. Im Vergleich zu diesem Felsenweiler war Chene-Fendu eine Stadt. Man kann sich meine Niedergeschlagenheit denken, als ich daran dachte, daß ich vielleicht jahrelang in diesem Nest zubringen müsse! Als ich nun in diese einzige Straße einbog, kam plötzlich ein Junge mit braunem, zerzausten Haar und weiten Leinwandshosen, die mit einem Hosenträger auf der Schulter befestigt waren, an; er blieb mit seinen rothen Füßen auf dem gefrorenen Boden stehen und betrachtete mich. Ich fragte ihn nach dem Hause des Herrn Nikolas Ferré; allein anstatt mir zu antworten, kratzte er sich auf seiner Perrücke. Doch im selben Augenblick kam eine Frau in schmutziger Jacke aus der gegenüberliegenden Hütte und rief mir zu, was ich wollte.

Ich wiederholte meine Frage, worauf sie denn näher kam. Nie hatte ich etwas ähnliches gesehen: bei dieser schrecklichen Kälte ging sie in Hemdärmeln und mit nackten Füßen, die in großen Holzschuhen steckten; ihre Hautfarbe war braun wie Leder, und ihre rothen Haare waren in der Form eines Pferdeschwanzes auf dem Nacken zusammengedreht. Kaum hatte ich sie gefragt, da lief der Junge so schnell wie möglich über alle Pfützen hinweg; im nächsten Augenblick war er verschwunden. Doch anstatt seiner kam jetzt ein dicker Mann mit einem langen schwarzen Bart und einer Weste, die aus verschiedenen Farben zusammengesetzt war, auf mich zu und rief: — Was ist los? was wollen Sie?

— Wo wohnt Herr Nikolas Ferré?

Doch er gab mir keine bessere Antwort als die Frau und der Junge. Von allen Seiten kamen jetzt ähnliche Gestalten hervor; erst betrachteten sie mich von Weitem, dann aber näherten sie sich nach und nach wie mißtrauisch. Ich wurde etwas verdutzt darüber. Was soll das geben? dachte ich. Da kam ein großer, kühn aussehender Mann um die Ecke der Hütte und sah mich eine Zeit lang an. Er hatte eine lange, spitze Nase, einen langen Rücken und kleine, braune Backenbärte. — Sie fragen nach Nikolas Ferré? sagte er plötzlich. Nun, was wollen Sie von ihm?

— Wo wohnt er?

— Kommen Sie, ich werde Ihnen sein Haus zeigen.

Ich folgte ihm. Kaum waren wir dreißig Schritte gegangen, als er sich umdrehte und kurz sagte: — Nun, ich bin Ferré; was giebt's?

Ich sagte ihm, daß ich einen Brief von dem Pfarrer Bernard in Chene-Fendu hätte. — So kommen Sie herein, sagte er.

Wir gingen durch eine Flur und kamen in ein niedriges Zimmer mit schwarzen Balken. Es war eine Hitze wie im Backofen, so daß selbst die kleinen Fensterscheiben schwitzten. Im Hintergrunde saß eine Frau und nähte; über dem Ofen hingen rauchende Lumpen an drei oder vier Stangen. Ich übergab ihm den Brief vom Pfarrer. — Was, ein Brief? rief er; was soll ich denn damit anfangen; ich kann ja nicht lesen.

Doch trotzdem betrachtete er sich das Siegel genau; dann setzte er sich auf eine Bank am Ofen, that eine glühende Kohle in seine Pfeife und rauchte aus vollen Zügen. — Ein Brief vom Pfarrer! wiederholte er; was wird das sein? Nun, lesen Sie ihn, wenn Sie können.

Er hatte ihn aufgemacht und ich mußte jetzt den Brief des Herrn Bernard vorlesen, in welchem er dem Gemeindevorsteher mittheilte, daß ich die Lehrerstelle der Schwester Eleonore ausfüllen, und daß Schwester Eleonore gleich mit ihrem Gepäck nach Chene-Fendu kommen sollte. Kaum war ich mit Lesen fertig, als Nikolas Ferré

eins der Fenster öffnete und laut auf die Straße pfiff. — He, Jeanette, rief er, sage der frommen Schwester, sie möge gleich kommen.

Dann machte er das Fenster wieder zu, und indem er sich wieder mit ausgestreckten Beinen hinsetzte, sagte er zu mir: — Sie sind also Lehrer; nun, wir werden ja sehen.

Die Frau beobachtete mich fortwährend mit scharfem Blick. Es gesellten sich noch zwei Andere zu ihr. Längs der Wand stand ein Brett mit Krügen und Bechern. Die zwei neu Angekommenen forderten etwas zu trinken und die Frau bediente sie. Der Rath Ferré war auch der Schenkwirth des Felsennestes. Bald darauf kam auch Schwester Eleonore, eine schöne brünette Frau, zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, mit blasser Gesichtsfarbe und großen, schwarzen Augen. — Liebe Schwester, sagte Nikolas Ferré zu ihr und steckte dabei die Nase in die Luft und die Pfeife in die Ecke des Mundes, hier ist Jemand aus Chene-Fendu, der mir einen Brief gebracht hat. Doch, was steht darin? Lesen Sie ihn selbst, damit wir es wissen.

Die Schwester las den Brief von Herrn Bernard laut vor. Ich war über dieses Mißtrauen mir gegenüber empört; aber der Herr Gemeinderath merkte nichts, sondern sagte nur nachher zu mir: — Nun! Sie haben richtig gelesen; . . . gut, gut! . . .

Digitized by Google

Schwester Eleonore schien ihrerseits erstaunt zu sein; sie sah mich mit ihren großen Augen an, und als ich ihr den zweiten Brief von Herrn Bernard, der an sie gerichtet war, gegeben hatte, setzte sie sich an das Fenster und las ihn zwei- oder dreimal mit der größten Aufmerksamkeit durch. Die Anderen hatten sich Karten geben lassen und Herr Nikolas Ferré setzte sich zu ihnen und spielte mit.

Als die Schwester mit dem Lesen fertig war, sagte sie lächelnd zu mir: — Es ist Alles gut; heute noch werde ich, dem Wunsche des Herrn Bernard gemäß, nach Chêne-Fendu gehen. Wenn Sie wollen, werde ich Sie gleich in Ihr Amt einführen.

Dann wandte sie sich an der Thüre noch einmal um. — Nicht wahr, Herr Nikolas, Sie vergessen nicht, mir einen Schlitten zu besorgen?

— Nein, liebe Schwester, beruhigen Sie sich nur ... As! ... Treff! ... schrie der Schenkwirth durcheinander und schlug seine Faust auf den Tisch.

So gingen wir zwischen Schneepfützen, Düngerhaufen und Holzbündeln einige Minuten lang. Am Ende des Weges blieb Schwester Eleonore vor einer alten Hütte stehen, die mit Schindeln bedeckt war und an deren Giebel verwelkter Epheu sich rankte. — Hier sind wir an unserem Ziele, sagte sie und trat dann in eine niedrige und dunkle Küche ein.

Ich folgte ihr mit krummem Rücken. Die kleinen

Fenster mit Bleistangen warfen das Licht nur schwach auf den Wasserstein, den Herd, die kleinen Pflastersteine, einige Teller, die irdnen Töpfe und auf zwei oder drei Fleischtöpfe, die auf dem Anrichtetisch standen. Dann öffnete Schwester Eleonore eine zweite Thüre, und wir kamen in ein ziemlich großes Zimmer, dessen Fenster auf einen Gemüsegarten gingen, der voll Schnee war. Ein großes und hohes Bett, wie sie in der Gegend Mode sind, mit dem großen „Plumon" und grünen Vorhängen stand hinter der Thüre, rechts in der Ecke. Reihen von Bänken und an Bindfaden aufgehängten Vorschriften ließen darauf schließen, daß dies das Schulzimmer sei. Links führte eine Holztreppe höher. Am Bett saß eine alte Frau auf einem Stuhle neben einer wurmstichigen Uhr und strickte. Sie war klein aber stark; und mit ihrer Stumpfnase, ihrer braunen Haut, der runzligen Stirne und Wangen, und dem dichten, krausen, grauen Haar sah sie wie eine Zigeunerin aus. Sie sah verdrießlich aus. — Frau Hülot, sagte die Schwester zu ihr, hier ist Herr Jean Baptist Renaud, der ehemalige Unterlehrer von Chêne-Fendu, der mich hier vertreten will. Er wird die Schule übernehmen. Aber es bleibt Alles beim Alten. Sie bekommen immer von dem Holz, welches die Kinder bringen und brauchen nicht zu frieren.

Die Alte strickte immer weiter und warf mir so lebhafte Blicke zu, wie die Affen, ohne jedoch etwas zu sagen. — Nicht wahr, das ist Ihnen ganz einerlei, Frau Hülot?

Digitized by Google

— Ja, wenn ich nur Holz habe. Das Andere ist mir egal.

— Nun, wollen wir hinaufsteigen, sagte die Schwester und gab mir ein Zeichen, vorzugehen.

Die Alte folgte uns, ob aus Neugierde oder aus was für einem anderen Grunde, weiß ich nicht. Oben sah ich mein Zimmer, welches bis jetzt Schwester Eleonore bewohnt hatte, es war ziemlich groß, aber niedrig, die Wände waren geweißt und das kleine Giebelfenster mit Epheu überzogen. Von hier aus konnte man den Weg sehen, den ich hergekommen war, und weiter weg die Tannenallee, den Buchen- und Eichenwald, das Thal, und hinter den Hügeln sah man die weite Ebene sich hinstrecken. Wie oft habe ich staunend vor diesem großartigen Anblick gestanden, er war mein einziger Trost.

Schwester Eleonore ging und kam und beeilte sich, ihre Sachen in einen kleinen Koffer zusammenzupacken. In einer Viertelstunde war sie mit Allem fertig. — So, sagte sie lächelnd, jetzt sind Sie in Ihrer Wohnung. Hier ist die Liste der Schüler; es sind zweiundvierzig. Es ist hier Sitte, daß die Schwester oder der Lehrer bei den Eltern der Kinder ißt. Die Reihe geht herum; heute ist der Elfte dran, Herr Jakob Laroche, Sie zu speisen. Morgen kommt die Reihe an den Zwölften, Herrn Claudius Fix.

Sie hatte Kreuze auf die Liste gemacht. Ich war

etwas bestürzt. — Was! der Lehrer sollte hier, wie in anderen Dörfern der Hirte, behandelt werden; er sollte von den anderen Leuten leben! — Ich machte ein langes Gesicht, als ich erst anfing, meine traurige Lage zu verstehen. Da fiel mir ein, ich könnte hier nur alle Hoffnungen aufgeben und lieber gleich Soldat werden. Es schien, daß sich dieser Gedanke äußerlich kund gab, denn ich sah, wie auf einmal die Schwester, die vorhin immer gelacht hatte, erblaßte; sie konnte mir nichts zum Troste sagen und schwieg verlegen. Doch dann dachte ich, daß, wenn ich jetzt fortginge, mich die Beschuldigung, ein reiches Mädchen haben verführen wollen, überall verfolgte; es sei daher besser, wenn ich noch zwei oder drei Monate wartete, da könnte mir Niemand mehr etwas vorwerfen und der Bürgermeister würde mir dann gewiß ein Sitten-Zeugniß ausstellen. Diese Reflexionen beruhigten mich.

Schwester Eleonore hatte sich auch wieder gefaßt. — Sie machen sich unnützerweise Sorgen, Jean Baptist, sagte sie liebenswürdig lächelnd zu mir, denn die Leute sind hier nicht schlechter wie in Chêne-Fendu; im Gegentheil sie sind viel frömmer. Und dann haben Sie auch mehr Einnahme, denn von jedem Schüler bekommen Sie monatlich acht Sous. Es sind nun zweiundvierzig Schüler, also haben sie fast siebenhundert Frank und nebenbei noch Beköstigung, Wohnung, Heizung und die kleinen Vortheile beim Verkauf des Papieres, der Katechismen

und der Federn, die der Lehrer alle selbst liefert. Die Wäsche kostet Sie fast gar nichts, denn Frau Hülot bekümmert sich darum. Und was das Beste ist, Sie sind ganz Ihr eigner Herr. Die Kinder sind zwar wie alle Bergkinder wild, doch in dem heiligsten Respekt für die Religion erzogen. Ich glaube, daß Sie aus ihnen vermittelst Ihrer neuen Methode, oon der mir Schwester Adelaïde erzählt hat, gute Schüler machen werden und daß der Herr Pfarrer sehr zufrieden sein wird.

Dann, nachdem sie das Alles mit dem gutmüthigsten Gesicht gesagt hatte, machte sie einen schönen Knicks und wünschte mir gute Gesundheit. Sie faßte das eine Ende, Frau Hülot das andere des Koffers an und Beide gingen die Treppe hinunter.

Doch ich war nicht der Mann, der sich durch solche schöne Worte täuschen läßt. Die Freude der Schwester, die Felsen zu verlassen, flößte mir denn doch einiges Mißtrauen ein; doch ich nahm mir vor, mich nicht gleich entmuthigen zu lassen und fing an, meine Sachen in Ordnung zu bringen; die wenigen Bücher stellte ich auf ein Brett an der Wand, einige Buch Papier, meine Hefte, den Compaß und das Schreibzeug brachte ich auf einem Schreibtisch aus Tannenholz unter. Endlich gegen Mittag ging ich hinunter und fand jetzt die Thüre zum Zimmer und zur Küche offen. Frau Hülot stand auf dem Flur und sah hinaus. Ich ging aus dem Hause. Auch draußen

sah ich viele Leute, die alle nach einer Richtung hinsahen. Schwester Eleonore fuhr langsam die Anhöhe hinunter; nebenher ging ein alter Bauer und führte die Mähre. Die Schwester kümmerte sich wenig um das Geschrei der Kinder, die ihr Lebewohl zuriefen.

Sie wandte sich nicht einmal um, so groß war ihre Freude, fortzukommen. Da erblaßte ich, als ich das bemerkte. Jetzt sollte ich mein Brod betteln gehen; so sah ich die Sache an. — Wo wohnt denn Jakob Laroche? fragte ich die alte Frau.

Sie deutete schweigend auf die fünfte Hütte und ging dann fort. Um zwölf Uhr machte ich mich auf den Weg. Alle kannten mich schon und sahen mir nach. Als ich fast an der Hütte war, kam auch Frau Laroche nach Hause; sie brachte ihren Mann aus der Schenke. Er war ein Holzhauer mit breiten Schultern, und schwarzem Backenbarte; an seinem erhitzten Kopf hatte er mehrere Beulen. Sie zankten sich laut auf dem Wege; die Frau nannte ihn Trunkenbold; er rauchte dabei seine Pfeife und hieß sie den Mund halten.

Jetzt war ich an ihrer Thüre. Doch das störte sie gar nicht; ohne mir die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, denn sie wußten ja, daß ich bei ihnen essen würde, zankten sie sich ruhig fort. Die Kinder sahen von der Küche aus zu, wie ihr plötzlich der Mann zwei furchtbare Ohrfeigen gab. Die Schreie, die die Frau ausstieß, muß-

ten durch den ganzen Weiler tönen, so laut waren sie. Ich wollte grade fortgehen, als mir der Mann lachend zurief: — Kommen Sie nur herein, Herr Lehrer, und lassen Sie sich dadurch nicht stören.

Er packte mich an der Schulter und schob mich in das Zimmer. Da zwei Kinder am Tisch saßen, nahm er das größte am Ohr und führte es weg, um mir Platz zu machen. Die Schüssel mit saurer Milch und die dampfenden Kartoffeln erinnerten mich an den ersten Abend in Chêne-Fendu.

Die Frau schrie noch immer laut und drohte sich umzubringen; es hatten sich nach und nach viele Klatschweiber um sie versammelt. Jakob Laroche sagte ganz ruhig: — Essen Sie nur! ... Das thut nichts ... Lassen Sie sich nicht stören ... Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären ...

So war das Leben in den Felsen; an das mußte ich mich gewöhnen. In allen andern Hütten war es fast ebenso; sie rauften sich, schimpften und fluchten; während die Kinder, ganz ohne Notiz davon zu nehmen, barfuß, lachend herumliefen. Schleichhändler, Holzhauer, Wilddiebe, Schuhmacher, Böttcher, Weber, die Einen wie die Anderen führten solches Leben. Fast jeden Sonntag betranken sie sich an schlechtem weißen Wein oder Schnaps; und die Frauen, die unter dem Vorwande, ihre Männer aus der Schenke zu holen, hingingen, ließen sich nicht lange bitten, dazu-

bleiben. Fast zwei Stunden brachten sie damit zu, die Gläser zu leeren; wenn Karten gespielt wurde, gaben sie ihren Männern betrügerische geheime Zeichen. Letzteres führte fast immer zu Schlägereien, bei denen die Stühle und Flaschen als Waffen dienten, ja die Wuth dieser Menschen ließ es auch zu Messerstichen und Bissen kommen. Doch trotz alledem waren die Leute alle sehr religiös, hatte mir Schwester Eleonore gesagt; sie glaubten an Teufel und Hexen, sie beteten den Rosenkranz und fielen vor jedem Kreuz am Wege auf die Kniee und schlugen sich auf die Brust; ja Glauben hatten sie Alle. Wilddieberei, Schmuggelei, Völlerei, Betrug, — die Gelübde, die Pilgerfahrten, die öffentlichen Bußübungen, — das Alle ging nebeneinander, keines stört das Andre. Und wenn diese Menschen nicht Furcht vor der Polizei gehabt hätten und sie nicht immer mit Schrecken daran gedacht hätten, daß sie vielleicht fünfzehn oder zwanzig Jahre zu harter Galeerenarbeit auf dem Meere verurtheilt würden, dann wäre voraussichtlich in den Felsen noch eine ganz andere Verbindung des Heiligen mit dem Weltlichen zu Stande gekommen.

Die Kinder waren zwar nicht dümmer und ungezogener, wie die in Chêne-Fendu, aber viel rauher und wilder. Der Felsenweiler wimmelte von Kindern und doch starben auf je drei, zwei. Das machte nichts, so waren es weniger Esser im Hause! Manchmal weinte wohl die

Frau, wenn sie den Wagen mit dem kleinen Sarg fortfahren sah und der Mann wischte sich die Augen; doch dann war es auch fertig. Der Gedanke, daß ihr Kind in das Paradies käme, tröstete sie bald; und in vierzehn Tagen hatten sie es vergessen. Denen, welche am Leben blieben, ging es gut; ungeschützt vor Sonne und Frost, wurden sie hart wie Stein. Sie hatten alles, was gegen Krankheit schützt: gute Lungen, gute Magen und gute Zähne. Von dem berühmten Zug nach Rußland waren alle Burschen aus den Felsen mit Ausnahme von drei oder vier, die gefallen waren, unversehrt von dem Frost zurückgekommen; inmitten des Schnees glaubten sie noch in ihrem Dorfe zu sein; so hatte mir der Förster Jérome erzählt. Von sieben bis zwölf Jahren wurden sie während des Winters in die Schule geschickt; doch nicht etwa, um da etwas zu lernen, sondern nur, damit man sie zu Hause los war. Frau Hülots Zimmer wimmelte von ihnen und morgens früh schon hörte man sie. Schwester Eleonore hatte sie nur das Vaterunser gelehrt und das plapperten sie wie Papageien her, ohne ein Wort davon zu verstehen. Da ich nun wußte, daß die größten unter ihnen den Sonntag nach Ostern zum Abendmahl gehen sollten, fing ich an, ihnen den Katechismus mit Hülfe der Methode des Herrn Wilhelm beizubringen. Ich theilte Schläge aus und schrie: — Wer hat Dich erschaffen, elender Lump? Wirst Du antworten? — Piff — paff — puff . . .

Digitized by Google

Sie nahmen diese Prügel hin, ohne eine Miene zu verziehen; dann blinzelten sie mit den Augen und rieben sich die Lenden. Die Erinnerung an Alles, was ich Herrn Bernard verdankte und was mir fast das Leben gerettet hatte, vergrößerte noch meinen Eifer. — Herrgott, dachte ich, was wird er sagen, wenn diese Esel nicht antworten können? Was hilft es mir dann, wenn ich sage, Schwester Eleonore hätte sie nichts gelehrt? die Schuld fällt doch allein auf mich!

Jeden Abend dachte ich mit Schrecken daran und überlegte hin und her, warum hier die Methode von Vater Wilhelm gar keinen Erfolg hatte. Endlich kam ich darauf. Die armen Kinder wurden zu Hause so viel gehauen, daß sie gar nichts mehr spürten. Die Schläge waren ihnen gewissermaßen mit ein Theil ihrer Nahrung, ähnlich, wie dies bei den armen Ackerpferden der Fall ist, deren Haut natürlich ganz hart wird. Doch was sollte ich anfangen, wie dem abhelfen? Am Abend, als ich gegessen hatte, ging ich trotz des Regens spazieren, aber ich mußte immer wieder an Alles denken. Wenn man den ganzen Tag im Zimmer gesessen, thut einem das Einathmen der frischen Luft sehr gut. Ich sah das großartige Schauspiel der herankommenden Nacht, die große blaue Fläche, auf der sich die Schatten von Sekunde zu Sekunde vergrößern und dann in Nebel verschwinden; ringsum war tiefe Stille, nur der Lärm aus dem Weiler unterbrach sie; bald er-

Digitized by Google

hellte sich ein Fenster nach dem andern; der Wilddieb ging jetzt auf Beute aus; seinen Hut hatte er über die Ohren gezogen und ging nun mit seiner alten Flinte die Tannenreihe entlang, sah sich aber vorsichtig nach allen Seiten um; hier und da kommen auch noch einige Holzhauer verspätet mit ihrem Bündel Holz für die Küche auf der Schulter nach Hause. Ihnen kommt dann die Frau mit der Hand vor der Lampe entgegen und fragt ganz leise: — Bist Du es?

— Ja.

— Ist alles gut gegangen?

— Ja!

Endlich schleicht auch der Schleichhändler mit seinem Ballen Tabak oder seinen Schachteln Pulver im Korbe in sein Versteck, nachdem er vorher alles ausspionirt hat. — Alle diese Dinge machten mir viel Spaß. Es war eine Hundekälte; dennoch ging ich nicht vor neun Uhr in das Dörfchen zurück. Hier hatten sich alle Frauen versammelt und spannen und erzählten sich dabei Geschichten von Gespenstern, währenddem die Männer Karten spielten oder rauchten. Zu Hause saß Frau Hülot und betete in der dunklen Nacht ihren Rosenkranz. Die arme Alte betete für ihren Sohn, Johann Hülot, der lebenslänglich auf die Galeeren verurtheilt war, da er einen Gardisten getödtet hatte. Ich wärmte mich erst an dem Feuer in der Küche, dann zündete ich meine Lampe an und ging hinauf in

mein Zimmer, um aus dem dicken Buch von Herrn Wilhelm entweder Kirchengesang oder Arithmetik und Geometrie zu studiren. Die alte Frau hatte mir oben Feuer angemacht, denn das Holz kostete nichts, und auch gekehrt. Hier saß ich gewöhnlich bis elf, manchmal auch bis Mitternacht, mit den Ellbogen auf dem Tische und den Kopf zwischen den Händen. Ein Tag verging wie der andere; nur der Sonntag war anders. Da gingen wir Alle zur Kirche in Chêne-Fendu; Alle, ja selbst die ältesten Männer und Frauen gingen stets mit, wenn es auch regnete, schneite oder hagelte; es mußte einer schon sehr krank oder uralt sein, wenn er nicht mit ging. Ich ging immer mit meinen Schülern und unser Zug war einen Büchsenschuß lang. Goß es auch manchmal in Strömen vom Himmel herab, das war einerlei: ganz naß und erfroren waren wir oft, und doch gingen wir; die Kinder rannten den Berg hinunter und schrieen, um sich nur zu erwärmen.

Bei solchen Gelegenheiten hatte ich wahrgenommen, daß unter meinen Schülern mehrere mit schönen und hellen Stimmen waren. Manchmal hatte ich sie auch auf der Spitze des Felsens singen hören, wenn ich spazieren ging. Trotz der Prügel, die sie schon am Morgen bekommen hatten und die ihnen noch für den Abend bevorstanden, sangen sie wie die Amseln. Das brachte mich plötzlich auf den Gedanken sie im Kirchengesang zu unterrichten; daß

es den Eltern sehr lieb sein würde, setzte ich mit Bestimmtheit voraus und außerdem konnte ich damit auch einen gewissen Wetteifer unter meinen Schülern bezwecken. Nachdem ich es mir noch einmal reiflich überlegt hatte, machte ich eines Morgens in der Schule bekannt, daß Alle die, welche ihre Aufgaben aus dem Katechismus könnten, den Chorgesang lernen dürfen, was immer Abends und vom folgenden Tag an stattfände. Ich glaube, die Kinder waren nie vergnügter und zufriedener, denn bei Allen zeigte sich ihre Begierde zum Singen. Doch vor der Hand wählte ich nur drei, die den Katechismus so ziemlich gewußt hatten: Jerome und Philipp Hülin, die Söhne des Försters und Johann Ferré, den Sohn unseres Gemeinderathes. Die Uebrigen schickte ich nach Hause, denn, sagte ich, Ihr habt hier nichts zu thun; hier sind nur solche, die es verdienen.

Diese Einrichtung war bald überall bekannt, als am Abend die drei Auserwählten ganz stolz ankamen. Ich hatte mein Notenpult aufgestellt; wir singen zuerst mit den Noten an und wunderbarer Weise verstanden sie gleich die Schlüssel f und g; ja sie sangen gleich die Tonleiter richtig nach. Die Anderen, die nicht zu den Auserwählten gehörten, mußten zu Hause den Grund sagen und bekamen da harte Züchtigungen. Am anderen Morgen kamen alle Mütter und baten mich, ihre Kinder doch auch im Singen zu unterrichten, aber ich gab Allen dieselbe Antwort:

„Wenn sie den Katechismus können; denn erst der Katechismus und dann der Chorpult.“

Jetzt waren sie Alle in Verzweiflung, doch seit dem Tage brauchte ich meine Schüler nicht mehr mit Prügeln zu strafen, sondern ich konnte ihnen nur sagen: „Du darfst heute nicht zum Singen kommen,“ da fingen sie an, bitterlich zu weinen, was sie bei Prügelstrafe nie gethan hatten.

Da gab ich denn die Methode des Herrn Wilhelm ganz auf. Denn nicht durch Prügeln und derartige Demüthigungen kann man Kinder zu etwas bringen, sondern man muß ihnen die Fehler vor ihre eigenen Augen führen und ihnen Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen; kurzum nicht wie Thiere, sondern wie Menschen muß man sie behandeln. Hier in den Felsen sollte das Noten-ABC und der Kirchengesang zum Ziele führen; denn bei diesen abergläubischen Menschen mußten es Kirchenceremonien sein; der Kirchengesang war ihnen gewissermaßen eine Art hochstehender Persönlichkeit, die gleich nach dem Pfarrer kam. Man kann sich also ihre Befriedigung denken.

Nur noch sechs Wochen lang konnte ich die Großen den Katechismus lehren; doch das reichte hin! So oft Donnerstags das Examen in Chêne-Fendu zu Ende war, sprach der Pfarrer Bernard seine Bewunderung über die Fortschritte aus. Schwester Eleonore wäre nie so weit gekommen, sagte er mir dann, und wer weiß, fügte er lächelnd hinzu, ob nicht Gott selbst die bösen Zungen gegen

Euch aufgestachelt hat, damit Ihr nach den Felsen kämet und es civilisirtet! Am letzten Sonntag vor Ostern kündigte er an, daß, da die Schüler aus den Felsen am festesten im Katechismus wären, auch einer von ihnen, Jerome, das Glaubensbekenntniß bei der Communion sprechen sollte. Die Achtung, die man mir seit dem Augenblick in den Felsen zukommen ließ, war unbeschreiblich groß; diese außergewöhnliche Ehre schrieben sie Alle mir zu. Alle Welt zog jetzt den Hut vor mir, und wenn ich zum Essen in die Hütten kam, wurde ich immer von einem lieblichen Lächeln der Frauen begrüßt.

Der Tag der Communion war endlich da. Und die Begeisterung der Einwohner von den Felsen kannte keine Grenzen mehr, als die Schüler ihres Weilers zuvorderst standen, Jerome sich erhob und das Glaubensbekenntniß sprach, und zwei meiner Schüler mit mir im Chor neben Herrn Wilhelm saßen, der uns mit dem rothen Barret auf dem Kopfe und dem weißen Chorhemde eifrig im Singen des „Gloria in excelsis“ half. Nach der Communion zerstreuten sich Männer und Frauen in die Hütten und trieben ihre Freude so weit, daß sie zuletzt kaum noch stehen konnten. Glücklicherweise war ich nicht unter ihnen, sonst hätte ich so lange trinken müssen, bis ich unter dem Tisch gelegen hätte. Pfarrer Bernard hatte mich eingeladen und stellte mich nun allen seinen Herrn Konfratren, die bei den Ceremonien zugegen gewesen waren, als Musterlehrer auf. Er

machte mir so viele Complimente, daß ich oft aus Bescheidenheit erröthete; man empfing mich sehr gut, und die Herren waren alle heiter, gemüthlich und gesprächig. Zum Essen trank man guten Wein, und unter anderen feinen Gerichten hatten wir eine Forelle von zwei Pfund, Hühner und eine Rehkeule, trotzdem grade Jagd und Deiche geschlossen waren; doch bei solchen Gelegenheiten läßt man sich nicht auf derlei Dinge ein; man bekommt von allen Seiten so viel, und die Fischer und Wilddiebe wollen sich dankbar beweisen, da kann man doch nichts ausschlagen! Als Herr Bernard lächelnd sagte: — Diese Haselhühner sind Hennen und diese Rehkeule ist eine Hammelkeule, — da brach die ganze ehrwürdige Gesellschaft in schallendes Gelächter aus.

Erst jetzt merkte ich, daß der Verkehr mit gelehrteren Leuten und mit anderen Ansichten, als man selbst hat, sehr nöthig ist. Was konnte ich denn in meinem Nest viel von Weltereignissen, Gesetzen oder neuen Reglements erfahren? Ich lebte hier wie das Moos auf dem Felsen und nichts von Außen drang zu mir. Doch an dem Tage sollte ich neue Dinge hören, denn als Justine hereinkam und den Kaffee servirte, fingen die Geistlichen an, über die neuesten Verordnungen in Betreff des öffentlichen Unterrichtes und der Verbreitung der heiligen Lehren zu sprechen. Einer unter ihnen, der Pfarrer von Boyer, ein Mann von stattlicher Gestalt, rothen Ohren und einem Doppelkinn, welches bis auf seinen geistlichen Kragen niederschwab-

belte, pries die guten Absichten unseres gnädigen Königs Ludwig XVIII. und seines verehrten durchlauchtigsten Bruders, des Grafen von Artois; — ja, sagte er, die hat Gott eingesetzt, damit sie den Glauben im Reich wieder herstellen sollen. Als Beweis dafür nannte er die Verordnung vom fünften Dezember, durch welche die Gesellschaft „der Brüder der christlichen Lehre“ die Genehmigung erhalten hatte, die Schulen am Ober- und Niederrhein mit Lehrern zu versehen. Doch da erhoben sich andere Pfarrer und sagten, daß diese erste Verordnung nur ein Zeichen der Zeit gewesen sei, doch jetzt, wo sich die Wirkungen der Verwaltung als glücklich gezeigt hatten, hätte man sie nicht nur auf die Departements der alten Provinz Bretagne ausgedehnt, sondern eine andere Gesellschaft, die „Congrégation de l'instruction chrétienne,“ hätte neben den der vorhin genannten Gesellschaft auch noch das Recht erhalten, Vermächtnisse und Erbschaften anzunehmen und Befähigungsatteste für Lehrer auszustellen.

Wie vergnügt diese Herren bei diesem Gespräche waren, ist gar nicht zu sagen. Doch schließlich kam ihnen Alles ganz selbstverständlich vor, und einer von ihnen rief mir lachend zu: — Herr Lehrer, Sie hören es. . . . Seien Sie nur auf Ihrer Hut. Es wird Ihnen große Concurrenz gemacht, denn die Lehrfreiheit breitet sich immer weiter aus; stellen Sie sich auf die Höhe des Fortschrittes.

Digitized by Google

Er nannte das Freiheit, wenn die Einen Vermächtnisse und Schenkungen erhalten, durch Kollekten unterstützt werden, Schulen errichtet bekommen und als Heilige betrachtet werden, während die Anderen, die weltlichen Lehrer, nur die Gebühr von den Schülern erhalten und im Elend leben. Großer Gott, was hätte ich darauf nicht alles erwidern können; doch ich hütete mich wohl, und Herr Bernard antwortete statt meiner: — Lieber Herr Konfrater, macht Euch keine Sorge wegen Herrn Renaud; er ist auf dem richtigen Wege, denn er kennt seine Pflicht und stellt die weltliche Belehrung tief unter die heiligen Dinge. Die Fortschritte, die seine Schüler in den Felsen im Katechismus und Kirchengesang gemacht haben, verdienen alle Achtung. Beunruhigt Euch nicht um Jean-Baptist; ich stehe für ihn.

Alle lachten, ich natürlich mit ihnen; ich war stolz auf jene Complimente und erfreute mich des Lebens, einer guten Tasse heißen Mokkas und verschiedener Liqueure. Ich war über Alles sehr glücklich. Doch es wurde bald Zeit, meine Schüler zusammenzurufen, um zum Nachmittaggottesdienste zu gehen. Ich dankte Herrn Bernard für seine Güte und versprach ihm, mich ihrer immer würdig zu zeigen. — Gut, gut, lieber Renaud, sagte er; fahren Sie nur so fort und dann geht Alles gut.

Nachdem ich mich der Gesellschaft empfohlen hatte, ging ich durch das Dorf; aus allen Schenken erschallten

Jubelschreie, von allen Seiten klopfte man an die Fenster, aus allen Thüren rief man mir zu: — He, Herr Renaud! . . . Herr Jean=Baptist! . . . kommen Sie doch einen Augenblick und trinken Sie mal mit.

Doch ich mußte meine Schüler sammeln; keine Einladung der Welt hätte mich von meiner Pflicht abwenden können. Gegen zwei Uhr, als die Geistlichkeit gespeist hatte, fing die Kirche an; und um Sechs machten sich Alle auf den Heimweg, nachdem sie vorher noch einige gute Züge gethan hatten. Sie unterstützten sich unter einander, führten sich zu drei oder vier und schrien sich von Zeit zu Zeit zu, und machten Zeichen, die man gesehen haben muß, um eine Vorstellung davon zu haben. Auf dem ganzen Weg sah man Leute, die kaum weiter konnten und Jeden umarmen wollten. Andere, die der Wein zänkisch gemacht hatte, erbosten sich. Sie stürzten, tobten und fluchten, bis sie sich endlich in einem Gebüsche niederließen. Doch wir, das heißt meine Schüler, die Wittwe Hülot, der alte Förster Jérome und ich, kamen um sechs Uhr im Dorfe an und waren froh, daß wir da waren, und uns jetzt nach dem prächtigen Triumph zu Bette legen konnten.

Siebentes Capitel.

Es war jetzt Mai 1818, in einem warmen und frühen Jahre. Der Schnee war schon im März geschmolzen. Von meinem kleinen Fenster aus sah ich durch die Epheuranken Alles grünen; die Rosenbüsche zogen sich den ganzen Felsen entlang und auch Heidel- und Brombeeren und Geißblätter wuchsen hier im Ueberfluß. Jeden Morgen erwachte ich mit dem ersten Krähen des Hahns, dann öffnete ich mein kleines Fenster, lehnte mich auf das Dach und bewunderte die großen Waldungen; oder ich horchte auf die Amseln, Drosseln, Diestelfinke und Grillen, die sich fast heiser schrien in den Blüthen der Blumen, des Obstbaumes oder unter den Eichen und dem Gebüsche dunkler Tannen. Sie bauten Nester und waren vergnügt. Nie fühlte ich mich glücklicher. Diese Morgenfrische versetzte mich immer in eine gehobene Stimmung, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, Frau Hülot in ihrem Gebet zu stören, hätte ich das „Tedeum laudamus“ angestimmt!

Doch leider wurde die Schule täglich leerer; meine Schüler gingen nach einander fort; der eine hütete die Ziegen, der andere ging nach Elsaß, entweder um Holzschuhe zu verkaufen, oder Kastrollen zu verzinnen und Kessel auszuflicken. Die Felsen versorgten die ganze Umgegend mit Kupferschmieden und Schuhmachern. Ich blieb

mit den leeren Bänken und fünf bis sechs Schülern, meist Söhnen der Höherstehenden, allein zurück; diese gähnten, und dachten nur an den Augenblick, wo sie auf dem Felde herumlaufen konnten. Schwester Eleonore ging während dieser Zeit immer in das Kloster; doch das hatte sie mir wohlweislich nicht gesagt. Ich konnte es ihr nicht gleichthun, denn ich mußte zur Beaufsichtigung einiger Schüler zu Hause bleiben. Zu letzteren gehörten Jakob und Philipp Hütin, die Söhne des alten Gardisten Jérome; dieser und der Gemeinderath Nikolas Ferrè bildeten die Obrigkeit in den Felsen. Der alte Gardist, ein trockener, kleiner, stämmiger Mann, mit einer kleinen, gebogenen Nase, grauem Bart und schwarzen, stechenden Augen sah sehr bestimmt aus. Er war aus Remiremont in den Vogesen gebürtig, und so oft ich bei ihm aß, erzählte er mir von seinen Feldzügen in Italien, der Schweiz, Holland und am Rhein. Er sprach klar und zwar ohne jede Uebertreibung, was bei alten Soldaten nicht oft vorkommt. Seine Hütte, die letzte im Dorfe, übertraf trotz der Aermlichkeit, alles an Reinlichkeit. Die Wäsche war immer weiß, der Fußboden gekehrt und gescheuert, das Tischgeschirr sauber gehalten, die Möbel glänzend und die Fensterscheiben hellgeputzt. Alles dieses besorgte Toinette, die älteste Tochter Jérome's, denn ihre Mutter war schon lange todt. Dieses Mädchen, von höchstens sechzehn oder siebzehn Jahren, „la frisée" genannt, führte den Haushalt besser, als manche Frau von

dreißig Jahren. Sie war eine hübsche und frische Erscheinung, mit schönem blonden Haar und großen grauen Augen. Sie war voll Muth, Verstand und Lebhaftigkeit; sie huschte wie ein Schmetterling, deckte den Tisch, besorgte die Küche, beaufsichtigte ihre Geschwister, lachte mit ihnen, aber sie strafte sie auch, wenn es nöthig war. In ihr war noch das alte französische Bergblut, welches lebhaft und rein, wie das Wasser an der Quelle ist. Aus wenig viel machen, sich aus allen Dingen herausziehen, aus Eier, Salz und Getreide ein gutes Essen machen, und immer sich mit Wenigem rein und hübsch halten, wie andere mit vielen Kosten es thun, immer schlagfertig — das alles sind Dinge, die man nicht oft findet; und die selbst ein junger Mann nicht unbeachtet läßt. Ich hatte Alles bemerkt und auch oft daran gedacht, und schließlich konnte ich immer nur wieder sagen: „Dieser alte Gardist hat wirklich Glück, so eine Tochter zu haben." Immer wenn die Reihe, mich zu beköstigen, an Jérome Hütin kam, freute ich mich. Der Gardist empfing mich immer in einem Baumwollkittel und großen Holzschuhen, da er stets seine Lederschuhe auszog, wenn er von seinem Gang zurückkam. War das Essen schon fertig, so setzten wir uns gleich zu Tische, sonst gingen wir noch im Garten spazieren. Vater Jérome pfropfte seine Bäume und hatte besseres Obst, als alle seine Nachbarn; er erklärte mir, wie man es am besten erzielen könnte; und verweilte be-

sonders gern bei den Verbesserungen, die er in den Felsen in der Anwendung des Düngers, der Wässerung und in der Abraupung der Obstbäume gemacht; er hatte um alle alte Stämme Kalk gestrichen, damit die Insekten nicht hinaufkommen; alle Höhlungen schmierte er zu, damit diese nicht weiter drängen. Alle diese Sachen hatte er bei seinen Feldzügen auswärts abgesehen, während Tausende von Anderen nicht darauf Acht geben. Er zollte mir große Achtung, ja Freundschaft, weil ich seine Söhne so weit gebracht hatte, darum wandte ich mich jetzt auch an ihn und beklagte mich darüber, daß die Kinder alle fort wären. Er hörte mir aufmerksam zu und sagte dann eines Tages zu mir: — Herr Renaud, Sie haben Recht, das größte Elend dieses Landes ist das, daß die Kinder aus der Schule gelassen werden, um die Ziegen zu hüten, auf die Bäume zu klettern, Vogelnester auszunehmen, und lauter solche Dinge zu verüben, die sie immer mehr lehren, der Obrigkeit zu trotzen. So werden sie zu Bettlern, Vagabunden und Wilddieben und taugen zu nichts; doch was wollen Sie dagegen machen? Das hat schon jahrelang denselben Gang. Und wenn man die Eltern nicht zwingt, ihre Kinder bis zwölf oder dreizehn Jahre in der Schule, Sommer und Winter, zu lassen, geht es auch immer so fort. Doch das wäre Sache der Präfekten, der Höheren und der Könige, die sich aber gar nicht darum kümmern. Ich halte aber darauf, daß meine Kinder etwas lernen,

und so lange wie möglich zu Ihnen gehen. Denn ich habe so oft gesehen, wie schrecklich Unwissenheit ist, daß ich nicht genug wünschen kann, sie im Lesen, Schreiben und Rechnen weit zu bringen. Hätte ich eine bessere Erziehung gehabt, wäre ich jetzt Hauptmann oder Oberst, denn an Muth und gesundem Menschenverstand hat es mir nie gefehlt. Jetzt noch hält es mir schwer, ein einfaches Protokoll zu schreiben, und deswegen bin ich mein ganzes Leben lang nur einfacher Waldschütz geblieben, trotz aller Erfahrungen in Betreff der Taxation der Bäume und meiner Kenntniß der Wälder. Das ist ein wahres Unglück! . . .

Doch der gute Mann sah sehr wohl ein, daß mich der Unteerricht seiner Kinder und noch vier bis fünf Anderer nicht sechs Monate lang unterhalten konnte; er sagte mir deswegen, daß anderthalb Stunden von hier drei große Pächter, Anabaptisten, wohnten. Der älteste unter ihnen, der Großvater, unterrichte ihre Kinder sonntäglich in der Bibel und dem Evangelium; doch der Wissensdrang dieser Leute sei sehr groß und selbst der Alte, Jakob, bedauere es sehr, daß er nicht im Stande wäre, die Kinder im Buchführen, dem Rechnen und sonstigen Sachen, von denen in der heiligen Schrift zwar nichts stände, aber die zur Pächterei nöthig sind zu unterweisen. Ja der alte Jakob hätte sich selbst bei ihm erkundigt, was Schwester Eleonorelehre, und wollte dann auch seine Enkel hinschicken, als er aber ge-

hört hatte, daß der ganze Unterricht nur in Katechismus und Gesang bestand, da änderte er auch seine Absicht. — Wenn es Ihnen recht ist, sagte dann der Förster, gehe ich, oder wir beide einmal zu ihm, und ich glaube bestimmt, daß dieser Mann sich gleich bereit zeigt und Ihnen die Kinder zum Lernen des Rechnens, Schreibens und Feldmessens anvertraut. Es sind wohlhabende Leute, die gut bezahlen. Was meinen Sie dazu?

Ich war über diesen Vorschlag sehr erfreut und nahm ihn gern an. Wir bestimmten gleich einen Tag, an dem wir zu den Anabaptisten gehen wollten, um mit ihnen zu sprechen.

Am Donnerstag Morgen machten wir uns also auf und gingen durch die Tannenallee nach der Meierei des alten Jakob. Das ganze Land war mit weißen Dämpfen bedeckt und die Wipfel der vielen Tannen sahen wie Spitzen heraus. Man sah nicht vier Schritte weit. Die Hunde des Jérome Hütin folgten uns stets auf dem Pfade, weil das Gebüsch noch ganz voll Thau war.

Einige Minuten vor fünf Uhr, ging die Sonne auf, und als ich so Blatt und Strauch in ihren Strahlen glänzen sah, brach ich in freudige Ueberraschung aus. Wir blieben stehen. Der alte Hütin zündete die Pfeife an und lachte nach Art der alten Jäger leise vor sich hin und sagte: — Sehen Sie, Jean-Baptist, das ist ein Spaziergang, welchen die jungen Leute jeden Tag machen

könnten, doch da sind sie so faul und bleiben im Bett liegen, anstatt sich dieses Vergnügen zu machen. Sehen Sie, wie die schöne Sonne den Nebel durchbricht, fast sieht es aus, als ob sie auf unserer Seite stehe; wie sie vorwärts eilt und sich ausdehnt. Und ganz da unten an der Saar tröpfelt der Thau herab. In einer halben Stunde ist Nebel und Thau verschwunden, und die ganze Ebene wird, klar und rein, wie ein sauberes Zimmer daliegen; Alles wird dem Auge deutlich sichtbar, alle Dörfer, alle Wälder, die Flüsse, Straßen und Chausseen, die nicht weiter wie zwei Stunden von hier liegen. Ja, ja, Herr Jean-Baptist, es ist wirklich sehr Unrecht, so lange in den Federn zu liegen, anstatt frisch und munter hinauszuwandern. Wenn es Ihnen lieb ist, will ich Sie jeden Donnerstag abholen, und dann gehen wir entweder zum Fischfang oder zur Vogelschneise.

Ich nahm Alles freudig an, denn ich war ganz erstaunt bei diesem Anblick.

Dann gingen wir wieder weiter, und beim erstem Hahnenschrei waren wir schon nicht mehr weit von den drei Meiereien. Der Wald wurde lichter und plötzlich lag in der Mitte einer großen Weide am Hügel, da wo ein Fluß schäumend in die Saar floß, die größte der Meiereien, die des Vater Jakob. An dem großen Schuppen hingen die Strohhalme zwischen den Balken herunter; dann kamen die verschiedenen Ställe; rechts die Thüre

zur Scheune, worauf ein Falke angenagelt war; dann das Wohnhaus mit unten drei Fenstern, der Treppe und der Thüre und oben vier Fenstern; und ein Brunnen mit seinem Bassin; und der große Düngerhaufen; kurzum die ganze Meierei ohne jegliche Pracht, aber von große Reinlichkeit, ließ darauf schließen, daß das Leben hier schön sei und die Leute sich grade nicht unglücklich fühlten.

Als wir aus dem Wald traten, kam zuerst ein großer Schäferhund mit langem schwarzen Haar uns bellend entgegen, und gleich darauf auch der alte Jakob, mit einem Strohhut und einem Rock und Hosen aus grauem Leinen.

Mein Begleiter öffnete eine kleine Thüre und ging mir voran über den Hof, wo er vor dem alten Anabaptisten seine Mütze lüftete; dieser erwiederte seinen Gruß sehr freundlich. Ich folgte ihm, dann führte Jérome mich zu dem Alten und sagte: Ich bringe Ihnen hier Jemand, den Sie schon kennen, Vater Jakob; es ist der Lehrer von den Felsen, der die Schwester vertritt. Ich habe ihm mitgetheilt, was Sie mir früher einmal gesagt haben: nämlich, daß Sie es nicht ungern sehen würden, wenn Ihre Enkel im Feldmessen und Rechnen unterrichtet würden.

Der Alte sah mir mit seinen großen grauen Augen bis tief in das Herz hinein; seine Lippen waren fest geschlossen und seine Backen waren eingefallen; dann machte er die Thüre auf und sagte: — Kommen Sie näher, meine Herren, treten

Sie ein! Das interessirt mich ... Ich bin sehr froh, diesen jungen Mann kennen zu lernen.

Er versprach mir nichts, sagte weder ja noch nein, denn es war ein sehr vorsichtiger Mann. Wir gingen hinein und ich sah zum ersten Male das große Zimmer einer anabaptistischen Meierei, mit den zwei Reihen Bänken, dem langen Tische, den Reihen Töpfen auf den Fächern am Ofen, um Milch zu gerinnen und der alten Uhr in der Ecke. Den Hund, der mit in's Zimmer gekommen war, that der alte Jakob hinaus, während wir uns setzten. Im selben Augenblick hörten wir, wie draußen die Ställe geöffnet wurden; die Heerde kam hüpfend und springend auf den Hof und lief nach dem Brunnen, und dann hörten wir, wie die Knaben sie zusammenriefen. Der Großvater legte sich zu einem Fenster heraus und rief einer Frau, dann setzte er sich vor uns auf die Bank und sagte: — Sie haben sich sehr früh aufgemacht. Eben wird erst das Vieh zur Weide geführt.

Jetzt kam eine ganz alte, runzlige Frau in einer baumwollenen Jacke, kurzem Rock und schwarzer Schürze herein; ihr Mund war rund zusammengeschrumpft, ihre rothen Backen sahen aus, wie die Traubenblätter zu Ende des Herbstes. — Hier, Salomé, sagte der alte Mann zu ihr, ist der Lehrer von den Felsen droben. Vater Jérome bringt ihn uns; er spricht davon, die Kinder im Rechnen zu unterrichten, was meinst Du dazu?

— Ich werde Christel und David holen lassen, sagte die Alte, dann könnt Ihr ja Alles ausmachen.

Sie ging fort und schickte zwei Knaben zu ihren Onkeln auf die Meierei. Bald kamen diese mit ernster Miene an; sie waren ebenso gekleidet, wie die Anderen, dieselbe Ruhe lag auf ihren Gesichtern, und derselbe Bart bis an die Ohren. Der Großvater sagte ihnen nun in zwei Worten, wer ich sei, und warum ich gekommen. Ich merkte gleich, daß Beide gerne einstimmen würden. — Sehen Sie, sagte der Großvater, meine beiden Aeltesten, die seit acht Jahren in Amerika sind, hören nicht auf, ihre Brüder und Schwäger zu bitten, die Kinder nach Amerika zu schicken, dort hätten sie die größten Ländereien umsonst, tausende von Feldern an dem Wabachflusse in Illinois; Wälder, Prairien und Felder, die Getreide, Heu und Kartoffeln in Menge brächten, ständen hier frei, doch es fehlte ihnen an Arbeitskräften, deswegen möchten sie die Kinder schicken. Nur riethen sie sehr, die Kinder gut zu unterrichten, denn in Amerika gelte der Mensch nur das, was er wisse. Mehr verlangen auch wir nicht, nicht wahr Christel und David?

— Ja, sagten die beiden Söhne; wir müssen uns nur über die Kosten einigen.

Dann nahm der alte Jérome wieder das Wort und besprach das Ganze. Da die Entfernung zu weit wäre, sagte er, um zum Essen auf die drei Meiereien zu kom-

men, mir also auch die Kosten des Essens blieben, müßte das auch bei der Bezahlung berücksichtigt werden. Die Anabaptisten hörten sehr ernst zu und sprachen mit. Den vernünftigen Ideen stimmten sie bei, doch wenn der alte Jérome weniger gute äußerte, schüttelten sie langsam den Kopf. Endlich einigten wir uns darüber, daß jeder Schüler mir monatlich vierzig Sous bezahlen solle und ich sie dafür nicht nur im Feldmessen und Rechnen, sondern auch in der Buchführung und Waldtaxation unterrichten sollte. Vater Jakob, der jetzt anfing zu plaudern, legte seine alte Hand auf meine Schulter und sagte: — Wir kennen Sie schon lange, Herr Renaud; wir kannten Ihren Werth schon damals, als Sie mit Vater Wilhelm die Abendschule hielten.

Ich dachte, er würde jetzt von dem Unglück mit Fräulein Zalie Bauquel sprechen; aber er sagte nichts davon, sondern rief: — Sie sind ein guter Lehrer! Der unseres Glaubens, welcher jeden Winter hier ist, kennt nur seine vier Species; Sie sind ein anderer Mensch. Doch ehe wir den Handel definitiv abschließen, habe ich noch einen Wunsch.

— Welchen denn, Herr Jakob? fragte ich.

— Den, nicht zu versuchen, die Kinder zu bekehren. Ich wurde ganz roth.

— Was denken Sie denn? fragte ich ganz ärgerlich, das wäre ja —

— Ach! sagte er, vor zehn oder zwölf Jahren hat

die Schwester von den Felsen versucht, unsere beide ältesten Enkelinnen, Lessel und Christine, die jetzt in Amerika verheirathet sind, herum zu kriegen. Und später ist von Hazlach aus etwas ganz Aehnliches mit den Töchtern unserer Schwiegersöhne passirt. Man gab ihnen Marienbilder und Heiligenmedaillen und sprach ihnen von der Beichte.

— Ja, das ist wahr, bestätigten die zwei Söhne.

— Nun, was mich angeht, sagte ich, da können Sie ruhig sein, denn ich bin ein ehrlicher Mann.

Der alte Jérome lachte und rief: — Was Sie doch für komische Ideen haben, Großvater Jakob! Sie kennen Herrn Renaud nicht. Sie halten ihn für was anderes.

— Ich habe Ihr Wort, sagte dieser ernst zu mir, das genügt.

Dann holte er die Kirschwasserflasche aus dem Schrank und füllte ein Paar kleine Gläschen. Als wir damit fertig waren, drückten wir uns die Hände und Jérome und ich gingen nach den Felsen zurück. Unterwegs machten wir noch aus, daß ich alle Tage, wo ich eigentlich auf den Meiereien hätte essen sollen, für täglich fünf Sous bei dem alten Jérome essen solle. Ich rechnete mir aus, daß ich dann von den viermal vierzig Sous noch fünfzig Frank übrig hatte. Nie stand ich besser, selbst in der besten Zeit in Chêne-Fendu nicht; ich konnte jetzt meinem armen Vater etwas schicken. Dieser Gedanke machte mir Spaß.

Achtes Capitel.

Ich hatte schon öfters Vater Wilhelm mein Leid über die traurige Lage geklagt, wenn ein Schüler nach dem anderen fortging; doch nach dieser Veränderung kann man sich meine Zufriedenheit vorstellen, als ich am nächsten Sonntag mit ihm zusammentraf, und ihm den Vorschlag Jérome's und die Antwort des alten Jakob mittheilte. Alles stellte sich mir im schönsten Lichte dar; ich sah mich schon an der Spitze meiner Schüler auf den Feldern umhergehen mit Klastermaß und Stangen, Linien ziehend und Winkel messend, oder wie ich meinen neuen Schülern die Berechnungen erklärte und dann den Abend bei dem alten Jérome aß. Was will man weiter; die Jugend macht sich nun einmal immer schöne Phantasiegebilde. — Herr Wilhelm saß vor mir und hörte wie träumend zu, ohne etwas zu erwidern. Plötzlich fragte er mich, ob ich denn die Erlaubniß des Herrn Bernard hätte. — Welche Erlaubniß? sagte ich. Habe ich denn eine solche nöthig? Der Herr Pfarrer wird wohl einsehen, daß ich nicht von der Luft leben kann und daß, wenn nach und nach Alle fortgehen, ich auch dazu gezwungen bin.

— Das ist ja alles richtig, sagte Herr Wilhelm; aber diese Anabaptisten sind Ketzer; im Katechismus könnt Ihr sie also nicht unterrichten, und was Rechnen, Feld-

messen und die Buchführung betrifft, müßt Ihr erst hören, was Herr Bernard dazu sagen wird.

— Aber um des Himmels willen, Herr Wilhelm, was ist denn da Schlimmes dabei? Und wie könnte der Pfarrer, mein Wohlthäter, der mich aus der schlimmen Lage herausgerissen hat und mir so wohl will, etwas so Gerechtes und Natürliches verbieten?

Vater Wilhelm zuckte die Achseln und antwortete ruhig: — Jean Baptist, folgt mir und fragt den Pfarrer. Denn jetzt sind Rektoren, Professoren, Prinzipale, alle nichts den Pfarrern gegenüber; diese machen und entscheiden Alles.

— Ja, Jean Baptist, sagte Mutter Katharine, thun Sie nichts, ohne den Pfarrer zu fragen. Denn wenn wir um Erlaubniß wegen der Abendschule gefragt hätten, wären Sie noch in Chêne-Fendu und die Geschichte mit dem „Aufgebot" wäre nicht vorgefallen ...

Diese Worte machten mich etwas stutzig. Ich sah den alten Lehrer, der ganz blaß geworden war, fragend an. Er warf seiner Frau Blicke zu. — Ich hatte Dir doch gesagt, Niemandem etwas von der Geschichte zu sagen; aber die Frauen sind nun einmal alle so; man kann ihnen noch so oft Schweigen gebieten, es ist doch, als ob man ihnen nichts gesagt hätte.

— Ach Gott! Wilhelm, Du brauchst nicht böse darüber zu sein, sagte Mutter Katharine; ich mußte doch Jean

Baptist im Voraus warnen; sonst wären wir ja Schuld, wenn ihm neues Unglück zustößt.

Diese Worte waren nicht ohne Einfluß auf den biederen Mann. Er ging an die Thüre, öffnete sie und sah, ob auch Niemand zuhörte, dann kam er zurück und sagte ruhiger: — Nun ja, Katharine hat Recht. Ich wollte es Euch nicht sagen, Jean Baptist, weil ich Euch keine Schmerzen bereiten wollte; und dann seid Ihr ja auch noch jung und in dem Alter setzt man sich oft über Dinge hinweg und beachtet sie nicht, die man später beklagt. Doch jetzt müßt Ihr Alles wissen, denn wenn Ihr ohne meine Rathschläge diese Stunden geben wolltet und es später dadurch zu Unannehmlichkeiten kommen würde, müßte ich mir ja mein ganzes Leben lang vorwerfen, Euch nicht gewarnt zu haben.

Dann erzählte mir der alte Lehrer mit leiser Stimme, daß er aus genauen Quellen es wisse, mir aber nicht sagen könne, woher er die einzelnen Winke hätte, daß die ganze Geschichte von dem „Aufgebot" durch Schwester Adelaïde angestiftet worden sei, und daß diese wiederum, die sehr neidisch und schlecht, aber dabei sehr klug sein und nicht Alles so ohne Weiteres auf ihre eigene Kappe nehmen könne, vermuthlich nach Befehlen des Herrn Bernard gehandelt hätte.

Als ich schrie und sagte, daß dies nicht möglich sein könne, da der Herr Pfarrer mir immer Gutes gethan

hätte und ein ehrlicher Mann sei, der zu solchen Dingen nicht fähig sei, und daß ich schließlich auch gar nicht wüßte, welchen Zweck er bei der Unterdrückung der Abendschule hätte haben können, ja als ich nun noch anfing, über diese Behauptung böse zu werden, sagte Herr Wilhelm ernst: Höret, Jean Baptist, Ihr seid ein guter Unterlehrer; und seid in der Orthographie und im Rechnen bewanderter als dreiviertel Eurer Collegen und auch viele Lehrer; aber die Menschen kennt Ihr trotzdem doch noch nicht. Ihr glaubt, daß, weil Ihr natürlich und gerecht seid, Alle Anderen es auch sein müssen. Das ist aber ein Irrthum. Die Menschen kennen nur ihr eigenes Interesse und dies ist bei Pfarrern aller Religionen, das Volk in Unwissenheit zu erhalten. Je unwissender das Volk ist, desto besser können sie es leiten; das sagt ihnen der gesunde Menschenverstand. Deswegen konnte unsere Abendschule Herrn Bernard nicht gefallen. Wenn wir unsere Schüler nur im Chorgesang und den biblischen Geschichten unterrichtet hätten, so wäre ihm das schon ganz recht gewesen; aber als wir sie in der Orthographie, in der Geschäfts- und Buchführung unterwiesen und sie so dazu befähigten, sich noch durch das Lesen von Büchern und Zeitungen weiterzubilden, da däuchte ihm die Sache gefährlich und er beeilte sich, das Uebel in seiner Wurzel zu tödten. Er war ja Herr und Meister und war berechtigt, die Schule zu schließen; aber wenn er es so fertig ge-

bracht hätte, hätte er ja offen gezeigt, daß er nicht wünsche, daß man was lerne; und das hätte ihm viele Feinde im Dorfe zugezogen. Deswegen kam ihm die Aufgebots-Geschichte so ganz zu Paß und zu Schick; das ist auch der Grund, weshalb Ihr an Stelle von Schwester Eleonore, die eine sehr schöne Stimme hat und sehr gut singt, Lehrer in den Felsen geworden seid. Jetzt wollt Ihr Eure Schule noch Anabaptisten zugänglich machen und sie im Feldmessen unterweisen. Alles das erscheint Euch natürlich und einfach. Doch nehmt Euch in Acht; es ist ernster, als Ihr denkt: die Anabaptisten sind Ketzer, das dürft Ihr nicht vergessen. Folget mir, Jean Baptist, und thut nichts, ohne Herrn Bernard zu fragen, hütet Euch aber besonders davor, ihm zu verrathen, daß Ihr schon Euer Wort gegeben habt. In einer Zeit, wie die unsrige, muß man Rath suchen und beichten, und zwar fragen und beichten bei den Geistlichen, den Stellvertretern Gottes und des Königs. Wenn Ihr die Thorheit beginget, ohne Genehmigung des Herrn Bernard die Kinder der Anabaptisten aufzunehmen, würde er es doch bald hören; denn wenn man es nicht selbst beichtet, so beichten es Andere; denn Alles wissen, Alles erfahren, Alles bestechen sie; und in diesem Falle würde Euch wohl noch etwas Schlimmeres drohen als damals.

Die Worte des Herrn Wilhelm erfüllten mich mit Furcht. Ich glaubte zwar nicht fest an Alles, was er mir auf Kosten des Herrn Bernard gesagt hatte, doch ich sah

ein, daß er nicht so ganz Unrecht hatte. Ich versprach ihm, seine Rathschläge zu befolgen. Während der ganzen Messe dachte ich nur daran, was aus mir werden würde, wenn ich nicht die Einwilligung des Herrn Bernard erhielte und suchte schon Entschuldigungen, um mich von den Anabaptisten loszumachen. Alles das erregte mich, und als ich in der Sakristei dem Herrn Pfarrer beim Auskleiden half, überlief mich ein Zittern, als ich daran dachte, daß ich jetzt um Erlaubniß für etwas bitten wollte, was mir vorher so natürlich erschienen war. Ich wußte nicht, wie ich anfangen sollte. Er schien es auch zu merken, denn als wir aus der Kirche gingen, sagte er: — Nun, was ist los?

Ich erzählte ihm denn nun Alles, was vorgefallen, nur nicht, daß ich Vater Jakob schon mein Wort gegeben hatte.

Er blieb erstaunt stehen und fragte mich: — Wie! die Anabaptisten wollen Ihre Schule besuchen! Wissen Sie das genau?

— Ich glaube es, Herr Pfarrer. Der alte Jérome hat wenigstens versichert, daß es so kommen müsse, wenn ich sie die Geschäfts-Aufsätze, die Buchführung und das Feldmessen lehrte.

— Ei, sagte er lachend, lehren Sie sie, was sie wollen, lieber Renaud. Mein Gott! es ist ja richtig, daß Sie nicht von nichts leben können. Schwester Eleonore geht im Sommer in's Kloster; doch Sie haben kein Unter-

Digitized by Google

kommen; auch zu Ihren Eltern können Sie nicht gehen. Ja, ich gebe Ihnen meine Einwilligung. Sie haben sehr wohl daran gethan, mich erst davon zu benachrichtigen; wenn noch irgend welche Schwierigkeit vorliegen sollte, so biu ich ja auch noch da . . . Gut so! . . . Gut so!

Der Herr Pfarrer hatte mir nicht nur meine Bitte gestattet, sondern, er schien auch sehr zufrieden, und an der Thüre des Presbyteriums reichte er mir die Hand, was er noch nie gethan hatte. Ich ging nun auch unbeschreiblich glücklich von dannen Herr Wilhelm und Frau Katharine hatten, von der Neugier getrieben, vor der Schule auf mich gewartet. — Nun? fragte mich der alte Lehrer.

— Oh! rief ich freudig und schwenkte meine Mütze, ich habe die Einwilligung. Herr Bernard verlangt gar nichts besseres; er hat mir Alles ohne Weiteres bewilligt, es ist der bravste Mann auf der Erde. Sie sehen, daß man nicht Alles glauben darf, was die bösen Zungen verbreiten.

Ich erzählte ihm die ganze Unterhaltung bis in's Kleinste. Herr Wilhelm und seine Frau waren sehr erstaunt. — Wie wunderbar! ... sagten sie und sahen sich an.

Zuletzt rief der alte Lehrer: — Nun, desto besser! Das freut mich ... Jetzt seid Ihr in Ordnung ... Man kann Euch keine Vorwürfe machen; doch trotz alledem hätte ich es nicht geglaubt ... Aber Ihr habt ja die Erlaubniß, das ist die Hauptsache.

Digitized by Google

Dann gingen wir auseinander, ich sehr erfreut, denn ich dachte nur noch an die Anabaptisten und die schönen Hoffnungen, die ich auf sie baute.

Nie war es so helles Wetter und mehr als einmal blieb ich auf dem Wege nach den Felsen stehen, um mir das Land zu betrachten. Alles summte bei der Neige des Tages; rechts lag über den Gipfeln der Tannen hinweg der Pachthof des alten Jakob, wie ein Funken im Wald; die Sonne bestrahlte die kleinen Fenstern. Jetzt mußte ich über die Furcht des Vater Wilhelm und über Alles, was er mir vom Pfarrer erzählt hatte, lachen. Dieser alte Mann, so sagte ich mir, gleicht jenen alten Hasen, die jedes Jahr furchtsamer werden, weil sie immer das Blei um ihre Ohren sausen hören.

Neuntes Capitel.

Am folgenden Morgen kamen die Kinder der Anabaptisten, mit ihrem Eßvorrath für den Tag in einem kleinen Sack; erst genossen sie den Unterricht und dann aßen sie in dem Schulzimmer. Nachher machten sie einen Ausflug in die Umgegend und kamen zu der Stunde am Abend wieder zurück. Noch fünf andere Schüler von den Felsen nahmen die Stunden mit: die Söhne der Vornehmen und des Jérome. Nach meiner Berechnung mußte

Digitized by Google

ich monatlich einen Verdienst von fünfzehn Franken haben, wobei ich mir Bücher und Kleider anschaffen und noch einige Sous meinem Vater schicken konnte. Was brauchte ich mehr? An diese Zeit dachte ich immer mit Vergnügen zurück, an eine Zeit, in der ich arbeitete, in den Wald ging und dann am Abend lange mit dem alten Jérome plauderte und schöne Luftschlösser baute. Doch ach! wie schnell vergeht Alles!

Jeden Morgen, gegen acht Uhr, wenn alle Schüler zusammen waren, wurden die Taschen abgelegt, die Ruthen und das Triangel genommen und bei hellem Tag fortgezogen. Dann wurden die Felder von Jakob, Peter und Christoph gemessen. Ich sehe noch immer im Monat Juni den Roggen zwischen den unabsehbaren Felsen; weiter unten in der Schlucht standen die Mäher, deren Lenden ein Ledergürtel umschloß, auf ihrem Rücken trugen sie ein Holzgefäß mit dem Wetzstein darinnen; ihre Hemdsärmel waren zurückgeschlagen und ihre großen Strohhüte langten fast bis an die Schulter. Die Hitze des Tages hatte noch nicht angefangen, und doch waren Alle schon in Schweiß gebadet. Höher auf den Felsen waren Alte mit ihren Kindern und Ziegen, wobei die Kinder himmelhoch kletterten und von Zeit zu Zeit ein „Hu! Hu!" ertönen lassen, welches mehrfach wiederhallt. Ja, das war ein schöner und genußreicher Anblick.

Uns nannte man „die Gelehrten! . . . das Steuer=

register!" . . . Man nahm den Hut ab und pfiff, es schien, als ob sie sich über die Gelehrten lustig machten, doch das war uns einerlei. Meine Anabaptisten sahen sich gar nicht um; sie zogen ernst Reihen, steckten die Pfähle dichter zusammen und blieben bei jedem Winkel stehen, um auf meine Erklärung zu lauschen. Wenn die Figur eines Feldes, einer Weide oder eines Gehölzes zu komplizirt wurde, zerlegten wir sie gleich. Der Sohn des großen Christel stellte dann alle Figuren ordnungsgemäß in seinem Heft zusammen, damit es keine Confusion gäbe. Manchmal rann uns der Schweiß über die Wangen, wenn wir bis zehn Uhr Linien gezogen hatten. Dann machten wir an einem Waldpfade Halt, und setzten uns in den Schatten des Gebüsches, wo keine Ameisen waren, und dann gingen die Berechnungen an. Jeder führte auf seinem Heft die Multiplikationen aus, und so konnten sie nachher besser übersehen werden. Mäher und Mäherinnen kamen, und hörten uns mit großen Augen zu, zuletzt fragten sie:

— Nun, Herr Jean-Baptist, messen Sie auch bald unser Feld?

Oder:

— Wieviel umfaßt unsere Weide?

— Soviel Ar und Centiar.

— Wieviel Tagewerke macht das?

— Soviel.

— Wissen Sie das sicher?

— Allerdings; es ist ganz genau so.

— Das ist gut, daß ich es weiß.

Manchmal widersprachen diese Leute und behaupteten, ihre Grenzsteine seien verrückt worden; und wenn dann zufällig ihr Nachbar dastand, dann gab es Streit.

So führte ich meine Lehrmethode fort: die Praxis war die Grundlage. Man muß selbst sehen, das Land überschauen, messen und rechnen. Dann erst kann man sagen: „Ich verstehe meine Sache." Alles was man bloß aus Büchern hat, vergeht schnell, doch was man sich durch eigene Beobachtung und Ueberlegung angeeignet hat, vergißt man nie.

Diese ersten Studien hatten zwei Monate erfordert. Ende Juli konnten alle meine Schüler, Dank der Auseinandersetzungen von Nachmittags, alle Flächen berechnen; nichts machte ihnen Schwierigkeit im Feldmessen. Jetzt handelte es sich darum, zu Körpern überzugehen; und das war sehr schwer. Die Figuren an der Tafel reichten nicht mehr hin zum Verständnisse. Ich kam so auf die Idee, den alten Büttner Sylvestre, der das Alles verstand, darüber zu berathen. Er fertigte Würfel, Prismen und Kegel aus Holz, die beweglich waren, und dadurch wurde Alles klar und verständlich. Wir besprachen die Gegenstände, die wir in der Hand hatten, und machten dann unsere Berechnungen. Dieses System, geometrische

Figuren in Holz zu fabriziren, hat sich seitdem überall verbreitet; hunderte von Arbeitern im Schwarzwald leben hiervon. Einige sind sogar so weit gegangen, diese Figuren aus Krystall zu machen, damit sie gleich die Kanten und entgegengesetzten Winkel sehen; sie sind dadurch reich geworden; doch dazumal dachte Niemand daran. So geht es mit allen Dingen in der Welt; die Einen haben die guten Gedanken, das Geld aber geht in die Taschen der Anderen.

Doch nichtsdestoweniger betrachte ich diese Zeit noch immer als die schönste meines Lebens. Ohne von dem Vertrauen zu sprechen, welches mir Alles in den Felsen schenkte, oder von der Freude, bei dem alten Jérome als Kind behandelt zu werden, und von Allen geliebt zu sein, war ich ganz besonders von dem Landleben gefesselt.

Die großen Wiesen in den Thälern, worauf die Mäher langsam gingen und ihre glänzende Sichel bewegten, die unzählbaren Bäume, von denen die Leute die kleinen schwarzen Kirschen pflückten, um Kirschwasser zu bereiten, die mit Korn beladenen Wagen, die von rothen Ochsen gezogen wurden, die sechs bis sieben Arbeiter, die letzteren immer zuriefen: „Muth ... so geht's ... noch einen Augenblick, und dann sind wir da," alles das und auch die schöne Saar mit ihren großen hellen Floßen mit den Bootshaken, womit sie über die Strudel hinaushelfen, gehörten mir ja nicht und doch war es mein größ-

tes Vergnügen, es zu betrachten. Auch das Tiktak der Drescher in der Scheune und das Sausen der Luft, welche den Staub des Korns über die Dächer treibt und so den Armen zu sagen scheint: „der Winter wird gut," auch das gehörte mit zu meinem Leben, und es würde undankbar von mir sein, wenn ich das nicht anerkenne. Dann hatte ich meine freien Tage, da lief ich in den Wald, und warum soll ich es nicht sagen? angelte dort in der Saar im Schatten der großen Tannen, mitten unter den Baumstämmen und den Brettern, die um die alte Mühle herum aufgehäuft waren, oder in den Waldbächen, die ganz weiß vor Schaum waren. Ach! das waren meine schönsten Augenblicke! ... An solchen Tagen verbreitete der Wald tausenderlei Gerüche von den Brombeeren, Heidelbeeren, Epheu, Moos und Harz; das Wasser murmelte leise inmitten der Stille, in der man selbst hörte, wenn ein Reis vom Baum fiel. Ich saß schon zwischen drei und vier Uhr Morgens auf einem Felsen am Ufer und ließ meine Angelruthe sich in den Wellen des Wassers bewegen, auf welches der Mond seine Strahlen warf. Da hätte man mich aufmerksamer als einen Taucherkönig sehen können und hätte nicht gedacht, daß dies Herr Renaud, der Lehrer aus dem Felsen gewesen war, der seine Manschetten zurückgeschlagen hatte, sein Messer bei Seite gelegt und Buch und Feder in den Pult geworfen, sondern hätte vielleicht gesagt: — Es ist gewiß ein Berg-

bewohner, ein Fischer von Profession, und dann hätte man auch nicht so ganz Unrecht gehabt, denn als letzteren sah ich mich auch an, denn Vater Jérome hatte mir die guten Stellen gezeigt und ich hatte Geduld.

Ach! und welches Glück war es für mich, als ich nach fünfzehn oder zwanzig Minuten, nachdem ich die Lockspeise langsam hin- und hergezogen hatte auf dem Wasser, plötzlich durch ein Stoßen merkte, daß ein Fisch angebissen hatte und dann die Angel hinunter schoß, so schnell wie ein Pfeil. Es war ein großer! Ich ließ ihn sich fest beißen und dann, als ich die Angel in die Höhe zog, fuhr eine Forelle in die Luft und sprang in Brombeeren und Gras, die noch mit Thau bedeckt waren, herum. Ja, solche Sachen gehören auch zum Leben; nicht immer sitzt man friedlich mit der Brille auf der Nase in seiner Kräutersammlung; sondern das Herz springt auch zuweilen vor Freude; und man beeilt sich, wie ein Narr, um den Fisch mit vor Begier zitternden Händen loszumachen. Für den Fischfang, den wahren Fischfang, ist der Bergwald geschaffen; hier ist man ruhig und wirklich glücklich und Niemand stört einen. Und wenn man dann seinen Platz ändert und höher steigt mit dem kleinen, beinahe schon gefüllten Korb, mit der Hoffnung, daß der Tag gut wird, und dann im Schatten einherwandelt, die unzählbaren Bäume, die bis in die Wolken reichen, und die Waldpfade, worüber die Wurzeln schleichen, sieht und dann, wenn Amsel und Drossel

erwacht sind, alle Vögel im Walde singen hört, dann muß man gerechter Weise anerkennen, daß es nach einer Woche der Arbeit keine angenehmere und unvergeßlichere Ruhe irgendwo in der Welt giebt, als eine solche.

Ich war vollständig glücklich und dankte im Grunde des Herzens den bösen Zungen, die mich nach den Felsen, vertrieben hatten. Diese hatten zwar nur so gehandelt um mir zu schaden, aber sie hatten sich in in ihrer Bosheit geirrt und sich selbst geschadet; das habe ich noch öfters im Leben erfahren, daß die Bösen selbst daran glauben müssen. Doch leider sollte diese Befriedigung nur von kurzer Dauer bei mir sein; meine Leiden sollten noch nicht zu Ende sein, und es sollte mir bald noch etwas Schlimmeres zustoßen, als die Geschichte mit dem „Aufgebot" und zwar etwas, woran man noch nach fünfzig Jahren mit Unwillen denkt.

Es war in der Mitte des August, als der Herr Pfarrer zur Inspicirung meiner Schule kam. Er war, ganz gegen seine Gewohnheit, allein zu kommen, während sonst immer zwei bis drei Gemeinderäthe bei solchen Gelegenheiten mitzukommen pflegten. Er fand Alles in Ordnung und schien über die Fortschritte meiner Schüler befriedigt zu sein. Besonders wunderte er sich über die kleinen Anabaptisten, ihren gesunden Verstand und die Ruhe und Schärfe in ihren Antworten, die selbst mich überraschten. Diese hörten ernst auf die Fragen, die der

Herr Pfarrer an sie richtete, und antworteten ruhig und präcis, wie kleine Männer; man erkannte in ihnen den ernsten und festen Geist der Leute ihrer Religion, die immer grade auf die Sache losgehen. Meine anderen Schüler, die aus den Felsen, antworteten auch gut, besonders die zwei Söhne Jérome's, aber die Gegenwart des Herrn Bernard schüchterte sie ein, und man mußte sie erst durch Worte ermuthigen.

Doch es lief Alles gut ab und als die Inspicirung zu Ende war und der Herr Pfarrer den Schülern beim Abschiede seine Zufriedenheit ausgedrückt hatte, machte er sich auf den Weg nach Chêne-Fendu.

Ich begleitete ihn bis an die Stelle im Thale, wo sich die beiden Arme der Saar verbinden und die daher auch hier „les Deux-Rivières" genannt wird. Auf dem Wege machte mir Herr Bernard sehr viele Complimente über meine Methode; er richtete auch verschiedene Fragen in Betreff der Anabaptisten an mich, ob ich den Vater Jakob wieder einmal gesehen hätte und was dieser zu den Fortschritten seiner Enkel sage. Ich antwortete ihm darauf, daß der alte Vater höchst zufrieden sei und mich öfters Donnerstags eingeladen hätte und daß jetzt auch noch mehrere andere Hofbeständer von dieser Religion, die noch weiter von den Felsen entfernt wohnten, beabsichtigten ihre Kinder während des Winters in Kost und Wohnung zu diesen Drei zu geben, damit sie die

Schule besuchen könnten. Dem war auch so; der alte Vater Jakob hatte, ohne mich davon zu benachrichtigen, diese Leute gesehen und sie zu diesem Entschlusse gebracht. Der Herr Pfarrer hörte mir gesenkten Kopfes, mit seiner Mütze in der Hand, zu; er schien sehr zufrieden über das Alles zu sein, denn er unterbrach mich nur von Zeit zu Zeit und sagte: „Gut, Renaud, sehr gut ... Fahret so fort ... Ihr seid auf dem rechten Wege.“ Endlich ging er allein weiter und ließ mich mit zufriedenem und stolzem Herzen zurück; ja, ich gestehe es, seine Lobsprüche rührten mich, ich war stolz darauf, denn er war ein begabter, gelehrter Mensch, der hoch über Allen seines Gleichen in diesem Waldgebirge stand. Aber die Gelehrsamkeit thut es nicht in dieser Welt. Man kann sehr gelehrt sein und dabei doch unehrlich, und grade Herr Bernard, den ich liebte und ehrte, den ich trotz der Reden des Vater Wilhelm als meinen Wohlthäter ansah, der sollte mich bald von dieser traurigen Wahrheit überzeugen.

Zehntes Capitel.

Am folgenden Sonntag ging ich mit meinen Schülern und den Leuten von den Felsen hinunter in das Dorf. Ich half Herrn Wilhelm beim Gottesdienst; nachdem dieser vorbei und Alles in die Sakristei gebracht war, wollte

Digitized by Google

ich mit ihm fortgehen, als mir Herr Bernard ein Zeichen gab zu warten. Vater Wilhelm merkte, daß der Herr Pfarrer mich besonders sprechen wollte und ging hinaus.

— Renaud, sagte Herr Bernard, als wir allein waren, ich bin mit Ihnen zufrieden. Ich habe es Ihnen schon öfters gesagt und sage es heute wieder: die Vorsehung hat Sie nach den Felsen geführt, damit Sie dieses wilde Land civilisirten. Je mehr ich darüber nachdenke, desto augenscheinlicher finde ich es. Ich habe dem hochwürdigsten Herrn Bischof Rechenschaft über Ihr dortiges Thun abgelegt. Sie besitzen sein Wohlwollen und die erste freie gute Lehrerstelle in der Diöcese ist für Sie ausersehen; aber bis dahin müssen Sie noch Ihr Werk vollenden; Sie müssen die Zeit, in welcher die Anabaptisten in der Schule sind, benutzen, um Ihnen die Keime unserer heiligen Religion in's Herz zu legen.

Als ich das hörte, wurde ich ganz blaß, und erwiderte: — Aber Herr Pfarrer, was Sie da von mir verlangen, ist unmöglich.

— Unmöglich! ... und warum? fragte er barsch.

— Weil ich dem Vater Jakob versprochen habe, keinen Bekehrungsversuch an den Kindern zu machen, sagte ich furchtsam.

Er hatte sich erhoben und sah mich böse an.

— Ich weiß es, sagte er nach einem Augenblick, obgleich Sie sträflicher Weise unterlassen haben, mir das zu sagen.

Als ich noch immer ganz verwirrt blieb, sagte er: — Das wundert Sie? Ich weiß Alles ... Ja, diesen Anabaptisten kommt es sehr gelegen, ihre Kinder in unsere Schulen zu schicken, sie für fast nichts in Allem zu unterrichten und sie dabei doch in ihrer Ketzerei aufwachsen lassen; ich weiß das ... So konnten die Dinge unter dem Usurpator geschehen, aber jetzt, wo die Zeiten anders sind, muß das aufhören. Sie haben dem Vater Jakob versprochen, nicht zu versuchen, seine Kinder zu bekehren, nun wohl; Sie können Ihr Wort halten, weil Sie so schwach waren, es zu geben; aber Sie haben dem alten Ketzer nicht versprochen, den Religionsunterricht in den Felsen zu vernachlässigen, denn das verbietet Ihre erste Pflicht! Deswegen fangen Sie morgen den Unterricht im Katechismus an, Morgens und Abends eine Stunde. Sie müssen dann besonders auf die Nothwendigkeit der Beichte, der Communion und aller übrigen heiligen Sakramente hinweisen. Sie wenden sich dann ausschließlich an die Kinder von den Felsen; aber die Anabaptisten müssen dabei sein und Ihren Erklärungen, wie alle Andern zuhören. Das Uebrige wird Gott machen. Verstehen Sie?

— Ja, Herr Pfarrer, antwortete ich ganz leise.

— Nun wohl, sagte er; ich rechne auf Sie. Die Herren Gemeinderäthe und ich kommen im Laufe der nächsten Woche in Ihre Schule; sorgen Sie also, daß Alles in Ordnung ist!

Digitized by Google

Er nahm seinen Hut und ging. Ich war bestürzt. Die Verkündigung, die plötzlich von dem Aufgebot-Felsen herunterschallte, hatte mich nicht so bestürzt gemacht, als die Worte des Herrn Bernard. Einige Augenblicke blieb ich ganz konfus und wußte nicht, ob ich richtig gehört hatte, dann ging ich. Zwei Minuten nachher trat ich in den kleinen Garten des Schullehrers ein, in dem ich Vater Wilhelm vermuthete. Denn bei schönem Wetter hatte dieser die Gewohnheit, sich in sein Lusthäuschen zu setzen und dort bei einem Kruge Bier seiner Frau die Zeitung, die er durch Herrn Bauquel bekam, vorzulesen und von Zeit zu Zeit anzuhalten, um ihr Dinge zu erklären, die ihm über ihrem Horizont zu liegen schienen. Das war die einzige Zerstreuung des biederen Mannes nach den Mühen und Anstrengungen der Woche.

Ich fand ihn in Hemdsärmeln, seine großen Brillengläser auf der Nase, die Zeitung lesend, aber allein; seine Frau machte eine Bestellung im Dorfe. Er las gleich auf meinem Gesicht, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse und fragte mich: — Nun, was giebt's denn, Jean Baptist?

Dann erzählte ich, voll Unwillen gegen Herrn Bernard, unser Gespräch und den gehässigen Auftrag, den er mir gegeben hatte, die Anwesenheit der Anabaptisten in der Schule zur Bekehrung zu mißbrauchen. Herr Wilhelm hörte mir ernst zu. — Ich erwartete etwas Derartiges,

sagte er traurig; ich kenne Herrn Bernard schon lange. Er ist trotz seiner Biedermannsgesichter sehr listig. Es war mir immer auffallend, daß er Euch die Erlaubniß ertheilt hat, Anabaptisten in Eure Schule aufzunehmen. Ich konnte es nicht begreifen, wie er Euch erlauben konnte, diese Ketzer darin zu unterrichten, worin er Euch damals verhindert hat, Erwachsene zu unterweisen. Das flößte mir Mißtrauen ein und ich sagte mir: — Er hat dabei einen heimlichen Zweck! ... Und ich dachte darüber nach, zerbrach mir den Kopf fast darüber; ... und jetzt erst verstehe ich Alles. Ja, die Aufgebot-Geschichte ist mir jetzt erst ganz klar. Dadurch konnte er die Abendschule aufheben, die ihm nicht gefiel, und indem er Euch nach den Felsen schickte, gedachte er den Anabaptisten eine Grube zu graben. Das ist ein Priesterstreich!

Der alte Mann preßte die Lippen zusammen und sah nachdenklich auf die Erde. Und als ich ihn bat, mir zu helfen und mir zu rathen, wie ich mich aus dieser schwierigen Lage reißen könne, sagte er: — Mein Gott, Jean Baptist, welchen Rath soll ich Euch geben? Zur Zeit des Usurpators hättet Ihr an den Bürgermeister oder den Unterpräfekten appelliren können, und dann hätte man Euch Gerechtigkeit gethan, aber seitdem die Bourbonen wieder zurück sind, sind die Priester allmächtig in ihrem Kirchenspiel: ihr Amt ist, zu befehlen, und wir müssen gehorchen. Wenn Ihr nicht thut, was Herr Bernard will,

seid Ihr verloren. Er wird dann nicht nur Mittel finden, Euch von den Felsen zu entfernen, sondern er wird auch die Geschichte der Aufgebote in Eurem Zeugniß erwähnen und Euch seinen Herrn Confratern als gefährliches Wesen bezeichnen. Ihr könnt dann nirgendswo bleiben, denn es ist immerhin schwierig, eine andere Stelle zu finden, wenn man nur ein schlechtes Zeugniß aufweisen kann; und sein Haß wird Euch stets verfolgen und um so größer sein, da Ihr ihm keine Gelegenheit gegeben habt, in der Achtung seiner Vorgesetzten zu steigen. Nichts macht einem Priester mehr Ehre, als die Bekehrung eines Ketzers; das ist das eifrigste Streben Aller. Herr Bernard ist sehr ehrgeizig; es ärgert ihn, in einem so kleinen Bergneste zu wirken, und ein reiches Kirchspiel in Lothringen würde ihm gar nicht mißfallen. Er hat schon versucht, die Kinder der Anabaptisten in die Schule der Schwester Eleonore zu locken, aber es ist ihm nicht gelungen, weil diese Frau nichts weiß und sie die Kinder nur im Katechismus und Lobgesang unterrichten kann, also in Sachen, die gerade ihrer Religion zuwider sind. Doch jetzt glaubt er, daß er durch Eure Hülfe doch zu seinem Ziel kommt und freut sich gewiß schon im Voraus. Denket Euch seinen Zorn, wenn die Sache durch Euch zu nichte würde ...

— Aber, Herr Wilhelm, unterbrach ich ihn, wenn ich thue, was der Herr Pfarrer will, wird es Vater Jakob doch bald erfahren und sich beeilen, seine Kinder

Digitized by Google

zu sich zu nehmen, ja, er hätte dann das Recht, mich als Lumpen, als Mann ohne Wort, zu verschreien und ich könnte ihm nichts erwidern.

— Ach! ich weiß es wohl, sagte er traurig; aber wenn Ihr Euch Herrn Bernard widersetzt, verliert Ihr Eure Stelle und fallt Euren Eltern zur Last; das ist schrecklich! ... Wenn man arm ist, Jean Baptist, und man seines Amtes nöthig hat, um zu leben, muß man auch manches ertragen. Ich kann aus Erfahrung darüber sprechen ... Ach! es ist sehr leicht, ehrlich zu sein, wenn man reich ist, aber wenn man arm ist ... Doch ... doch ... überlegt, ehe Ihr einen Entschluß faßt ... laßt Euch nicht durch Euern Zorn leiten ... denn es handelt sich um Eure Zukunft ... das ist sehr ernst ... sehr ernst ...

Alle diese Rathschläge gab mir Vater Wilhelm. Mit anderen Worten hatte er mir gesagt: Du bist schwächer, beuge dich und mache es, wie viele Andere, ja, wie ich selbst es seufzend gethan habe.

Ich dankte ihm und ging. Mein Blut kochte. Doch die Zorn- und Rachegedanken, die mir auf dem Wege nach den Felsen durch den Kopf gingen, will ich nicht aufzählen. Was nützten die? Jetzt ist Alles vorbei und es ist besser, wenn man es vergißt. Nur eins muß ich noch sagen, nämlich das, daß niemals der Gedanke in mir aufgestiegen ist, das Vertrauen des Vater Jakob zu mißbrauchen, und ich danke Gott, daß ich nicht so unehrlich

gedacht habe. Ich schrie in meinem Innern über die Ungerechtigkeit der Menschen; ich empörte mich über ihre Bosheit, das war Alles. Dann wollte ich fortgehen, das Land verlassen; aber wohin sollte ich? ... Was thun?... Wie mein Leben fristen? ... Mein Unwille über Herrn Bernard war um so größer, da ich ihn bisher immer als meinen Wohlthäter betrachtet hatte.

Plötzlich, als ich auf das Plateau von den Felsen kam, von wo man von weitem das Saarthal und die hellen Felder von Lothringen übersieht, kam ich auf die Idee, Soldat zu werden. ... Dann hatte ich doch wenigstens mein tägliches Brod; dann konnte man doch nicht von mir verlangen, der Leute Vertrauen zu mißbrauchen und ihre Kinder zu bekehren. Dieser Entschluß schien mir der beste; ich hielt ihn fest und beruhigte mich; aber als mir nachher einfiel, daß die Leute von den Felsen und besonders Vater Jérome, im Interesse ihrer Kinder versuchen würden, mich zurückzuhalten, nahm ich mir vor, mit Niemandem davon zu sprechen.

Gegen sieben Uhr ging ich zum Abendessen zu Jérome. Ich sagte ihm, daß ich Nachrichten von Hause bekommen hätte, die mich zwängen, gleich abzureisen und fünf bis sechs Tage fortzubleiben. Er bot sich an, mir mein Gepäck bis Chêne-Fendu, oder wenn es mir recht wäre, noch weiter zu tragen; ich dankte ihm aber und sagte, ich reiste sehr früh ab, um noch vor Nacht nach St. Nikolas zu

kommen, bat ihn aber, es den Anabaptisten und den Eltern meiner anderen Schüler zu sagen. Ich war tief betrübt, den biederen Mann, der mich als Sohn aufgenommen hatte, und seine gute kleine Tochter Toinette, die so heiter und muthig war, so verlassen zu müssen! ... Gern hätte ich sie beide umarmt ... Das Herz war mir so voll, doch ich blieb ruhig, sie merkten mir nichts an.

Den anderen Morgen früh ging ich fort, mein Gepäck am Stock. Das war einer der schrecklichsten Momente meines Lebens. Alles kam mir schön vor, alles rührte mich. Manchmal hielt ich an und betrachtete die alten Berge, die weithin mit Tannen bepflanzt waren, die dunklen Schluchten, durch welche Saar dahinströmt, und die schmalen Pfade, die sich an der Seite hinschlängelen. Ich öffnete die Augen weit, um mir das Bild dieser und tausend anderer Gegenstände, die ich sonst nie bemerkt hatte, einzuprägen. Ach! wie schnell hatte ich mich an dieses Land gewöhnt! Wie liebte ich es! ... Und wie wuchs mein Zorn, als ich an den dachte, der schuld daran war, daß ich das Land jetzt verließ!

Ich ging nicht nach Chêne-Fendu; ich hätte Herrn Bernard begegnen können; und der bloße Gedanke, diesen Mann wiederzusehen, schreckte mich ab. Dann hätte ich vielleicht auch Vater Wilhelm meine Pläne mittheilen und seine Rathschläge, ja vielleicht auch seine Verweise mit anhören müssen und deren hatte ich schon genug.

Ich blieb auf den Höhen und ging langsam durch

den Wald. Es war sehr heiß. Gegen zehn Uhr kam ich in Lorquin an. Ich wollte nicht fortgehen, ohne Herrn Régoine, der sich mir immer freundschaftlich gezeigt hatte, Adieu zu sagen. Ich ging in seinen Laden und fand den alten Apotheker vor einem großen Buch mit getrockneten Pflanzen, die er durch eine Lupe besah. — Ach! Herr Renaud ist es! Aber zum Teufel, wohin gehen Sie denn so? sagte er, als er mein Gepäck sah.

— Ich gehe fort, sagte ich.

— Bah!

— Ja, und ich wollte nicht fortgehen, ohne Ihnen, Herr Régoine, für Ihre Güte zu danken und Adieu zu sagen.

— Aber warum gehen Sie fort?

— Ich erzählte ihm mein Schicksal: die Geschichte der Abendschule in Chêne-Fendu, des Aufgebots, der Anabaptisten, kurzum Alles von Anfang bis zu Ende.

Er hörte mir aufmerksam zu, ohne aber irgendwie erstaunt zu sein.

— Nun, sagte er, als ich fertig war, was wollen Sie jetzt thun?

— Ich will mich bei einem Regiment in Luneville stellen.

— Sich stellen?

— Ja, das ist das Beste, was ich thun kann.

— Schlechter Einfall, sagte er und schüttelte den Kopf, schlechter Einfall! ... In der Zeit Bonaparte's, nun ja, da ließe ich es mir gefallen! mit etwas Kenntniß

und viel Glück wurde man Oberst oder gar General; jetzt aber ist es anders.

— Und was wollen Sie denn, Herr Régoine? fragte ich, das ist doch nur meine einzige Ausflucht. Nach dem, was mir passirt ist, habe ich keine Hoffnung, als Unterlehrer irgendwo einzutreten; und eine andere Stellung zu suchen, dazu habe ich weder Zeit, noch Mittel.

Er sah mich fest mit seinen großen Augen an und schien nachzudenken. Nach einer Minute setzte er seine Lupe auf den Tisch und sagte: — Herr Renaud, was Sie bis jetzt gethan haben, ist gut und zeugt davon, daß Sie Herz und Ehre besitzen. Das muß man zu fördern suchen, selbst bei jungen Leuten, denn solche Dinge sind selten ... Was sagten Sie dazu, wenn ich Ihnen eine Stelle verschaffte?

— Ach! Herr Régoine, rief ich bewegt aus, dann würden Sie mir das Leben wiederschenken.

— Nun! so hören Sie. Ich brauche Jemanden, der gut lesen und schreiben kann, um mir in meinem Laden zu helfen. Der, welchen ich hatte, war ein Trunkenbold; ich habe ihn fortgejagt. Wollen Sie seine Stelle haben? Essen, Wohnung und Wäsche haben Sie frei, außerdem erhalten Sie monatlich zwanzig Franken, anfänglich, wohlverstanden; doch Sie müssen sich dann gleich an Botanik und Chemie machen. Ich habe gute Bücher, und werde Ihnen behülflich sein. Ist es Ihnen Recht?

Digitized by Google

Soll ich sagen, mit welcher Freude ich den Vorschlag dieses ausgezeichneten Mannes annahm? Ich fand nicht nur gerade in dem Moment, wo ich es am wenigsten erwartete, eine Stelle, sondern ich nahm auch mehr ein, wie in den Felsen; ich konnte meinen Vater also weiter unterstützen und hatte Bücher und konnte neue Sachen studiren. Was hätte mir besseres passiren können?

Ich blieb drei Jahre bei Herrn Régoine. Diese drei Jahre sind die am besten benutzten in meinem Leben; niemals habe ich soviel gearbeitet. Herr Régoine half mir und trieb seine Güte so weit, mir jeden Abend Chemie- und Botanikstunden zu geben. Dieser alte Apotheker, den Herr Bernard als „Jakobiner" verlästerte, war die Güte und Ehrlichkeit selbst. Wenn er länger gelebt hätte, wäre ich Apotheker geworden und ihm vielleicht gefolgt. Leider starb er im Winter 1821 an einer Brustentzündung. Das war für mich ein großer Kummer und ein unersetzbarer Verlust. Das Geld zur Fortsetzung meiner Studien in Straßburg fehlte mir; doch ich mußte leben; ich wurde daher Kräutersammler. Zwei Jahre später heirathete ich Toinette Hütin, deren gutes Herz und vortreffliche Eigenschaften mich schon bei meinem Aufenthalte in Les Roches aufmerksam auf sie gemacht hatten; und so leben wir nun bald sieben und vierzig Jahre zusammen hier in dem kleinen Haus. Sie hat mir fünf Kinder geschenkt; Du kennst sie, es sind gute Knaben. Ich habe die größten Opfer

gebracht, um sie zu bilden, denn ohne das Wissen kommt man in der Welt zu nichts, wie mein Schwiegervater Jérome zu sagen pflegte. Der arme alte Mann hatte Recht; ich habe es in meinem Leben erfahren: nur das Wissen macht die Menschen und läßt sie glücklich werden; der, welcher nichts weiß, muß in der Knechtschaft bleiben.

Da ich so auf dieses Capitel zurückgekommen bin, will ich Dir nur noch sagen, daß ich mich von jeher mit der Frage des Unterrichts beschäftigt habe. Warum nicht? Nicht umsonst bin ich Lehrer gewesen, und dann ist diese Frage auch die erste; ich meine die Volksbildung, wohlverstanden. Sich mit den Reichen zu beschäftigen, ist nicht nöthig. An Collegien, Lyceen, Universitäten zum Unterrichte für ihre Kinder hat es hier nie gefehlt, auch an Geld, um die Professoren zu bezahlen, fehlte es nie, selbst dann nicht, wenn die Lehrer darauf angewiesen sind, von Thür zu Thür zu gehen und sich ihre Nahrung zu holen, wie dies in den Felsen der Fall war. Auch unser Bürgerthum hat sich seit sechzig Jahren mehr und mehr gehoben; aber je höher es stieg, desto mehr entfernte es sich vom Volke, welches tief unten in seiner Unwissenheit verharrte. Daher stammt das Unglück unserer Nation, „der Antagonismus der Klassen," wie es die Zeitungen nennen. Es wäre kein „Antagonismus" vorhanden, wenn man dem Volke Bildung gegeben hätte, und dann würden die Bauern ebenso gut stimmen, wie die Bürger. Doch man wollte

herrschen und eine Noblesse des Geistes und des Geldes bilden; man hat sich dabei egoistisch benommen und deswegen muß man jetzt die Früchte der Saat tragen: nämlich die Theilung der Nation in zwei Klassen; die eine besteht aus solchen, die für die Freiheit stimmen, da sie glauben, ohne Freiheit sei nichts, die andere aus Unwissenden, die für Jakob oder Peter stimmen, da diese ihre Herren sind und die Geistlichkeit, die Feldhüter und Polizei für sich haben. Heutzutage ist dieses Alles klar; die Plebiscite Napoleons haben Allen die Augen geöffnet; endlich sieht man ein, daß die Unwissenheit des Volkes große Gefahr bringen kann, und jetzt sind Alle dafür, daß der erste Unterricht unentgeltlich und obligatorisch sein soll. Doch trotzdem darfst Du nicht glauben, daß wir damit allein schon wieder dieselbe Stelle einnehmen, wie seit 1789. Denn allen Franzosen den Zwang aufzuerlegen, lesen, schreiben, rechnen zu lernen, neue Schulen zu errichten, die Lehrer von der Ueberwachung der Geistlichkeit zu befreien, die Zahl der Lehrer und ihre Gehälter zu vergrößern, alles das ist ja sehr gut, aber das ist noch nicht Alles. Was mich am meisten interessirt, ist, was diese vielen Lehrer alles lehren. Wird ihr Unterricht ein volksmäßiger sein? Das ist der Kern der Frage. Wenn sie fortfahren sollen, unsere Kinder so zu unterrichten, wie sie es bis jetzt gethan haben, dann wäre es mir lieber, es wäre weniger, denn dann würden sie auch weniger Böses thun.

Ich sage, daß es volksthümlicher Bücher bedarf. Die

heilige Geschichte und der Katechismus gehen den Lehrer nichts an; der Geistliche mag sie in der Kirche, der Priester in dem Tempel auslegen; das ist ihr Recht und ihre Pflicht. — Und unsere Pflicht ist es, darauf zu sehen, daß der Lehrer unsere Kinder die Geschichte des französischen Volkes und den Katechismus der Rechte und Pflichten eines französischen Bürgers lehrt. — Ich sage, die Geschichte des französischen Volkes und nicht die der Könige Frankreichs, damit man weiß, was das Volk zur Zeit der Gallier war, was unter den Römern, den Merowingern, Carolingern und Kapetingern, was es ertrug, was es litt und was es blieb, kurzum, was es als Nation war. Dann muß man den Kindern von den Verbesserungen, Erfindungen, Fortschritten in Bildung, Freiheit, Landbau, Handel und Industrie erzählen, und muß ihnen die Namen der Männer, die diese Entdeckungen gemacht und die Verbesserungen herbeigeführt haben, einprägen, das sind Sachen, die man lernen muß, Menschen, die man kennen, lieben und achten muß von der Kindheit an.

Und ebenso verhält es sich mit dem Katechismus der Rechte und der Pflichten des französischen Bürgers. In einem Lande des allgemeinen Stimmrechts muß das Volk mit voller Kenntniß der Sache handeln. Ich wollte, daß so ein kleines Buch in Fragen und Antworten unsere Kinder die Rechte und Pflichten lehrte, die sie eines Tages haben. — Was ist Demokratie? Was ist Gemeinde, Canton, Bezirk,

Departement? Welches sind die Rechte des Präfekten, der Gemeinderäthe, des Gemeinderathes, des Bürgermeisters? Was ist das Wahlgesetz? welches sind die Rechte und Pflichten des Wählers 2c. 2c.? Alles das einfach und klar, in einer Sprache, die jeder versteht, kann auf hundert Seiten gefaßt werden, und die Geschichte des französischen Volkes auf zweihundert. Diese kleinen Bücher müßte man gleich prämiiren und sie in den Anfangsklassen benutzen. Dann hat man in zehn Jahren, wenn alle die, welche jetzt zur Schule gehen und diese Sache lernen, wahlfähig geworden sind, ein wahres allgemeines Stimmrecht, das im Stande ist, zu diskutiren, zu wählen und wirkliche Souveränetät auszuüben. Man wird es dann nicht mit Plebisciten betrügen; die Freiheit ist dann auf solider Grundlage errichtet, und unser Land nimmt vielleicht Jahrhunderte lang wieder die erste Stelle in Europa ein.

Und wer kann Euch hindern, daß man die jungen Leute, ehe sie in die Wählerlisten eingetragen werden, einem Examen unterwirft; muß man ja doch auch eins durchmachen, ehe man zur ersten Communion geht. Du verlangst Dein Recht, zeige aber erst, daß Du es auch kennst und daß Du es selbst ausübst, sonst wirst Du nicht eingetragen. Das würde vollständig gerecht sein, denn schon in der Schule hätte man ihnen ja da schon die Rechte und Pflichten des Bürgers klar gemacht. Dadurch wird das allgemeine Stimmrecht geläutert und gehoben!

Digitized by Google

Das kann der erste, unentgeltliche obligatorische Unterricht, der volksmäßig organisirt ist, zu Stande bringen; er kann den „Antagonismus der Stände“ auslöschen und unser Land heben. Ich hatte also Recht, wenn ich sagte, daß dies die Hauptfrage sei, mit der man sich vor allen anderen abgeben müsse.

Doch deswegen darf man nicht denken, daß ich die weitere Bildung unnöthig für das Volk halte. Nichts liegt mir ferner. Im Gegentheil betrachte ich dieselbe als unentbehrlich und ich sähe es sehr gerne, wenn überall solche oberen Klassen errichtet würden. Zu viele können es nie sein. An manchen Orten giebt es zwar schon welche, doch sie sind sehr vernachlässigt und bringen wenig oder gar nichts zu Stande. Und doch wäre es leicht, etwas Gutes daraus zu machen und zwar ohne große Kosten. Nämlich so: in jeder Hauptstadt eines Cantons haben wir einen Friedensrichter, einen Apotheker und zwei oder gar drei Aerzte. Warum könnte man nun nicht den Friedensrichter auffordern, einen Rechtskursus zu halten, den Apotheker einen Botanik- und Chemiekursus und den Arzt einen Kursus über Gesundheitslehre und Elementarmedicin? Sie würden es nicht verweigern, dessen bin ich sicher, und würden mit wenig für ihre Mühe vorlieb nehmen. Die Schulen würden dann zu kleinen Landfakultäten, wo die Bauern ihre Söhne und die Gemeinden die besten Schüler, die sich durch Fleiß und Begabung

hervorthun, hinschickten. Sie brächten etwas Gutes zu Stande; denn dann würden unsere Bauern im Laufe einiger Jahre die gebildetsten in Europa sein.

Und wenn man dann noch in jedem Dorfe Bibliotheken errichtete, wo die Leute gute Geschichts-, Rechts-, Landbau- und Wirthschaftsbücher fänden zur Belehrung und weiteren Fortbildung; wenn unsere Schriftsteller, die talentvollen Männer, billige Werke und Zeitschriften für das Volk verfaßten; wenn sie es verständen, würden sie, anstatt ihre Bücher in zwei- bis dreitausend Exemplaren zu verkaufen, Hunderttausende, ja Millionen von Käufern finden, abgesehen davon, daß sie dem Lande nützen, etwas Neues machen, und an der Entwicklung der Civilisation arbeiten; ja wie bald würde dann unsere Nation zu einem hohen Grade des Glücks gelangen!

Doch ich höre hier auf! ... Ich gehe vielleicht zu weit; man muß die Leute, die guten Willen haben, nicht entmuthigen und ihnen nicht zu viele Sachen auf einmal zumuthen. Gott gebe nur, daß diese Verbesserungen und Fortschritte sobald wie möglich zu Stande kommen! Dies ist der Wunsch eines alten Lehrgehülfen, welcher das Elend der Unwissenheit genau hat kennen lernen, und auch zu gleicher Zeit der Rath eines alten Franzosen, welcher sein Land liebt.

Die Papiere der alten Frau Jeannette.

In meiner Jugend ging ich alle Tage nach der Schule zu dem Drechslermeister Peter Gustel, am Ende des Dorfes, und sah ihm bei der Arbeit zu. Es war ein alter Mann mit einer großen Glatze. Seine Füße steckten in alten verschlissenen Schlappen und die wenigen Haare seines Hinterhauptes hatte er in ein Rattenschwänzchen zusammengebunden, das auf seinem Rücken herumtanzte. Er erzählte gerne von seinen Kriegsfahrten am Rhein, an der Loire und in der Vendée; und dann sah er uns an und lachte in sich still hinein.

Sein kleines altes Frauchen saß hinter ihm im Schatten und nähte. Ihre Augen war groß und schwarz, und ihre Haare so weiß, wie der Schnee. Ich sehe sie noch, wie sie allemal die Ohren spitzte und aufhörte zu nähen, sobald ihr Peter von der Stadt Nantes erzählte. Da

drunten hatten sich nämlich Beide geheirathet, es war Anno Dreiundneunzig.

Mir steht das Alles noch vor Augen, als wär's von gestern: die zwei kleinen Fenster halb mit Epheu zugewachsen. Drei Bienenstöcke auf dem Brette über der halb vermorschten Hausthüre. Die Bienen tanzend im Sonnenstrahl und über dem Strohdach. Peter Gustel, wie er mit krummem Rücken dasitzt und Stuhlbeine drechselt oder auch Spulen ... Ja, so war's.

Und ich sehe auch noch Alle die im Geiste vor mir die Abends hinkamen. Da war der alte dicke Holzhändler Jakob Chatillon mit seine großen rothen Bart-Coteletten auf beiden Backen, immer das Holzmaß unterm Arm. Der Waldhüter Benassis, die Jagdtasche umgehängt und den grünen Hut auf dem einen Ohr. Der Gerichtsvollzieher Nadasdi, der sich besonders aufblies, seine spitze Nase mit der Brille darauf sehr hoch trug und seine Hände immer in die beiden hinteren Rocktaschen steckte, als wollte er sagen: „Seht her, das bin ich, der Nadasdi, der die Leute vor Gericht citirt, wenn sie nicht bezahlen." Und dann endlich mein Onkel Eustachius, vulgo Stachus, welcher der „Brigadier" hieß, weil er bei Chamboran gedient hatte. Und außerdem noch manch' anderer Mann, abgesehen von der kleinen Schneidersfrau, welche allemal nach neun Uhr ihren Mann holen kam und dann gern noch einen Schoppen mittrank. Denn neben

seinem Metier als Drechslermeister hatte Peter Gustel auch noch einen grünen Strauß zur Thür hinausgestreckt und hielt eine Schankwirthschaft. Und besonders im Winter, wenn schlecht Wetter war, oder der Schnee sich vor den kleinen Fenstern häufte, saß man so geheuchlich in dem alten Nest und hörte drinnen das Feuer im Ofen mit dem Spinnrad der Frau Jeanette um die Wette surren und schnurren und draußen den Wind durch das Dorf schnauben.

Ich, ein noch kleiner Kerl, saß in meiner Ecke und wankte und wich nicht, bis zuletzt mein Onkel die Pfeife ausklopfte und sagte: „Jetzt vorwärts, Franz, jetzt gehen wir ... Gute Nacht beisammen!"

So gingen wir denn selband heim, manchmal im Schmutz, manchmal im Schnee, und zu Haus machte uns der Großvater auf, welcher aufgeblieben war, um uns zu erwarten.

Oh, wie ist das Alles schon so lange her, und doch wie lebhaft steht's mir vor den Sinnen, so oft ich dran denke.

Aber was mir immer und immer wieder einfällt, das ist die Geschichte von den Wiesen- und Torfgründen der alten Jeanette, welche sie in der Vendée besaß, dicht am Meer, und die den armen Gustel reich gemacht hätten, wenn er bei Zeit den Mund aufgethan hätte. Ich will sie Euch erzählen, die Geschichte von den Papieren der Frau Jeannette.

Digitized by Google

Im Jahre dreiundneunzig lehrte man in Nantes viele Leute das „Tauchen" und besonders solche vom alten Adel des Landes. Man band sie nämlich mit Stricken an einander, setzte sie in Kähne und fuhr sie dann in die Mitte der Loire, wo man die Kähne mit sammt den Menschen versenkte. Das war zur Zeit des Schreckensregiments. Die Bauern in der Vendée machten es nicht viel besser. Sie schossen die Soldaten der Republik, wo sie sie erwischen konnten, todt, wie die tollen Hunde. Man hatte auf beiden Seiten kein Erbarmen mehr mit einander. Man führte den Krieg der Vernichtung. Es gab nur eine Ausnahme. Wenn nämlich ein republikanischer Soldat eins der Edelfräulein, welche ertränkt werden sollten, zur Frau begehrte und sie sagte Ja, dann gab man sie frei. Und so war denn auch Mademoiselle Jeannette damals Madame Gustel geworden. Sie war schon in einen der verhängnißvollen Kähne geladen, und sie war erst sechszehn Jahre alt, und es stirbt sich doch so schwer in diesem sonnigen Alter ... Sie sah sich mit bleichem Entsetzen ringsum, ob sie denn gar Niemand retten wolle. Da kam zufällig, als gerade der Kahn schon vom Ufer abstoßen wollte, Meister Peter des Wegs, den Kuhfuß auf der Schulter. Er sah das Mädchen und schrie: „Heda! haltet noch einen Augenblick. Bürgerin, willst Du mich? Dann rett' ich Dich!"

Und Jeannette war ihm halb todt in die Arme ge-

Digitized by Google

sunken. Er hatte sie fortgetragen. Und dann waren sie mitsammen zum Maire gegangen ...

Die alte Jeannette sprach nie von diesen vergangenen Zeiten. Sie hatte in jungen Jahren in Glanz und Reichthum gelebt. Sie hatte Kammerdiener und Zofen commandirt, hatte Pferde und Wagen gehabt. Dann wurde sie die Frau eines gemeinen Soldaten aus dem Elsaß eines armen Teufels von Republikaner. Sie kochte ihm so gut sie konnte und hielt ihm seinen kleinen Kram in Ordnung. Mit den alten Erinnerungen an Schlösser, an Spazierfahrten und an unterthänige Vendéer Bauern war es vorüber ... So geht es in der Welt. Und es wäre auch das zur Noth noch zu tragen gewesen. Aber manchmal ging der Gerichtsvollzieher Nadasdi in seiner Unverschämtheit so weit, daß er sich über die arme Alte lustig machte und ihr zurief: „Meine Gnädige, noch einen Schoppen! ... Einen Schnaps, Ihro Hochwohlgeboren!"

Auch fragte er sie zuweilen um Auskunft über ihre Güter. Dann kniff sie die Lippen zusammen und sah ihn starr an; ihre bleichen Wangen rötheten sich ein wenig und man meinte, nun werde sie etwas sagen. Aber sie that's nicht. Sie senkte plötzlich den Kopf, schwieg und nähte weiter.

Hätte Nadasdi nicht Geld verzehrt in der Straußwirthschaft, dann hätte ihn Gustel wegen seiner Frechheit an die Luft gesetzt. Aber wenn man arm ist, muß man sich schon Manches gefallen lassen; und die Lumpen wissen

das und machen für sich Gebrauch davon. Sie hänseln nie Den, der im Stand ist, ihnen dafür den Kopf zurecht zu setzen, wie dies mein Onkel Eustachius sicher gethan hätte. Dafür sind sie zu feig und zu listig ... Doch Jeder kennt ja diese Sippschaft. Darum weiter mit der Geschichte.

Es war an einem Abend im Spätherbst 1830, da waren wir wieder beisammen in der Straußwirthschaft. Es regnete wie toll. Gegen acht Uhr kam der Waldhüter und rief:

— „Ist das ein Wetter! Wenn das so fort geht, treten die drei großen Weiher aus."

Er schüttelte das Wasser von seinem Jägerhut und zog seinen Kittel aus, um ihn am Feuer zu trocknen. Dann setzte er sich auf die Schneppe der Bank und sagte zu Nadasdi:

— „Mach' Platz, Nichtsnutz, daß ich dem Brigadier gegenüber komme."

Nadasdi rückte.

Benassis war trotz des Regens guter Laune. Er erzählte, er habe heute große Züge wilder Gänse von Norden her kommen sehen, sie hätten mit ihrem Geschnatter die Luft angefüllt und seien bei den drei großen Weihern eingefallen, er habe sie von Weitem beobachtet, mit der Wasserjagd könne es jetzt losgehen.

Benassis trank seinen Schnaps aus, rieb sich die

Hände und lachte vergnüglich. Mein Onkel Stachus meinte, er mache wohl auch so 'ne Wasserjagd gerne mit, aber nur im Nachen; denn mit großen Stiefeln in den Moorgründen herumtappen und zu riskiren, daß man einsinke bis über die Ohren, das sei ein schlechter Spaß.

Und so gab Jeder seinen Senf dazu; und wie die Reihe an Frau Jeannette kam, da murmelte sie in Gedanken vor sich hin:

— „Ja, ja, ich hatte auch einmal Wiesen- und Moorgründe, — und Weiher — und —"

— „Ei der Tausend," rief Nadasdi mit spöttischem Tone, „— so hört doch, Ihr Leute, die gnädige Frau hat auch einmal Wiesengründe gehabt!"

— „Ja gewiß, die hatt' ich," sagte sie.

— „Wo hatten denn Ihro Hochgeboren solche?"

— „In der Vendée, nicht weit von der See."

Und wie nun Nadasdi spöttisch mit den Schultern zuckte, als wollte er sagen: „Die Alte ist nicht recht bei Trost," da stieg Frau Jeannette stillschweigend die kleine hölzerne Stiege hinauf auf den Boden und brachte dann ein Körbchen herunter, das sie auf den Tisch stellte. Darin befanden sich außer Nadeln, Schnur, Garn, Garnwickeln, Spulen rc. auch allerlei gelbe Papiere und Pergamente.

— „Da sind meine Papiere," sagte sie, „darin finden sich die Weiher, die Wiesen- und Torfgründe, das Schloß und Alles miteinander. Wir haben auch unsere Rechte

geltend gemacht unter König Ludwig dem achtzehnten. Aber unsere Verwandten wollten uns nichts herausgeben. Sie sagten, ich hätte einen Sanscülotten geheirathet und dadurch die Ehre unseres Hauses angetastet. Wir hätten also prozessiren müssen. Wir hatten aber nicht Geld genug, um die Gerichtskosten und die Advocaten zu bezahlen. Ist es nicht so, Gustel?"

— „Jawohl," sagte der Drechsler mit Gleichmuth.

Keinem von den Anwesenden machte die Sache viel Kopfbrechen. Man kümmerte sich nicht mehr um solche alte Geschichten, so wenig wie um die Bündel von Assignaten aus der Zeit der Republik, die man wohl auch noch hin und wieder in einem alten Schrank fand.

Nur der unverschämte Nadasdi entfaltete eines der Pergamente, streckte seine spitze Nase mit der Brille in die Luft und begann zu lesen, — wahrscheinlich nur, um sich demnächst auf Kosten der armen Jeannette lustig zu machen. Aber plötzlich wurde sein spöttisches Gesicht ernsthaft; er wischte die Brillengläser und wandte sich an die Alte, die schon wieder ihr Nähzeug zur Hand genommen hatte, mit der Frage:

— „Und das sind wirklich Ihre Papiere, Madame Jeannette?"

— „Ja, Herr."

— „Haben Sie nichts dagegen, wenn ich ein wenig Einsicht davon nehme?"

— „Du mein Gott, machen Sie damit, was Sie wollen; wir können ja doch nichts mehr damit anfangen."

Nadasdi war wirklich ganz blaß geworden. Er legte das Pergament wieder zusammen und steckte es mit den anderen Papieren in die Tasche seines Ueberrocks.

— „Wollen sehen," sagte er, — „aber da schlägt's ja schon neun! Gute Nacht!"

Er ging und die Andern gingen auch bald.

Acht Tage später war Nadasdi auf dem Wege nach der Vendée. Er hatte sich Vollmachten unterzeichnen lassen von Peter Gustel und von dessen Ehefrau Jeannette, gut zum Antreten, Belasten, Veräußern, Verzichten, Vergleichen ꝛc., mit der Maßgabe, daß er alle Kosten bestreite, jedoch nur dann Anspruch auf Ersatz habe, wenn von der Erbschaft etwas eingehe.

Von diesem Augenblick an ging die Rede im Dorf, Frau Jeannette sei von Adel und habe ein Schloß in der Vendée, und die Gustels würden nun reiche Leute. Allein etwas darnach schrieb Nadasdi, leider sei er gerade sechs Wochen zu spät gekommen, der eigene Bruder der Frau Jeannette habe ihm unbestreitbar und urkundlich nachgewiesen, daß er sich nun schon seit mehr als dreißig Jahren im Besitze aller Güter befinde und daß allemal, wenn und insoweit man die Güter anderer Leute seit mehr als dreißig Jahren besitze, es grad' so gut sei, als wenn man sie von Ewigkeit her und von Rechtswegen gehabt habe, und daß

folgeweise Peter Gustel und dessen eheliches Weib nichts mehr dort zu suchen hätten, dieweil ihr werther Verwandter so lange schon im Besitz sei.

Die armen Leute hatten sich schon halb für reich gehalten, und das ganze Dorf hatte ihnen schon dazu gratulirt und ihnen den Bart gestrichen, wie das nun einmal so Brauch ist; und wie sie nun sahen, daß sie doch nichts bekamen, da fühlten sie ihr Elend erst recht; und bald darnach starben sie, eines kurz nach dem anderen, und zwar als gute Christen, wie sie gelebt, und in der Hoffnung, der Herr werde ihnen die ewige Glückseligkeit verleihen und alle ihre Sünden vergeben.

Nadasdi verkaufte seine Gerichtsvollzieherstelle und kam nicht wieder. Er hatte wahrscheinlich ein Geschäft gefunden, das ihm besser gefiel, als die Vorladungen des Gerichts herumzutragen.

Darüber vergingen viele Jahre. Louis Philipp war alle geworden und später auch die Republik. Die Eheleute Gustel lagen unter ihrem grünen Grabhügel und von ihren Knochen war wohl nur noch ein wenig Staub übrig. Der Onkel Stachus hatte auch schon „seine Pässe in's bessere Jenseits genommen,“ wie er das zu nennen pflegte, und ich war inzwischen in der Posthalterei der Nachfolger meines Großvaters geworden, als mir eines Morgens etwas Merkwürdiges zustieß, woran ich immer noch denke. Ich hatte schon einige Extraposten nach Ba-

Digitized by Google

den-Baden zu befördert, da kam gegen elf Uhr der Reisecourier einer Familie angeritten und brachte mir die Nachricht, sein Herr, der Baron de Roselière, sei im Anzug Ich saß gerad' zu Tisch und stand auf, um für die Relaispferde zu sorgen. Während umgespannt wird, kommt aus dem Reisewagen ein alter Kopf zum Vorschein und dann eine lange, ausgedörrte Gestalt mit runzelichem Gesicht, eingefallenen Backen und einer goldenen Brille auf der spitzen Nase. Weiß Gott, das war Nadasdi, aber alt, verlebt, erschöpft. Hinter ihm kam der Kopf eines jungen Mädchens zum Vorschein. Ich war stumm vor Staunen.

— „Wie heißt dieses Dorf?" fragte der Alte und hielt dann die Hand vor den Mund, indem er fürchterlich gähnte.

— „Lauterbach, mein Herr."

Er erkannte mich offenbar nicht und zog sich wieder zurück. Dann kam auch noch eine alte Dame im Wagen zum Vorschein. Es war angespannt. Sie fuhren fort.

Ich staunte und tausend Gedanken wirbelten mir im Kopfe herum. Nadasdi — und nun der Baron von Roselière ... Gott verzeih mir, wenn ich mich irre, aber bis zur Stunde noch glaube ich, dieser Mensch hat die Papiere der armen alten Jeannette verschachert und dann ist er in eine andere Haut gefahren, indem er einen vornehmen Namen annahm, um die Spur seines Verbrechens

zu verwischen. Konnte er es ja doch machen! Hatte er ja doch alle Titel, alle Urkunden, alle Vollmachten in Händen. Und jetzt? Ist er denn nicht jetzt schon mehr als dreißig Jahre im Besitze? — Arme alte Jeannette! Wie viel Unglück und Elend begegnet Einem nicht in dieser Welt! — Und wenn man bedenkt, daß Gott dies Alles zuläßt! ...

Digitized by Google

Die großen Redner in unserm Dorfe.

Gegen Mitte vergangenen Herbstes an einem Sonntag im Monat November nach der Ernte und der Weinlese, kam der Gemeinderath unseres Dorfes in der Bürgermeisterei zusammen, um über die Gemeindeangelegenheiten zu berathschlagen.

Der Rath war aus den Notabilitäten unseres Ortes zusammengesetzt; da war nämlich der Kupferschmied Damido, der Besenverkäufer Nikolaus Jaquel, die beiden Brüder Adam und Karl Benerotte, welche Holzhauer waren; der Krämer Georg Machette, der Bauer Franz Mathis und noch einige Andere von nicht weniger tiefer Kenntniß der Verwaltungs-Wissenschaften.

Sie hatten sich natürlich ihre guten Sonntagskleider angezogen und ihre prächtigen Mützen mit dreifarbigen Franzen aufgesetzt. — Nur Damido hatte sein kurzes,

Digitized by Google

braun-sammetnes Kamisol an, welches an den Ellbogen geflickt war, seine faserige Halsbinde und seinen gewöhnlichen Hut; denn er hatte die Gewohnheit, zu behaupten, daß das Kleid nicht den Mann mache, und daß ein Mensch, wie er, sich überall zeigen könne, ohne sich vorher die Hände zu waschen oder die alte Perrücke zu säubern.

Die Glocke läutete noch, als schon alle die braven Leute um den Berathungstisch herumsaßen, die einen mit aufgestütztem Ellbogen und das Taschentuch in der Hand, die andern schwatzend und murmelnd:

— „Komisch ist's denn doch, daß unser Bürgermeister alsfort der Letzt' ist!“

Der Feldschütze Cuny ging auf dem Hausflur auf und ab, damit die Kinder und die alten Fraubasen aus der Nachbarschaft nicht an der Thüre horchen könnten; und der alte Schullehrer Anton Denier, der Schriftführer der Bürgermeisterei, schnitt seine Feder mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Sorgfalt.

Man brauchte nur das ernste und melancholische Gesicht anzusehen, die eingefallenen Backen, das trübe, matte Auge, den kurzbahnigen Rock, welcher ganz abgetragen war; und man konnte leicht daraus schließen, daß die Zahl der Anhänger der Wissenschaft hier nicht allzu groß war, und daß dieser arme Mann wie Johannes der Täufer „in der Wüste lebte.“

Plötzlich ging die Thüre auf, und der Herr Bürger-

meister Jakob Romary, kam mit einem rothen von Stolz aufgeblasenen Gesicht und mit seinem dicken Bauch, welcher mit einer prächtigen scharlachenen Weste bekleidet war, mit feierlichen Schritten herein. Er ging durch den ganzen Saal und setzte sich dann unter allgemeinem Stillschweigen in seinen Lehnsessel und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Dieser Jakob Romary ist ein geriebener Bursche, er allein besitzt mehr Ackerland, Weinberge und fette Weiden, als die Hälfte des ganzen Gemeinderathes zusammengenommen.

Um sein Holz zu fällen und seine großen Bäume in die Sägemühlen des Baltin zu transportiren, hatte er durch Frohndienst einen fahrbaren Weg durch das Gehölz anlegen lassen; um seine Wiesen zu bewässern, hatte er sich alle Bezüge von Wasser aus den drei Brunnen und den Wasserbecken gerichtlich zusprechen lassen; um das Vieh ohne Kosten zu halten, hatte er die große Gemeindewiese als Weideplatz angewiesen; um seine Schweine aufziehen zu können, hat er von der Forstverwaltung die Wiederherstellung der Eichel-Mast im Gemeindewald erlangt &c. Kurz, seine Bürgermeisterstelle, welche, wie Jedermann weiß, nicht besoldet wird, trägt ihm mehr als ein großes Landgut ein; zuweilen sagt er, indem er sich das Kinn mit vergnügter Miene streichelt:

— „Ich will nur das Wohl der Gemeinde ... Ich werde das Wohl der Gemeinde durchsetzen und erlangen .. Ihr werdet sehen.“

— „Ei," erwiderte eines Tages der alte Jörg, „Ihr habt's ja schon; denn Ihr macht, was Ihr wollt, damit."

Viele Leute denken ebenso, aber da der Jörg bei den letzten Wahlen nicht wieder gewählt worden ist, wagt es Niemand mehr zu sagen.

Nachdem der Herr Bürgermeister ein wenig nachgedacht hatte, sagte er:

— „Sie wissen, meine Herren Gemeinderäthe, daß unser Schullehrer jährlich fünfhundert Franken von der Regierung erhält und sechzig Franken von der Gemeinde für seine Verrichtung als communaler Schriftführer, was fünfhundert sechzig Franken macht, ohne zu rechnen, was ihm seine Stelle als Küster und Glöckner einträgt. Der Unterpräfekt hat mir geschrieben, daß wir wohl noch etwas zulegen könnten, zum Beispiel vierzig Sous für jeden Buben und jedes Mädchen während der Winterzeit. Wenn Sie also finden, daß fünfhundertsechzig Franken nicht genug sind . . ."

— „Nicht genug?" unterbrachen die Gemeinderäthe mit großem Lärm, „nicht genug?"

Gleichzeitig stand Damido auf, und indem er seine funkelnden Blicke umherschweifen ließ, rief er:

— „Ja, ich weiß es, daß Anton Denier von der Regierung fünfhundert Franken bekömmt, der Einnehmer Jörgel, der, wenn er die Steuern einzieht, im Gasthof „zur Tanne" absteigt, hat's noch neulich gesagt, und Nie-

mand wollte es glauben. Fünfhundert Franken, um unseren Kindern das ABC beizubringen! Jedermann wird das sehr nett finden, hi, hi, hi, und dieser Anton, welcher froh sein sollte, daß er fünfhundert Franken bekommt für das Auf- und Abgehen im Schulzimmer mit einem Stock unterm Arm, während wir Andern draußen die Füße im Schnee und Schmutz haben, und der eine seinen Acker aufhackt, ihn bebaut, gätet und erntet, der andere Bäume schneidet, Stämme, so hart, wie ein Stein, spaltet und die Stämme, Scheite Holz oder Bündel nach Hause schafft, ... und dieser Anton Denier, welcher an einem guten Feuer sitzt, während es draußen kalt ist, und der am Fenster frische Luft einathmen kann, wenn es draußen schwül ist, und der nichts anderes zu thun hat, als von Zeit zu Zeit: — B A BA, B C BC, zu rufen, — und dieser Mensch beklagt sich beim Unterpräfekten und verlangt noch für jedes Mädchen und jeden Buben während der Winterzeit vierzig Sous!"

Darauf gerieth der Gemeinderath in große Aufregung, und der arme Schullehrer stand auf, indem er bedeutete, er wolle reden.

— „Schweigt," herrschte ihm der Bürgermeister mit wüthender Geberde zu, „Ihr habt hier nichts mitzureden."

— „Vierzig Sous!" wiederholte Damido und warf dem armen Mann schreckliche Blicke zu. — „Ihr müßtet nur wissen, Herr Anton Denier, was Unsereiner, der doch

Digitized by Google

allemal einer der Ersten im Dorfe ist, thun muß, um sich vierzig Sous zu verdienen. Er muß Morgens um drei Uhr aufstehen, seinen Esel in den Karren spannen, manchmal selbst eine Bütte auf den Rücken nehmen, wenn der Esel zu beladen ist; er muß dann hinab nach Marmoutier, nach Saverne und Schirmeck steigen auf Wegen, wo man sich den Hals hundertmal brechen kann; dann muß er sich an irgend eine Ecke setzen und Löffel schnitzen, Kessel verzinnen und alles gesprungene Geschirr vom ganzen Land ausbessern."

— „Aber das hat ja gar keinen Zusammenhang mit der Wissenschaft," rief Denier aufgebracht.

— „Haltet das Maul," antwortete Jakob Romary, purpurroth vor Zorn, „haltet das Maul ... oder ich rufe den Cuny, um Euch 'nauszuschmeißen."

— „Dann," nahm Damido wieder seine Rede auf, „muß er zurückkehren, eine Brodkruste in dem Sack, und noch — noch sind die vierzig Sous nicht erworben. Er mußte sich bald hier mit einem Gläschen stärken, bald da mit einem kleinen Gläschen, um sich Muth zu machen. Und Ihr, Herr Anton, glaubt, daß ich Euch meine vierzig Sous geben werde?"

Er zuckte die Achseln und setzte sich dann wieder, indem er mitleidig lächelte.

— „O nein, mein Herr Denier ... o, was denkt Ihr! noch habt Ihr sie nicht."

— „Und was muß ich nicht alles für vierzig Sous thun,“ sagte Karl Benerotte, der Holzhauer. „Wie viele Bäume muß ich fällen! Wie viele Bündel muß ich machen, und wie viele Baumstämme splittern!“

— „Und wir andern alle!“ schrien die Uebrigen. „Hält uns Herr Denier für verrückt?“

— „Wenn unsere Kinder noch was lernten!“ sagte Franz Mathis.

— „Ach was, ich kann weder lesen noch schreiben,“ sprach der große Nikolaus Jaquel, „und deshalb mache ich doch die schönsten Besen im ganzen Lande.“

Der Schweiß floß in großen Tropfen über des armen Schullehrers bleiches Gesicht; er sah den Herrn Bürgermeister bittend an, und schien Aller Mitleid anzuflehen; aber weit davon entfernt, ihn zu beklagen, freuten sich die Gemeinderäthe über seine Niederlage.

Der Krämer Jörg Machette erhob sich darauf und sagte in näselndem Ton:

— „Meine Herren Räthe, Sie thun sehr Recht daran, die vierzig Sous, die man von Ihnen fordert, zu verweigern, denn der Unterricht ist der Untergang der Menschen; er verwöhnt sie ... er verdirbt sie ... er macht sie dumm!

„Sie kennen alle meinen Georg; vor sechs Jahren war er der schönste Bursche des ganzen Baltin, groß und stark und mit krausen Haaren. Meine Frau war ganz stolz auf ihn.

„Ich hatte das Unglück, ihn in die Schule zu schicken; jetzt ist er nur noch sein Schatten.

„Alle Samstags sagte Herr Anton Denier zu mir: Euer Sohn wird Euch einstens Ehre machen. Er kann alles, was er will, lernen. Er kann alles, was Ihr wollt, werden, Holzgroßhändler, Advokat, Notar; er wird der Ruhm Eurer Familie werden!

„Ich glaubte das; ich kaufte alle Scharteken, die er brauchte. Georg legte sich mit seinen Büchern zu Bett, er stand Nachts auf, um darin zu lesen. Ich bezahlte auch das Oel und das Licht; was thut man nicht alles für sein eigen Blut! Aber er magerte sichtlich ab. Um so besser, sagte Herr Anton, die Wissenschaft macht den Menschen mager. Es ist damit nicht so, wie mit körperlicher Nahrung, die fett macht ... Seht mich an ... mich!"

Ein wieherndes Gelächter erscholl aus allen Ecken des Saales.

— „Das ist nicht wahr," murmelte der Lehrer, „das habe ich nie gesagt."

Jörg Machette schien es nicht gehört zu haben, wie er Lügen gestraft wurde, sondern fuhr ruhig fort:

„Herr Anton Denier wollte meinen Georg die Rechenkunst, die Feldmeßkunst, das Rechtschreiben lehren; es war während der Krankheit meiner Frau; meine Beschäftigungen nahmen mich ganz in Anspruch, so daß ich meinen Sohn nicht überwachen konnte. Eines Tages kam mir

indessen der Gedanke, einmal zu sehen, was er gelernt hätte; ich rufe ihn: Georg, hier sind hundert Franken, geh' nach Saverne und kaufe dort Getreide."

— „Aber Vater, ich habe noch nie Getreide gekauft."

— „Was, Du weißt nicht, was ein Pfund Getreide kostet? In Deinem Alter kaufte ich schon ein und verdiente mir selbst mein Brod. Von nun ab wirst Du die Schule nicht mehr betreten; jetzt sehe ich, was Euch Herr Denier lehrt; Ihr lernt bei ihm träumen, anstatt Euch ehrlich Euer Brod zu verdienen. Nur die reichen Leute können Gelehrte werden, denn sie haben Köche, die den Preis des Fleisches, Bäcker, die den Preis des Brodes, und Notare, die den Werth der Thaler kennen!"

Diese Rede des Krämers Machette that wunderbare Wirkung; die vierzig Sous wurden unter allgemeinem Beifall verweigert.

Darauf erhob sich Jakob Romary, freundlich grinsend, zog seine große Uhr aus der Westentasche und sagte:

„Meine Herren Gemeinderäthe, es ist zwei Uhr; es ist also Zeit, zur Vesper zu gehen."

Und man schritt gravitätisch aus dem Saal.

Der alte Schullehrer blieb wie gewöhnlich als Letzter drin, um die Thüre zu schließen.

„Warum hat mich mein Vater nicht auch Holzhauer werden lassen?" dachte der arme Mann. „Ich würde mir, wie so viele andere, mein Brod im Wald verdienen.

Anstatt sechsunddreißig Herren hätte ich nur einen einzigen; ich brauchte dann nicht dem Herrn Unterpräfekten, dem Herrn Inspektor, dem Herrn Pfarrer, dem Herrn Bürgermeister, kurz Jedermann zu gefallen."

Er war recht traurig, der arme Mann!

Was unsern Bürgermeister Jakob Romary, durch des Herrn Präfekten Gnade Herr und Besitzer des Valtins, anbetrifft, so stolzirte er majestätisch die Straße hinunter; die Gemeinderäthe folgten ihm, der Bürgermeister sagte sich:

— „Mit der Geschicht' wär's also aus. Der Jörg hat gered't wie ein richtiger Advokat. Der Unterpräfekt wird etwas brummen, aber was schadt's? Der geistliche Herr reibt sich vor Vergnügen die Hände ... Das ist allemal die Hauptsach'! ... Denn heut' zu Tag hat man nichts zu fürchten, wenn man nur gut mit dem Pastor steht. Abgemacht!"

Aus der guten alten Zeit.

Zu Dosenheim in den Vogesen, da wo das Zinselthal in's Elsaß mündet, lebte im Jahre der Gnade Eintausendsiebenhundertundfünfzig eine Menge Holzhacker, Kohlenbrenner und Flößer, oder Holzknechte. Sie waren fast Alle leibeigen und dem Fürsten von Zweibrücken dienstbar. Sie fällten die Bäume des Waldes, richteten sie zu, und brachten sie nach dem Wasser.

Sobald man die Hölzer am Rhein hatte, wurden sie mittelst Weiden an einander gebunden und zu Floßen gezimmert, welche dann den Rhein hinuntertrieben. Zuletzt wurden die Stämme da unten in Holland verkauft. Sie trugen ein schönes Stück Geld ein. Davon konnten dann jene deutschen Fürsten, welche Waldungen in den Vogesen besaßen, (man nannte diese Herren „die Deutschen des Königs von Frankreich") lustig und nobel in Versailles leben; und wenn ihnen das Holzgeld einmal ausging, dann verkauften sie auch ihre leibeigenen Leute in fremde Kolonien.

Zur selbigen Zeit standen dort auch die Klöster im herrlichsten Flore, namentlich die zu Neuweiler, zu Graubthal und zu Pfalzburg. Die Kapuziner, die Franziskaner und die Benedictiner begegneten Einem überall, auch auf den einsamsten Pfaden des Waldes. Ueberall erblickte man ihre langen Bärte, ihre Sandalen und ihre schmutzigen Kutten. Sie gingen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Thüre zu Thüre, leierten ihren Rosenkranz ab und visitirten die Schränke. Sie verschmähten weder das Brod, noch die Butter, noch die Eier, segneten die Weiber und die Kinder und beluden die Grauschimmel, die Esel, der Art, daß wenn der „englische Gruß" (angelus) geläutet wurde und die Ehrwürdigen nach Hause mußten, sie ihre Noth hatten, die Thiere vom Flecke zu bringen.

Die Holzhacker von Dosenheim, welche in diesem Elende aufwuchsen, und den größeren Theil des Jahres im Wasser, im Schmutze, im Schnee und Eis zubrachten, geplagt, geschunden und abgezehrt, hatten keinen Begriff von einem besseren Dasein. Wenn sie im Walde arbeiteten, trugen sie ihren Filz und einen Ueberwurf von grauem Leinen; aber Sonntags zogen sie Schuhe an, um nach Neuweiler in die Messe zu gehen. Der Herr Pfarrer Barthold predigte ihnen Demuth und Einfalt der Sitten. Er verbot ihnen die Ehrsucht, die Wohllust, den Neid, den Fraß, die Völlerei und die Trägheit; und hatte etwa zufällig eine ihrer Frauen ein auffallendes Kleidungsstück an, z. B.

ein rothes Band oder statt der schwarzen eine weiße Haube, dann donnerte er wider „den immer mehr um sich greifenden Luxus."

Die Leute erbauten sich sehr an diesen Reden. Sie brachten eine förmliche Zerknirschung hervor, und die Holzhacker kehrten nach Dosenheim zurück voll Reue und Leid.

Ihre Hütten waren aus rohen Stämmen gezimmert und unwohnlicher als Schilderhäuser. Im Innern war die eine Seite für die Menschen, die andere für's Vieh, und oben saßen die Hühner auf den Stangen. Aber der Luxus stieg von Tag zu Tag, und es soll sich zur selbigen Zeit schon ereignet haben, daß mehrere Leute sogar am Werkeltag, anstatt barfüßig, in Holzschuhen gingen.

Unter der Zahl dieser Ueppigen befand sich auch der Holzhacker Simon Brühart.

Sein Haus, damals eins der größten im Orte, kann man heute noch sehen. Es befindet sich am Eingange des Thales und ist das erste von denen, welche den Bach entlang liegen. Es hat ein Stockwerk und ein Schindeldach, das vor Alter ganz grau ist. Sein Giebel steht nach dem Brunnen zu. Ueber der Thüre ist ein Bienenstand, und die lange Seite ist mit einem großen und alten Weinstock bepflanzt, der bis zum Dach hinauf klettert.

Die Hausgenossenschaft Simons bestand erstens aus seinen hochbetagten Eltern, welche sich seit einigen Jahren zur Ruhe gesetzt hatten; dann aus seiner Frau, seinen drei

Jungen und seinen zwei Mädchen. Diese zahlreiche Gesellschaft lebte blos von Simons Arbeit. Aber Kraft und Muth gingen ihm niemals aus. Er war damals ein Mann von Vierzig, seine Nase hakenförmig gebogen, sein Kinn stark und eckig, und sein Bart roth. Wenn man ihn so sah, wie er nach der Arbeit an seiner Hausthüre lehnte, seinen Pfeifenstummel rauchte, in seinem Kittel von grober ungebleichter Leinwand, mit seinem schwarzen Filzhut, dessen breite Ränder nach den Schultern herunterhingen, mit seinen schwieligen Händen und seinen muskulösen Beinen, mußte man unwillkürlich denken: In der That, das ist der Holzhacker, wie er im Buche steht; der Mann versteht es gewiß, die alten Eichen zu fällen, sie den Abhang hinunter nach dem Wasser zu schleppen und sie dann mit einem Stoß seiner Stange bis mitten in die Strömung zu treiben.

Und man täuschte sich darin nicht. Bei Allerwelt war Simon Brühart bekannt durch seine Kaltblütigkeit, seine Kraft und Entschlossenheit. Bei der Arbeit war er still für sich hin, hörte auf kein Geschwätz und that mehr, als alle die Andern zusammen. Zu Hause aber hatten der Großvater Johann und die Großmutter Anna das Commando; und Jeder folgte ihnen auf's Wort, auch Simon.

Diese beiden Alten hatten auch viel gearbeitet ihr Leben lang. Sie hatten die größten Opfer gebracht, um sich und ihre Kinder aus der Leibeigenschaft loszukaufen. Zu einer Zeit, wo die junge Herrschaft bei Hof viel Geld

verthat und nicht warten konnte, bis sich die Ebbe durch die regelmäßigen Einkünfte wieder ausglich, hatten sie diese Lage der Dinge benutzt. Sie verkauften damals Alles, was sie besaßen, ihr Land, ihr Vieh und Getreide. Sie würden auch ihr letztes Hemde verkauft haben, und von Thüre zu Thüre betteln gegangen sein, um selbst frei zu werden und ihre Kinder loszukaufen. Gott sei Dank, das Geld hatte hingereicht. Die Familie Brühart gehörte nicht mehr der Herrschaft; und während und seit der Freiheit hatte sie sich auch wieder Acker und Wiese erworben.

Simon wußte das Alles. Er betrachtete die beiden Alten wie Halbgötter und hatte niemals eine andere Meinung. Sommers wie Winters ging er jeden Montag in seine Holzhacker-Hütte inmitten der Wälder. Die Hütte bestand aus Stämmen, die mit Erde überdeckt waren. Darin hatte er sein Brod, so wie Salz, etwas Butter und einige Zwiebeln, — das reichte für die Woche, — und dann seinen Waldhammer und seine Aexte.

Sein Beil war immer das erste, das man Morgens früh in den Stamm einschlagen hörte; und ebenso schallte es zuletzt an dem Abend. Er erhielt von allen Holzhackern den höchsten Lohn, nämlich fünfzehn Sous; das war viel damals.

Samstags Abends kehrte er aus dem Wald wieder heimwärts, mit seiner Last Wellen auf dem Rücken. Von Weitem hatte er schon gesehen, wie unten am Ausgange

des Thales jenseits der Brücke das Licht seines Hauses abwechselnd in der Finsterniß verschwand und sich dann wieder zeigte. Dann hatte er sich das Innere vorgezaubert: die zwei Alten und die ganze Kinderschaar um den Herd, die Frau Katharin' beschäftigt, den Tisch zu decken; die alte Schwester Theres', wie sie den Topf saure Milch aufpflanzt und die zinnerne Löffel darum legt. Er hört, wie sie vor sich hinbrummt: „Will er denn gar nicht kommen, heut' Abend!" Und den Alten mit seiner großen Glatze und seinem an den Ellenbogen mit frischen Lappen geflickten Kamisol aus altem Baumwollbiber, den sieht er sich bücken, um das Feuer zu stochern; und er sieht, wie die Mutter mit ihrer riesigen Haube aus schwarzer Leinwand an's Fenster geht, um nach ihm auszulugen; und endlich wie plötzlich der alte Hund „Mansfeld," der bis dahin unbeweglich unter dem Tische gelegen, das bärtige Haupt auf den Tatzen, aufsteht, schnuppert und wedelt, und wie denn Alle das Ohr spitzen und sagen:

— Aha, jetzt kommt er.

Alles das sieht er im Voraus. Und wenn er dann die Thüre öffnet und hindurchsieht durch den feinen grauen Rauch, welcher vom Herde aufwirbelt, dann ist es auch so, wie er es im Voraus gesehen.

— Du kommst ja spät, sagte der Alte im Umdrehen.

Simon überhört das; denn er ist ein wenig stumpf von der schweren Arbeit. Dann wirft er sein Wellen-

bündel neben den Herd. Seine Frau kommt und reicht ihm die Hände. Der größte Junge hängt sich an seinen Arm und der kleinste an sein Bein; und die alte Großmutter wird darüber ganz lustig und ruft:

— Jetzt setzt Euch, Ihr Kinder, jetzt wollen wir auch essen.

Manchmal passirt es, daß nach dem Essen auch noch der Schwager Schambatist Thibald und seine Frau, das Annchen, herüber kommen, um ein Schwatzstündchen zu halten im Schooß der Familie. Thibald wohnt drei oder vier Häuser weiter hinauf zu. Er hat, neben seinem Hause, Scheune, Stall und Remise. Dann besitzt er daneben einige Aecker und eine Wiese am Bache. Auch hat er vier Häupter der kleinen Ochsen des Gebirges. Er befaßt sich mit nichts, als mit der Arbeit, der Aussaat, der Ernte und dem Fuhrwerk. Darauf beschränken sich seine Gedanken.

Er war von harter, dürrer und knorriger Figur, wie ein alter Stamm Buchsbaum. Seine Nase lief gerade, und in der nämlichen Linie mit seiner Stirn. Seine braunen Augen lagen in tiefen Falten. Sein Rücken war lang und krumm, uud seine Miene beinah' immer verdrießlich.

Gleichwohl war auch Thibald losgekauft, so gut wie Brühart. Der alte Vater Johann würde es niemals gelitten haben, daß seine freie Tochter einen Erbunterthänigen

Digitized by Google

nahm, und daß seine Enkel wieder unter die Leibeigenschaft fielen.

Nein, Schambatist Thibald war ein Freier und es stand gar nicht schlecht mit seinem Vermögen. Aber das Kopfgeld, und das Rauchhuhn, und das Besthaupt, und der Zehnten, und der Zins und die Gülten und was es sonst noch an Reallasten gab auch für die Freien, — das ärgerte ihn Alles entsetzlich.

Man mußte ihn sehen, wie er dann Abends so krumm auf der Ofenbank saß, den Ellenbogen auf dem Knie und das Kinn in der Hand, wie er dann stumm in dem Kreise der Alten, der Frauen und der Kinder herumsah, dann eine Pause machte und endlich murrte:

— Mit dem Regen will's wieder gar nicht aufhören. Das wird schlimm — — schlechtes Jahr — — sehr schlechtes Jahr das!

Oder das andere Mal:

— O, die Sonne . . . die Sonne! Sie dorrt Alles aus. Das Heu ist zum Teufel . . . der Hafer ist verbrannt . . . der Hanf stockt in seinem Wachsthum. . . . Kein Tropfen Wasser mehr seit mehr als drei Monat'. . . . Das kann kein gut' Ende nehmen! Und dabei wachsen die Abgaben. Der Zinsknecht war schon da. Auch der Steuererheber hat sich gestern gemeldet. Er wird seinen Sack füllen. Ja, ja, die Steuern gedeihen. Es ist ein

Digitized by Google

Vergnügen, zu sehen, wie sie wachsen, auch wenn auf den Aeckern und Wiesen nichts wächst.

So schnurrte er verdrießlich vor sich hin, ein Wort wie das andere, Alles gleichmäßig gemurmelt und in verdrießlicher Tonart. Dann legte sich der Großvater dazwischen. Er sprach sehr feierlich. Er erinnerte daran, daß man dann und dann — vor dreißig oder vierzig Jahren — der Herrschaft nur halb so viel zahlte wie heute, und daß erst von da ab die Salzconscription, die Taxe, der Kriegspfennig, der hundertste Pfennig u. s. w. aufgekommen sind. Er meinte, wenn es so fort gehe, würden bald die Leibeigenen es besser haben, als die freien Bauern im Dorf.

Die Kinder saßen in einer dunkeln Ecke und hörten das Alles mit offenen Augen und Ohren. Alle, bis auf die Allerkleinsten hinunter, fühlten, es sei ein Unglück, in dieser Welt zu leben. Die Frauen, an ihrer Arbeit, preßten die Lippen auf einander; und nur zuweilen wandte sich die Großmutter nach den Männern um, strich ihre dicken grauen Haare unter die riesige Haube zurück und bemerkte:

— Ja, ja, . . . das war damals . . . wie das groß' Wasser war. Das Heu wurde uns damals fortgeschwemmt, daß wir ihm hätten nachlaufen können bis tief hinunter in's Elsaß. Wir mußten unsere Kuh verkaufen und uns mit den zwei Geisen durchschlagen.

Oder sie sagte:

— Ah ja, das war dazumal, wie wir den schweren Winter hatten. Es war so kalt, daß Niemand in den Holzschlag gehen konnte. Kein Mensch verdiente was. Und doch kamen damals die neuen Steuern auf. Man sagte und dachte damals, das wär' nur auf kurze Zeit. Aber es dauert noch fort; und wer weiß, ob man's je wieder los wird.

Dann begann die gute Alte wieder zu nähen, und Vater Johann nahm seinen Faden wieder auf.

Simon Brühart sprach gar nichts. Er hörte nur und runzelte die Stirne, während er einen Holzschuh aushöhlte oder an einem Weidenkorb flocht. Das war nämlich so sein Werk für den Abend, und es verkaufte sich gut auf dem Zaberner Markte.

Schlag zehn Uhr, wenn man sich genug vorlamentirt hatte von den schlechten Zeiten, wenn Jeder müde war vom Simuliren und Parliren, vom Hören und Schwätzen, erhob sich zuerst langsam der Schwiegersohn Thibald, wobei er beide Hände auf die Knie stützte, und zu seiner Frau sagte:

— Jetzt komm, Aennchen. Gute Nacht, Ihr Andern allbeisammen. Ja, ja, so ist's. Wer weiß, wenn wir einmal Linderung kriegen. Ich will unserm Herrgott keine Vorwürfe machen, — aber es sieht beinahe so aus, als kümmerte er sich nicht mehr viel um die armen gepeinigten Menschen.

So schritt er zur Thüre hinaus, wobei er mit den langen Armen schlenkerte und beim Gähnen den Mund aufriß bis zu den Ohren. Die Frauen stellten die Spinnräder bei Seite, und Frau Aennchen trollte hinter dem Mann drein, indem sie „Gute Nacht“ rief.

Großvater Johann folgte ihnen bis auf die Schwelle, sah ihnen einen Augenblick nach, dann erhob er die Augen zum Himmel, der von Sternen glitzerte und sagte:

— Das ist Alles einerlei, der da droben sieht doch Alles, was hier vorgeht.

Die alte Schwester Theres, Frau Katharin und die Großmutter, stiegen nun die Treppe hinauf, die so steil war, wie eine Leiter. Sie halfen dabei dem schlaftrunkenen Kinder-Gezäppel vorwärts. Zuletzt kam der Großvater. Die Hand auf dem Geländer, sagt er noch:

— Muth, Ihr Kinder, Muth. Wir wollen wenigstens gut schlafen. Simon, hörst Du? es schlafen deren schon. Gute Nacht, mein Junge!

— Gute Nacht, Vater — antwortet der Holzhacker. Dann legt er den Bohrer, das Schnitzmesser und den Holzschuh in den Korb, bedeckt das Feuer mit einer Schicht Asche, schiebt den hölzernen Balken innen an der Hausthür vor und geht, der Allerletzte, endlich auch hinauf, den Kopf schwer voll von Gedanken.

* * *

Im Jahre 1750 war das älteste Mädchen, Marie-

Anne, vierzehn und der älteste Junge, Jacob, zwölf Jahre alt. Dann war noch ein kleines Mädchen hinzugekommen, das Frau Katharin' schenkte.

Mehrere schlechte Jahre waren auf einander gefolgt. Man mußte sich einschränken. Trotz der unausgesetztesten Arbeit fand Simon, wenn er nach Haus kam, bleiche und elende Gestalten. Die alten verräucherten Balken der Decke kamen ihm immer finsterer vor, der Großvater und die Großmutter immer schwächer, die Frau immer trübseliger und der Schwager immer langweiliger und verdrießlicher. Thibald wagte es schon zu sagen:

— Alle diese Kapuziner und Franziskaner, die da kommen und gehen mit ihren Glöckchen und mit ihren Eseln, alle diese Sammler von milden Gaben, alle diese Empfänger schwerer Steuern, all' dieses Lumpenpack, kommt mir vor wie eine Heerde von Ziegen, die Einem in einen jungen Schlag eingebrochen sind. Das Zeug frißt Alles . . . es nagt die Rinde vom Stamme ab . . . es verschlingt die Blätter und das junge Holz dazu, fast schneller, als es wächst. Da geht Alles zu Grunde. Bald muß man sein Land verkaufen, um die Steuern aufbringen zu können. So kann das nicht fortgehen.

Die Andern erwiderten nichts. Aber während Thibald sprach, begegneten sich die Augen von Simon und Vater Johann. Sie verstanden einander und Jeder dachte im Stillen:

— Nein, so kann's wirklich nicht fortgehen. Wir gehen zu Grund . . . da hilft Alles nichts . . . weder Arbeiten, noch Sparen, noch Beides. Die Lasten sind zu schwer. Sie steigern sich noch immer. Wir fallen zurück in die Knechtschaft. Die Kinder verdummen. Wenn sie doch wenigstens lesen und schreiben lernen könnten. Aber nein, wir müssen sie auf die Arbeit schicken. Die armen Würmer müssen schon selber im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen, im unreifen Alter. . . . Wie ist da zu helfen? . . .

An Auswandern dachte Niemand. Wenn ein Geschlecht über zweihundert Jahren vom Vater zum Sohn immer in demselben Hause gewohnt hat, wenn es nichts kennt, als sein Land, wenn es sonst von der Welt nichts weiß, so kann ihm der Gedanke gar nicht kommen, das Alles aufzugeben. Simon fuhr daher fort, wie ein Lastthier zu arbeiten in einer Art von dumpfer Empörung. Und es sollte nicht besser kommen. Im Gegentheil.

Eines Tages während der größten Hitze des Monats Juli, als der Himmel Sturm und Gewitter drohete und die ganze Familie draußen war, um noch schnell die Ernte einzubringen, hütete der alte Johann Brühart, der schon seine fünfundsiebenzig haben mochte, allein das Haus. Er saß gleicher Erde und träumte so vor sich hin, indem er hörte, wie die Uhr tickte, die Grille zirpte, der Bach rauschte und die Ochsen langsam das Thal entlang brüllten.

Und dazwischen lud man die Erntewagen; und der Zehnt-Erheber schrie:

— He! Heda! Ihr Bauern da drüben! Wartet, bis der Zehnt-Wagen kommt!

Der Großvater, der den Ruf hörte, brummte im Stillen.

— Der Spitzbube verlangt auch noch, daß die Leute auf ihn warten, bis es ihm gefällig ist, sie zu plündern.

Und dann legte er sich mit beiden Ellenbogen auf das Fensterbrett und betrachtete sich den Zehnt-Erheber, — wie er, einen mächtigen Wagen hinter sich, daher kam mit seiner langen Stange, sich überall die schönste Garbe herausspießte und sie dann auf den Wagen warf zu dem geistlichen Zehnten.

Der Großvater dachte darob an Dieses und Jenes; und dann setzte er sich wieder hin, um weiter zu träumen ...

So verstrich langsam die Zeit. Der Abend kam. Die Kinder kehrten aus dem Dorf zurück. Die Ernte-Wagen knirschten auf der steinigen und kothigen Dorfstraße; sie warfen ihre Schatten auf die kleinen Fenster der Hütten. Aber die Arbeiter kamen noch nicht. Vater Johann hatte sich endlich auf die Ofenbank zurückgezogen, als ein schleppender Schritt in der Stube ihn weckte. Er sah sich um. Es war Simon; er war in Hemdsärmeln, warf seinen Filzhut und sein Kamisol auf den Tisch und ging, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, mit finsterer Miene auf und ab.

— Bist Du's, Simon? fragte der Alte.

— Ja, mein Vater.

— Du kommst ja bei Zeit?

— Ja, ich eilte nach Hause.

Jetzt sah der Alte, wie blaß sein Sohn war. Er fragte:

— Was ist Dir denn passirt?

— Unser Lohn ist heruntergesetzt worden, sagte Simon mit klangloser Stimme. Der neue Forstmeister sagt: fünfzehn Sous ist zu viel. Er will nur noch zwölf bezahlen. Wer damit nicht zufrieden ist, der kann gehen. An Leibeigenen fehlt's ja nicht.

Er schwieg einen Augenblick. Dann fügte er hinzu

— So also ist es beschlossen. Von morgen ab verdiene ich nur noch zwölf Sous.

Der Alte blieb ein paar Minuten wie erstarrt.

— Und die Andern? fragte er dann mit zitternder Stimme, was denken die Andern davon?

— Die denken gar nichts, antwortete der Sohn.

— Hat denn Keiner was gesagt?

— Nein, die Herrschaft ist Meister; und wenn's ihr einfiele, statt zwölf nur acht Sous zu geben, so setzte sie's auch durch.

In diesem Augenblicke hörten sie bekannte Stimmen auf der Straße. Der Großvater erhob sich und raunte seinem Sohne zu:

— Vorläufig sag' nichts ... Deiner Frau nichts ...

Digitized by Google

Deiner Mutter nichts ... auch den Kindern nichts ... der Schlag wär' zu hart für sie ... man muß sich's überlegen ... man muß sehen, wie man auskommt ... Wir wollen zusehen, wenn's auch sehr hart ist ... Warten wir also, überlegen wir's, bis morgen!

Simon hatte sich wieder gesetzt; da kamen die Weiber von draußen an die Fenster.

— O weh, rief die Mutter Anna, (ihre große schwarze Haube war zerknittert und ihre langen braunen knochigen Arme erhob sie gen Himmel), — o weh, jetzt müssen wir Alle verhungern.

Frau Katharin, Marie-Anne und die kleine Luise schrieen mit. Der Großvater merkte, daß sie schon Alles wußten, und daß die Unglücksbotschaft schon im ganzen Thale bekannt war.

Dann kamen sie herein, Eins hinter dem Andern. Sie schmissen Sichel und Rechen in eine Ecke und setzten die großen Strohhüte ab. Sie waren All' in Verzweiflung.

— Jetzt ist's also aus, sagte Mutter Anna, — jetzt ist's aus und Alles verloren.

Dann erst sah sie ihren Mann und ihren Sohn wie erstarrt am Herde sitzen.

— Nun, und Ihr? sagte sie, — was sagt Ihr denn dazu? Gar nichts? Wie sollen wir uns denn mit unsern Kindern durchschlagen? Ist es denn erlaubt, daß der Forstmeister den armen Leuten das Brod von dem Munde

hinweg nimmt? Ist das nicht eine Versündigung wider unsern Herrgott?

Der alte Vater Johann hatte noch nie seine Frau in einem solchen Zustande gesehen. Aber was sollte er sagen? Während er sich noch darauf besann, kam der Schwiegersohn Thibald, den langen Rücken vornüber gekrümmt, die kleinen Augen funkelnd vor Wuth, — vor einer Wuth, die noch schlimmer war, als jene der Weiber. Auch er rief schon zum Fenster hinein:

— He? Wißt Ihr schon die kostbare Botschaft von unserem allergnädigsten Herrn? In Versailles hat er gelumpt und Schulden gemacht. Wir armen Teufel — nun, das versteht sich — müssen all' diese Schulden bezahlen. Zu dem Zwecke setzt er unsere Löhne herunter? Ist so eine Schuftigkeit schon erlebt worden? He,?

Damit kam er in's Haus. Aennchen, seine Frau, und die beiden Jungen, Claudi und Nicolas, kamen dahinter.

Die Verzweiflung kam von Neuem zum Ausbruch. Die Frauen weinten. Die armen Kinder begriffen nicht, was los war. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Ueberall hörte man denselben Nothschrei, die nämlichen Verwünschungen. Die Leute kamen truppweise die Ortsstraße herauf. Von Zeit zu Zeit standen sie still und riefen:

— Der Tagelohn im Wald ist nur noch zwölf Sous!

Holzhacker, Köhler und Flößer, — Alle ließen den Kopf hängen. Man hatte die Ernte völlig vergessen. Was will eine Ernte besagen? Der Hagelschlag zerstört doch nur eine Saat. Aber wenn der Lohn herabgesetzt wird, dann ist das für lange oder für immer, besonders wenn Einer alle Gewalt hat auf Erden, — die Gewalt über Alles.

Der alte Vater Johann saß zusammengekrümmt auf dem Schemel, die Kniee heraufgezogen und die Hände gefaltet über den Knien. Er sah stumm nieder zur Erde. Zuletzt, als die Andern nicht mehr laut weinen konnten, begannen sie leise zu schluchzen. Die Frauen nahmen die Kinder an sich und fragten:

— Was soll aus Euch Armen noch werden?

Da erhob der Großvater das gesenkte Haupt.

— Wozu all' das Geschrei? — sagte er — was Du verkündigst, Thibald, das wissen wir ja schon lange. Verspielt die Herrschaft ihr Geld, dann müssen wir dafür aufkommen. Wirft Der Hab und Gut zum Fenster hinaus, müssen wir es ersetzen. Legt er Lustschlösser und Plaisir-Gärten an, wie der König in Versailles, müssen wir es bezahlen. Traktirt er schlechte Weibsleute, bezahlen wir's auch. Wir, die armen Leute, müssen immer bezahlen. Das wissen wir ja schon lange. Aber was ist dagegen zu machen? Das ist die Frage. Sollen wir uns beim Forstmeister beschweren? Aber wer hört uns an? Wir sind gar Nichts. Unsere Stimme dringt nicht einmal bis zum

Digitized by Google

Forstmeister. Und dränge sie zu ihm, — was dann? Es hätte nur so viel Wirkung, daß er uns, zur Strafe für unsere Verwogenheit, die Arbeit ganz entzöge und uns zum Land hinausjagte ... Ist's nicht so?

Thibald fuhr fort mit langen wilden Schritten im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Er gab keine Antwort.

Der alte Vater Johann nahm seine Betrachtung wieder auf und sagte mit niedergeschlagener Stimme:

— Fortgehen und wo anders Arbeit suchen? ... Ja aber wo? Vielleicht drei oder vier Meilen von hier bei einer andern Herrschaft? Was würde das helfen? finden wir nicht überall dieselbe Belastung, dieselbe Rechtlosigkeit? Wird uns etwa der Graf Salm oder der Graf Dabo besser bezahlen? Im Gegentheil. Wenn unsere Lohnverkürzung ruchbar wird, so ist das nur die Losung, in den andern Grafschaften des Vogesen-Waldes dasselbe zu thun. Ist es nicht so?

Er schien auf eine Antwort zu warten, aber Niemand gab sie.

— Also, fuhr er fort, wenn man denn einmal der schwächere Theil ist, wenn man mit allen Klagen und Beschwerden an der Sache nichts ändert, was bleibt dann übrig? Man unterwirft sich. Wir müssen uns einschränken.

— Was? fragte Mutter Anna, worin sollen wir uns denn einschränken? Wo sollen wir denn sparen? Ist uns denn nicht jetzt schon Alles abgezwackt?

— Es kommt nicht darauf an, was ich will, sagt der Alte, ich will nicht, ich muß. Denn ich weiß kein anderes Mittel. Wer eins weiß, der sag's.

Er blickte den Schwiegersohn Thibald an. Aber auch Der ließ den Kopf hängen und schwieg. Er setzte sich und starrte zur Erde.

Die alte Schwester Theres setzte die Schüssel auf den Tisch. Auch im Nachbarhaus hörte man weinen.

— Kinder, sagte Vater Jacob traurig, nun setzt Euch und eßt. Geduld und Nachdenken, weiter bleibt uns vorerst nichts. Verzweifeln wir nicht. Unser Herrgott wird vielleicht doch noch uns helfen.

Er setzte sich zuerst. Die Andern folgten seinem Beispiel, und einen später Augenblick war der große Tisch rundum besetzt von blonden Köpfen und von nachdenklichen und betrübten alten Gesichtern. Von Zeit zu Zeit wandte von den Frauen noch Eine oder die Andere den Kopf zur Seite, um sich heimlich die Thränen aus den Augen zu wischen. Thibald und seine Frau saßen hinten auf der Ofenbank in dem Schatten. Sein Blick irrte im Leeren; er brütete mit aufeinander gekniffenen Lippen. Während dessen sah man in dem engen Lichtkreis der Lampe, welche neben der Schüssel auf dem großen Tische stand, kleine Hände emsig hin und her gehen. Sie gingen zu der Schüssel und von der Schüssel. Es waren die Kinder.

* * *

So standen die Dinge damals, in der vielgerühmten „guten alten Zeit." Die Herrschaft und der Priester hatten Alles. Das Volk hatte nichts, — nichts als die Hoffnung, Gott werde am Ende doch helfen.

Das Alles hat die große Revolution von 1789 geändert. Sie hat die mittelalterlichen Vorrechte zerstört; sie hat die bürgerliche Gleichheit begründet; sie hat den Bauern den Grund und Boden frei übergeben, den sie seit zwölf Jahrhunderten bebauten, aber nicht für sich, sondern für den Priester und für die Herrschaft.

Aber wie kommt es denn nun, daß Angesichts dieser Thatsachen die Bauern anders stimmen, als die Arbeiter in den Städten? Warum stimmen sie nicht für den Ausbau der „Menschenrechte," für die Republik und gegen die Monarchie? Sehnen sie sich vielleicht im Stillen zurück nach den Frohnden und Diensten, nach dem Zins und den Gülten, nach dem Zehnten, nach dem großen und dem kleinen Zehnten, nach dem Korn-, dem Fleisch- und Kartoffel-Zehnten, nach dem Rauchhuhn und dem Pfingstkäse, nach dem Laudemium und dem Canon, nach dem Sterbe-Gulden und dem Besthaupt, nach der „außerordentlichen Beihülfe für den König" und tausend anderen Lasten, welche vor Neunundachtzig ihren Vorfahren die Kehle zuschnürten?

Nein, gewiß nicht. Aber die armen unwissenden Leute kennen gar nicht die Geschichte unserer großen Revolution.

Sie haben nichts gelernt, als Katechismen und biblische Geschichten.

Da drückt uns der Schuh.

Das Volk unterrichten, ihm seine Geschichte, die Geschichte seiner Vorfahren erzählen, — das ist das Mittel, die Demokratie auf dem Fels der Nation zu begründen. Ohne das kein Heil!

Deshalb an das Werk, Ihr Männer alle, die Ihr guten Willens seid! Schreiben und sprechen wir für das Volk auf dem Lande; befleißigen wir uns eines Ausdrucks, welcher einfach und kräftig ist und deshalb packt und begriffen wird. Thun wir endlich unsere bausbackigen Redensarten ab, unsere Worte auf Stelzen, unsere academischen Finessen. In der That, ich sage Euch: Von allen Büchern, die in Frankreich gedruckt werden, giebt's kaum Eines, das der Bauer im Stande ist, zu verstehen. Man macht seine Studien, man schreibt für die Gewitzigten; und das Volk? Das läßt man im Zustande der Unwissenheit und dann wundert man sich auch noch, daß es stimmt für die Rollenspieler und Schwindler, die es betrügen.

Da liegt das Geheimniß, da liegt die Ursache all' unseres Unglücks seit siebenzig Jahren.

Nachwort von K. Braun.

So weit Erckmann-Chatrian.

Ich bitte, nun auch mir noch ein Wort zu gestatten. Es ist eine seltsame Art von Erzählung, dies „Aus der guten alten Zeit.“ Sie hat eine schöne Exposition. Sie wird dann fortgeführt bis auf die Spitze — bis auf die Spitze des Elends; und dann, wo die Lösung eintreten soll, da hört die Geschichte auf, und es wird statt des Schlusses der Erzählung eine „Moral“ angehängt, eine Nutzanwendung, welche auf das jetzige Frankreich berechnet und ohne Zweifel vortrefflich gemeint ist, welche aber zu der Schilderung des Elends einer deutschen Bauernfamilie in den Vogesen nicht paßt. Versuchen wir es, die französische Moral durch eine deutsche zu ersetzen und die historische Perspektive zu Ende zu führen.

Wir sehen hier Deutsche auf deutschem Boden unter einem deutschen Fürsten. Erckmann-Chatrian nennt zwar die Familie „Bruart“ und „Thibaut.“ Man darf sich

Digitized by Google

aber durch diesen französischen Umlaut nicht stören lassen; und deshalb hat der Uebersetzer auch nicht umhin gekonnt, die französischen Namen durch die deutschen Originale, durch die fränkisch-alemannischen Namen: „Brühart“ und „Thibald“ (oder Thewalt) zu ersetzen.

Der deutsche Kleinfürst also schindet Land und Leute, um das so gewonnene Geld in Versailles und Paris zu vergeuden. In diesem Verhältnisse liegt die Urquelle aller Mißverständnisse zwischen Franzosen und Deutschen. Ich kann in dieser Beziehung nur verweisen auf die neueste Abhandlung meines Freundes Julius Faucher (Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte Bd. XXXIII. Seite 117 u. ff.) — eines Mannes von französischer Abkunft, von deutscher Wissenschaft und von englischer Schule in Politik und Volkswirthschaft, eines Mannes von cosmopolitischem Scharfblick.

„Es ist vielleicht die rechte Zeit,“ sagt Doctor Faucher, „um an die wahren Urheber der Selbsterniedrigung des deutschen und der gleichzeitigen Selbstüberhebung des französischen Volkes, jetzt, wo Beiden gründlich ein Ende gemacht ist, zu erinnern. Die Urheber dieser merkwürdigen Erscheinung finden wir nicht unter den „cosmopolitischen Schwärmern,“ sondern unter einem Haufen hartgesottener und rücksichtsloser Egoisten in Deutschland. Es waren die deutschen Kleinfürsten des letzten Jahrhunderts in ihrer Mehrzahl, mit dem Troß ihrer Schmeichler und

Liebediener. Diesen Kleinfürsten, welche alle französischen Institutionen und Produkte auf das Höchlichste zu bewundern schienen, kam es in Wirklichkeit doch nur auf zwei an. Diese zwei waren erstens der Absolutismus und zweitens das Maitressenthum. Sprache, Literatur, Kunst, Mode und Geschmack nahm man mit in den Kauf, für den unanständigen Kern eine verschönernde Hülle, mit der man's nicht allzu ernst nahm. Die kleinen „Dorchläuchtings" gähnten bei den Alexandrinern, wie wir dabei gähnen, ließen den Frieden der in Leder gebundenen Philosophen auf den Regalen ihrer Bibliothek ungestört, wie wir noch heute bemerken können, wenn wir ihnen auf Bücherversteigerungen begegnen, wo sie pfundweise — das Pfund zu einem Groschen — ausgeboten zu werden pflegen; und sahen die Pariser Nippsachen auf dem Kaminsims nicht wieder an, nachdem sie bei der Auspackung von ihrer Umgebung gebührend bewundert worden waren.

Aber mit dieser bloßen Anstandszuthat zu den eigentlichen französischen Süßigkeiten, auf die es ihnen allein ankam, richteten sie gründlichen Schaden an — Schaden an der Kultur und am Frieden der Welt — an zwei Punkten, nämlich jeder von ihnen zuerst in seinem eigenen Lande und dann in Paris.

Des Fürsten Beispiel konnte nicht umhin, sein Volk anzustecken. Freilich, was es für ihn selbst an der fremdländischen Tafel zu naschen gab, das waren für seine Un-

terthanen saure Trauben, und es ward sogar auf ihre Kosten genascht. Aber die Zuthat fand ihren Weg aus dem Fürstenschloß in's Adels-, Gelehrten- und Bürgerhaus. Las der Fürst französisch und sprach er französisch, obgleich ein Mann aus uraltem deutschen Haus, so konnte es ja doch nur sein, weil deutsch, verglichen mit französisch, Barbarenthum war, und die französische Sprache und die Literatur zugleich das vornehmste und gebildetste auf Erden war. Man machte sich also eifrig daran, es ihm nachzuthun. So kam es, daß das deutsche Volk sowohl seine eigene Sprache und Literatur geringschätzig behandelte und dadurch wirklich in der Entwickelung zurückhielt, als es auch verhindert wurde, jede, selbst diejenige fremde Sprache und Literatur sich herauszusuchen, die ihm, neben den antiken Sprachen, für die Uebung und Bereicherung seines Geistes die besten Dienste zu leisten vermochte, und die gesundeste Nahrung versprach.

Ausschließlich durch die deutschen Fürsten ist es gekommen, daß in Deutschland Bedeutung gewann, was nachher durch die französische Revolution über den Haufen geworfen wurde, und daß eben deswegen auch die französische Revolution eine Bedeutung in Deutschland gewann, die sie nicht verdiente.

Der in Frankreich selbst durch den Franzosencultus Seitens der festländischen, vor allem der deutschen Höfe angerichtete Schaden summirt sich in dem Schlagwort der

„grande nation," welches jetzt den Spaß unserer Unteroffiziere bildet. Es ist älter als die Revolution. Friedrich der Zweite kannte es schon; schon Lessing schießt die Pfeile seines ernsten Spottes darauf ab. Merkwürdig ist, daß die Engländer des vorigen Jahrhunderts nie etwas davon gemerkt zu haben scheinen, ihnen ist das Volk jenseit des Kanals ein armes, unwissendes, schwächliches, geknechtetes Volk von fast rührender Bescheidenheit.*) Sterne, in seiner „empfindsamen Reise," geräth immer aus einer Rührung in die andere. Diesen Unterschied des Eindrucks kann nur verschiedenes Benehmen der Franzosen in England und in Deutschland erklären; die deutschen und die englischen Beobachter Frankreichs, die dort so verschiedenes sahen, brachten augenscheinlich verschieden gefärbte Brillen von zu Hause mit. In England werden die dorthin verschlagenen Franzosen stets das Schauspiel gewährt haben, das sie heute noch gewähren, und das ich wer weiß wie oft zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, nämlich das einer maßlosen Einschüchterung schon nach wenig Tagen, eines vollständigen Zusammenbruchs ihres nationalen, wie ihres persönlichen Selbstbewußtseins, der sich bis in die Körperhaltung und die Stimme hinein ausdrückt, so daß man statt des eben noch so kecken gallischen Hahnes plötz-

*) Hogarth malt sie immer, wie sie Frösche braten und mit Entzücken Eidechsen verzehren im Gegensatze zu John Bull, der sich bei gebratenem Ochsenfleisch und kräftigen Porter seines Daseins freut.


Google

lich einen melancholischen Waschlappen vor sich hat. Der Deutsche, umgekehrt, richtet sich in der elektrisirenden Frische des angelsächsischen Lebens in kurzer Zeit höher auf, als vorher, und stürzt sich mit einem selbstbewußten anch 'io sono pittore! in den mächtigen Strudel.

Die Franzosen, die im vorigen Jahrhundert nach Deutschland nicht verschlagen, sondern von den Fürsten eingeladen wurden und zuletzt massenweise auf Spekulation kamen, konnten den Kopf wohl hoch tragen, denn ihr nationales Selbstbewußtsein war ja von oben herab in den Augen der Unterthanen förmlich privilegirt. Als Lehrmeister kamen sie und wurden sie behandelt und ihr Selbstbewußtsein und ihr Benehmen setzten sich natürlich schnell damit in Einklang. Zur Erhöhung ihres nationalen Selbstgefühls mußte es noch besonders beitragen, daß sie in der Mehrzahl in ihrem Heimathlande die Profession gar nicht erlernt und betrieben hatten, in welcher die Deutschen zu ihnen als Lehrer aufblicken sollten. Das galt hauptsächlich von den Professionen niederer Art. Die französischen Tanzlehrer in Deutschland im vorigen Jahrhundert waren gar keine Tanzlehrer, die Köche keine Köche, die Kammerdiener keine Kammerdiener, die Gärtner keine Gärtner. Die Mehrzahl hatte sich als Kommissionäre für Alles in Paris und Versailles ernährt, gewöhnlich nachdem sie als Chorknaben der Kirche entlaufen waren. Durch die Fouriere der deutschen Höfe, die nur auf Pro-

vision und nicht auf Qualifikation sahen, kamen sie nach Deutschland. Die nationale Vorstellung bekam auf diese Weise Nahrung, daß ein Franzose Alles könne, jedenfalls, was er auch nicht gelernt habe, noch immer besser könne, als ein Deutscher dasjenige, was er gelernt habe. Jedenfalls konnte er sich hineinlügen, und damit kam er im damaligen Deutschland durch.

Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, daß die französische Revolution kein Land mehr, als Deutschland, in Mitleidenschaft zog, ja in sympathische Mitwirkung. Man hatte so lange mit Entzücken den Worten der Speichellecker und Höflinge der französischen Könige gelauscht, warum sollte man nicht auch einmal den Worten der Schmeichler und Schweifwedler des französischen Volkes lauschen. Vormals war der „grand monarche“ (offizieller Titel Ludwigs des Vierzehnten), jetzt war die „grande nation“ das goldene Kalb, um welches man tanzte. Die Phrasen waren dieselben geblieben; nur wandte man sie an in entgegengesetzter Richtung. Selbst die Edelsten und Einsichtsvollsten in Deutschland, wie Klopstock und Georg Forster, ließen sich täuschen und nahmen den Schein für die Wahrheit.

Auch hier bewahrte unsere germanische Schwester-Nation, die englische, einen unbefangenen Standpunkt. Ihr größter politischer Schriftsteller, Edmund Burke, erblickte in Dem, was zu Ende der Achtziger und zu An-

fang der Neunziger Jahre in Paris vorging, weniger eine radicale Reform, als einen Durchbruch aller socialen und staatlichen Ordnung durch jene staatsfeindliche und gestaltungsunfähige keltische Race, welche der englische Politiker unter dem Namen „Irländer" schon in seinem eigenen Lande gründlich kennen gelernt hatte, eine Auflehnung der Kelten wider die Romanen und Franken.

„Ich leugne nicht," sagt Burke, „daß neben einer unendlichen Reihe gewaltsamer und unvernünftiger Beschlüsse, auch einige recht gute Anordnungen (durch die französische Revolution) getroffen worden sind. Natürlich! Diejenigen, welche Alles zerstören, müssen auch das Schädliche mit zerstören. Die, welche Alles aufbauen, haben die Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie darunter auch etwas Wohlthätiges zu Tage fördern werden. Um zu rechtfertigen, daß sie die Gewalt usurpirt haben, um die Verbrechen zu entschuldigen, wodurch sie zur Gewalt gelangt sind, müßte man strenge genommen den Beweis führen, daß die Zerstörung jener schädlichen und die Beschaffung dieser wohlthätigen Einrichtungen auf irgend einem anderen Wege, als durch so eine furchtbare Revolution absolut nicht zu erreichen war. — Mag es aber damit beschaffen sein, wie es will," sagt Burke, „mein Hauptwunsch ist, daß meine englischen Landsleute, anstatt bei ihren Nachbarn jenseits des Canals, Modelle zur Verbesserung unserer britischen Konstitution zu suchen, viel-

mehr Jenen diese Verfassung als Muster zur Nachahmung aufstellen möchten. In ihr besitzen wir ein unschätzbares Kleinod. Wenn wir hier und da Ursachen zur Beschwerde haben, so liegt die Schuld an uns und nicht an der Verfassung. Der Konstitution haben wir die glückliche Lage zu verdanken, worin wir uns dermalen befinden. Aber wir verdanken es dem Ganzen der Konstitution, und nicht einem einzelnen Theile derselben. Wir verdanken es eben so gut Dem, was wir bei unseren Revisionen und Reformen stehen ließen, als Dem, was wir änderten, abstrichen oder zusetzten. Wir wollen daher nur dann zu Arzneien schreiten, wenn sich Krankheiten zeigen; und wenn wir ausbessern, wollen wir es im Style des Gebäudes thun. Reifliche Ueberlegung, Behutsamkeit aus Grundsatz (nicht aus Temperament) und eine stets wachsame Vorsicht, — das waren die Haupteigenschaften unserer Väter, welche sie niemals verließen, auch nicht bei ihren kühnsten und einschneidendsten Schritten. So laßt uns denn festhalten an dem dauerhaften und sicheren Boden unserer Konstitution, — allenfalls Bewunderer, aber niemals Gefährten bei den verzweifelten Flügen der tollkühnen Luftschiffer in Frankreich. In seiner jetzigen Verfassung kann Frankreich unmöglich bleiben. Das Ende der Unruhen, in welche es sich gestürzt hat, ist gar nicht abzusehen. Bevor es aber an dieses Ende gelangt, muß es noch einen langen, lan-

gen Marsch durch die Wüste zurücklegen. Es wird, wie Einer unserer Dichter sagt, „„durch zahllose Gestaltungen bisher unversuchter Existenz““ hindurchwandern müssen, um auf jeder Stufe dieser schier endlosen Wanderung in Feuer und Blut gereinigt und wieder geboren zu werden.“

So ungefähr schließen Burke's „Reflexions on the Revolution in France.“ Sie sind 1790 in London erschienen. Blicken wir heute zurück auf die Geschichte der letzten achtzig Jahre, so wird Jeder staunen, welche Prophetengabe Burke besessen.

In Deutschland hat man ihn damals, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, so weit man überhaupt Notiz von ihm genommen, gar nicht verstanden, oder wenigstens nach beiden Seiten hin mißverstanden. Die Schreier, welche sich an dem Schnaps der französischen Phrase berauscht und darüber die Fähigkeit zu denken, eingebüßt hatten, welche das ewige Nachbeten für „Charakterstärke“ und die platte Gedankenlosigkeit für „Consequenz“ erklären, behaupteten, der berühmte Ankläger des berüchtigten Warren Hastings habe die Fahne der Freiheit verlassen. Während dies auf der einen Seite geschah, wurde auf der andern Burke damals in Deutschland bewundert von Leuten, deren Bundesgenossenschaft er auf das Entschiedenste zurückgewiesen haben würde. Ich nenne vor Allem

Digitized by Google

Friedrich Gentz, welcher Burke's „reflexions" in's Deutsche übersetzte, (Berlin, Vieweg. 2 Bde. 1793). Herr Gentz und Genossen leiteten aus Burke's Worten ein System des Quietismus ab, kraft dessen man das Häßlichste beschönigen und das Schlechteste zur Konservirung empfehlen konnte. Während Burke sagte: „Ich verordne nur dann eine Arznei, wenn ich eine Krankheit sehe," — drehte Gentz die Sache herum und sagte: „Ich will keine Krankheit sehen, damit ich nicht nöthig habe, eine Arznei zu verordnen." Deshalb sah Gentz nicht, daß in Deutschland Preußen seine Stellung noch nicht errungen und Oesterreich sie bereits verloren hatte, dadurch, daß es, statt wie Preußen zum Reiche hinein, immer mehr zum Reiche hinaus wuchs, und daß das übrige Deutschland der Tummelplatz weltlicher und geistlicher Kleinfürsten, die voll Streitsucht, Hab- und Geldgier nur ihre kleinlichen Sonder-Interessen verfolgten, lakaienhafter Beamten und französischer Schwindler geworden und nothwendiger Weise der Kampfplatz und der Kampfpreis für das explodirende Frankreich werden mußte. Gentz übersah, daß Burke für die englische Verfassung sprach, daß das damalige Deutschland aber eine solche Verfassung nicht besaß, sondern in einem chaotischen Wirrwarr lebte, welcher seines Gleichen je nur in Polen gefunden. Frankreich, sowohl die Republik mit ihrer ungezügelten Kraft, als auch Napoleon der Erste, der diese Kraft zu zügeln verstand, haben Deutschland

unsägliches Leiden bereitet und hin und wieder auch einiges weniges Gute gebracht. Das Letztere hätten wir aber auch ohne die Franzosen gefunden. Denn in denjenigen Theilen Deutschlands, welche Napoleon weder direct noch indirect, durch seine Vettern, seine Marschälle oder „seine" Rheinbundsfürsten beherrschte, hat sich ebenfalls das Werk der wirthschaftlichen Emanzipation vollzogen, und zwar gründlicher, als dorten. Etwas, wie die preußische Städteordnung, haben die Rheinbundsstaaten niemals besessen. Noch weniger die Deutschen in Elsaß und Lothringen, so lange sie bei Frankreich verblieben.

Natürlich konnte der schnelle Erfolg des französischen Anpralls, das traurige Schauspiel, wie die Gallier nicht nur das alte morsche römische Reich, sondern halb Europa über den Haufen rannten, ihre Selbstüberhebung nur steigern. Der Glaube an das „prestige" und an die „préponderance légitime," der seit Louis XIV. schon sehr groß war, wuchs in das Unendliche. Nun kam freilich der Rückschlag von Dreizehn, allein er hatte keine nachhaltige und durchgreifende Wirkung, und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens hatten die Franzosen den Trost der Uebermacht ihrer Feinde. An sich ein schlechter Trost; denn ein Vernünftiger bindet nicht muthwilliger Weise mit der Uebermacht an, und treibt es nicht so, daß zuletzt Alle wider ihn Einen stehen. Allein da es in Fragen der

Völker-Psychologie nicht darauf ankommt, wie das Ding an und für sich beschaffen ist, sondern wie die betreffende Nation sich es vorstellt, so muß man es als eine Thatsache gelten lassen: Die Uebermacht der Feinde ist nun einmal für den Franzosen ein Trostgrund. Und während er in dem letzten Kriege meistens nur ein fictiver war, war er 1813 ein wirklicher. Fast ganz Europa stand damals wider Frankreich; und Europa beging den Fehler, demselben eine Dynastie aufzuzwingen, von welcher die Mehrzahl der Franzosen nichts wissen wollte, oder für die sie wenigstens keine rechten Sympathien hatte. In dieser Beziehung hat Deutschland 1871 klüger gehandelt, indem es sich jeder Einmischung in die inneren Fragen enthielt.

Zweitens aber sah Frankreich, daß die Erhebung Deutschlands keine Früchte im Innern trug. An die Stelle der französischen Fremdherrschaft war die des Fürsten Metternich zu Wien getreten. Metternich, eine linksrheinischer Lotharingischer Franke, war in der That ein wenig Fransquillon und hatte Napoleon dem Ersten, dem er im Glücke übermäßig flattirte und den er im Unglücke feige brüskirte, Mancherlei abgelernt und nicht immer Gutes. Er haßte, wie Napoleon, die „Ideologen," d. i. den deutschen Geist, und verfolgte ihn mittelst der „Bundes-Central-Untersuchungs-Commission," und wie er es sonst nur vermochte. Die preußische Regierung ließ sich von ihm dumm machen und zum Werkzeug jener „Demagogenfängerei" ge-

brauchen, welche die Gefängnisse mit harmlosen Menschen anfüllte. Viele derselben flohen nach Frankreich und galten dort als lebendige Beispiele der „Tyrannei“ und der „Barbarei,“ welche in dem „feudalen“ Deutschland wieder obenauf gekommen sei, „seitdem es nicht mehr regiert werde von dem an der Spitze der Civilisation marschirenden Frankreich.“ Man kann es den Franzosen, wenn man ehrlich sein will, kaum verdenken, daß sie damals schlecht von uns dachten. Wir gaben ihnen allzuviel Anlaß dazu.

Die deutschen Regierungen verstanden es vortrefflich, das Volk zu erbittern und all' seine Hoffnungen illusorisch zu machen. Der 1815 gegründete „Deutsche Bund“ war eine verschlechterte Copie des Rheinbunds. Die Stelle des bisherigen französischen Protectors nahm die habsburgische Bundespräsidialgesandtschaft ein. Die Kleinstaaten steiften sich wieder immer mehr auf ihre Souveränetät rheinbündlerischen Ursprungs. Sie sperrten sich immer mehr gegen einander ab, nicht nur politisch, sondern auch gesellschaftlich und wirthschaftlich. Das Einzige, was sie noch gemeinschaftlich hatten, war die „Demagogen“-Hetze und die Bundespolizei. Der preußische Minister Manteuffel, der zu jener Zeit, als Preußen wieder einmal die sibyllinischen Bücher zu einem billigen Preise angeboten waren, — zu einem weit billigeren, als 1866 und 1870, — also Manteuffel, der den Kauf jener Bücher ablehnte und sich in schwarzgelben Polizei-Velleitäten erging, nannte

damals den alten Bundestag eine vortreffliche Löschanstalt. Recht schön Das, wenn damals nur noch irgend ein Feuer gebrannt, und nicht Allewelt in Deutschland, auch ohne den kalten Strahl der Feuer-Spritze, ohnedies schon mehr als Ueberfluß an Kälte und Nässe gehabt hätte. Die Franzosen sahen dieses deutsche Elend und moquirten sich darüber. Sie kamen an den Rhein und hielten ihn für französisch gesinnt; denn sie fanden überall französische Schilder an den Wirths- und Geschäftshäusern und französisch redende Kellner. Wenn sie von Frankfurt am Main nach „Hombourg-ès-monts" fuhren — und sie liebten diese Tour, — dann passirten sie vier bis fünf verschiedene deutsche „Vaterländer." Wenn sie fragten: „Warum ist hier keine Eisenbahn?" — dann lautete die Antwort: „Die hohen Regierungen von Nassau, Frankfurt, Hessen-Darmstadt, Kurhessen und Hessen-Homburg können darüber nicht einig werden." Sie fragten dann: „Wer ist Hessen-Darmstadt?" und die Antwort lautete: derjenige Staat, welcher zuerst Napoleon III. zum zweiten Dezember gratulirte. Können wir es ihnen übel nehmen, wenn Minister, wie Freiherr Reinhard Friedrich von Dalwigk zu Darmstadt und benachbarte Herrschaften, nicht dazu beitrugen, ihren Respect vor Deutschland zu erhöhen.

Dazu kam, daß die deutschen Regierungen seit 1819 überall die Rede-, Preß- und Vereins-Freiheit mit der Wurzel ausrissen und das deutsche Volk seiner eigenen

geistigen Nahrung beraubten. Der Mensch ist aber nun einmal, wie schon der alte Aristoteles richtig sagt, ein ζῶον πολιτικὸν, ein politisches Wesen; und da der deutsche Mensch auf seinem heimischen Boden keine politische Schnabelweide fand, so bezog er sie aus dem Ausland. Und zwar nicht aus England (denn um die dortige Politik zu verstehen, muß man vorher schon etwas Tüchtiges lernen), sondern aus Frankreich; denn hier bedurfte es nur eines empfänglichen Ohrs für das Phrasengeklingel. Wir, die wir anfangen, grau zu werden, brauchen uns nur zu erinnern. Womit wurde denn in der Zeit von 1820 bis 1848 die deutsche Jugend gefüttert? Mit dem Abhub der französischen Tafel. Wir verschlangen namentlich die französischen Zeitungen. Wir Deutschen wußten die geringsten Einzelheiten einer jeden französischen Mordgeschichte, z. B. des Attentates von Fieschi. Wir wußten ganz genau, wie der Attentäter selbst und wie seine einäugige Zuhälterin aussah; und unsere Drehorgeln und Leiermänner verbreiteten das schöne deutsche Lied von „Fischi's" Moritat, worin es hieß:

„Da kam ein Knäblein schlank und fein,
Das bracht' ein uniformirtes Bein.
Das war dem Mortier sein Fuß,
Der kriegte keinen schlechten Schuß.
Den Magen fand man in der Seine
Und in den Tuilerien die Beine.
Und auch ein Deutscher, Namens Haase,
Verlor dabei die ganze Nase.
O Fischi, großer Bösewicht,
Was that Dir Haase's Angesicht?" —

Digitized by Google

Nicht nur mit französischen Mordthaten wurden wir gefüttert, sondern auch mit wortreichen und thaten- und gedankenarmen Kammer-Reden und hirnverbrannten Theorien. Wir gewannen ihnen Geschmack ab, blos weil die verbotene Frucht reizt. So begünstigten denn die Regierungen auch, ohne es zu wollen, den Import des Kommunismus.

Wer von uns kann behaupten, daß er nicht in seiner Jugend einmal, und wäre es auch nur kurze Zeit gewesen, für eins der verrückten socialistischen Systeme geschwärmt, welche aus Frankreich zu uns herüber kamen? Sei es es für Saint-Simon, oder für Louis Blanc, oder für Fourier, oder gar für den „Vater Enfantin," den abgeschmacktesten aller Hanswurste? Der närrische Schneider Weitling und der geistreiche Karl Marx sind Produkte dieser Regierungspolitik.

Und deutsche Schriftsteller begaben sich, theils freiwillig, theils auf der Flucht, nach Paris, um dort das goldene Kalb der „grande nation" anzubeten, den Schmutz der Lutetia zu glorifiziren und ihr eigenes deutsches Vaterland zu verlästern. Sie bemühten sich, möglichst zierlich Französisch zu lernen, und schrieben in französische Blätter und in französischen Worten: „Die deutsche Nation ist ein Volk von Knechten, von niederträchtigen Knechten," oder „Die Deutschen sind Bedientenseelen." Man lese nur Ludwig Börne's Briefe aus Paris; und Börne war noch der Beste darunter.

Digitized by Google

Was sie dagegen zum Lobe von Paris und der Franzosen ausheckten, erreichte beinahe den höchsten Grad von Victor Hugo'schem Gallimathias neuester Mache. Natürlich glaubte man in Paris Alles auf's Wort, was diese biederen „Opfer des Exils," diese „Märtyrer für Freiheit" den Franzosen Gutes und Deutschland Schlechtes nachsagten. Diese deutschen Schriftsteller ersparten nicht nur den Franzosen die Mühe des Schreibens, indem sie selber Alles Das schrieben, was jenen in den Kram paßte, sondern sie gaben auch ihre Namen dazu her, um als „classische Zeugen" zu dienen für die Glorie der Franzosen und die dem Deutschen gebührende Verachtung.

Vor Allem gemeinschädlich war eine gewisse Sorte süddeutscher Publizisten, unter welchen Herr Moriz von Mohl bei Weitem der geistreichste und unterrichtetste ist, (und sobald man das gesagt hat, ist jedes Wort über die Andern überflüssig). Diesen Publizisten war selbst das zerrissene Deutschland noch viel zu einig. Sie behaupteten, nur in Südwestdeutschland sitze der ächte und wahre, gerechte und vollkommene, rein erhaltene Ur- und Kern-Stamm der Deutschen, Alles, was jenseits der Elbe wohne, namentlich aber die Bevölkerung Preußens sei slavisch, wendisch, moskowitisch, asiatisch. Dieser Ton ist zum ersten Male angeschlagen in dem berüchtigten „Manuscript aus Süddeutschland" (1819), das von dem König Wilhelm von Württemberg verfaßt oder wenigstens inspirirt

war. Einige seiner getreuen Unterthanen haben dies löbliche Geschäft der Halbirung Deutschlands nach Kräften fortgesetzt; und es ist nicht ihre Schuld, wenn es schliesslich mißrathen.

Wir wollen hier nicht länger bei ihnen verweilen. Sie verdienen es in der That nicht. Namentlich jetzt, nachdem sie unschädlich geworden. Ich will nur an zwei Beispielen aus neuester Zeit nachweisen, welches Echo diese deutschen Stimmen in Frankreich finden. In dem am 15. Februar 1871 ausgegebenen Hefte der „Revue des deux mondes“ finden wir eine Abhandlung von dem französischen Akademiker A. de Quatrefages, betitelt: „Zur Naturgeschichte des Menschen. — Die Preußische Race.“ Der Aufsatz muß viel Beifall gefunden, und der gelehrte Herr Verfasser sich viel damit gewußt haben; denn er hat ihn auch als ein besonderes Buch herausgegeben, und dies Büchlein ist daran, eine Auflage nach der andern zu erleben. Es ist natürlich, daß der Verfasser der „preußischen Race“ alles Schlechte nachsagt, — so viel, daß man es in der That für das größte Wunder, das Gott je verrichtet, halten muß, daß so niedrige Geschöpfe die Zierde der Schöpfung, nämlich die keltische Race in Frankreich, besiegten. Dann aber deduzirt Her Quatrefages, unter Berufung auf einige deutsch-französische Scribenten, die Preußen seien ein finnisch-slavisches Mischvolk, das keinen Tropfen deutschen Bluts in den Adern habe; auch ihre Wissenschaft, die man ihnen allerdings nicht ganz absprechen könne, hätten sie

von den Franzosen bezogen, das beweise schon der Name von Savigny." (Beiläufig bemerkt, sind die Savigny's Lothringer und ihr ursprünglicher Name ist: Savenich). Herr Quatrefages erhebt sich fine finali zu folgender Schluß-Cadence:

„So scheidet sich also, wie aus dem Vorausgegangenen folgt, das slavisch-finnische Preußen auf das Schärfste ethnographisch von jenen verschiedenen deutschen Völkerschaften, welche es gegenwärtig befehligt unter dem falschen Vorwande einer gemeinschaftlichen Abstammung. Der Herzschlag dieser deutschen Völker ist ein ganz anderer, als der der finnischen Preußen. Jene, d. i. das wahre Deutschland, wird, wenn ihm eines Tages die Augen aufgehen, es einsehen lernen, daß diese meine Behauptung, welche man jetzt vielleicht für den Racheschrei des Besiegten hält, die reine Wahrheit ist. Aber dann wird es zu spät sein. Dieses wahre Deutschland muß dann büßen für den Fehlgriff, den es beging, als es seine Zukunft auf der trügerischen Grundlage eines anthropologischen Irrthums aufbaute."

— Oh, Du gute französische Cassandra, wie dankbar sind wir Deutsche Dir für Dein ethnographisch-anthropologisches Wohlwollen! Wir deutschen Dickköpfe („têtes carrées allemandes") tappen ja in lauter Irrthümern herum. Wir glaubten bisher u. A., die Franzosen verständen nichts von Ethnographie, Hydrographie, Orographie und

Geographie, und sie hätten dies in dem letzten Kriege zur Genüge bewiesen. Aber weit gefehlt. Herr Quatrefages, Einer der unsterblichen Vierzig, „auf welche die Welt sieht,“ dreht den Spieß herum und beweist uns, daß wir in unserer bedauerlichen Unwissenheit in Betreff unseres eigenen Ursprungs, in Betreff der Lande und Leute von Deutschland, in den größten Irrthümern versiren.

Was kann auch klarer sein? Er fragt:

— Hat nicht jenes lettisch-slavische Völkchen, welches zwischen den Ausflüssen des Niemen und der Weichsel vor Alters gesessen, Preußen (oder Pruz oder Pruszak) geheißen?

Antwort: — Ja!

— Also sind die Preußen Letten und Slaven?

— Diese, ja.

— Aber die fünfundzwanzig Millionen Menschen, welche heute Euer Königreich bewohnen, heißen doch auch Preußen?

— Ja; sie heißen so.

— Folglich sind die fünfundzwanzig Millionen, welche Preußen heißen, auch Letten, Finnen und Slaven? Quod erat demonstrandum!

Wir Deutsche sind höfliche Leute, Herr Quatrefages, und deshalb bitte ich Sie, mir ein kleines Gegengeschenk zu erlauben. Geschenke erhalten die Freundschaft. Ich frage Sie also:

— Waren nicht die alten Franken Deutsche? Führt Ihr nicht von ihnen den Namen „Français?“ Ist Euer „drapeau blanc“ nicht entsprungen aus dem ursprünglichen weißen Schilde, den die rheinischen Franken führten? Ist nicht Euer „fleur de Lys“ nur eine verkürzte bildliche Darstellung der Waffe der deutschen Franken, welche sie Framea oder Franzika nannten? Seid Ihr Franzosen also nicht Franken, und seid Ihr also nicht, da ja die Franken Deutsche sind, auch Deutsche? —

Vielleicht wäre an dieser Deduction, wenigstens für die vornehmeren Klassen in Frankreich, mehr Wahres, als an Ihrer finnischen Erfindung, Herr de Quatrefages. Doch beruhigen Sie sich, mein Herr, ich bin weit entfernt, Ihnen Ihr keltisches Blut zu bestreiten. Sie könnten sogar ein Irländer sein.

Nun das zweite Beispiel. Es ist Niemand Geringeres, der es uns giebt, als George Sand. Während des Krieges hat sie verschiedene Bruchstücke einer Art von Tagebuch herausgegeben, worin sich einige richtige Beobachtungen und viele unklare Deklamationen fanden. Später sind die Bruchstücke vereinigt in Buchform erschienen unter dem Titel: „Journal d'un voyageur pendant la guerre.“ (Paris, M. Levy frères 1871). Es scheint, die berühmte Verfasserin hat nachträglich noch etwas Gewürz darauf gestreut. Wenigstens strotzt das Buch jetzt von toller Bosheit, welche bei einer Dame, und nament-

lich bei einer sonst so „vorurtheilsfreien" Dame auffällt und fast sogar an des deutschen Dichters Ausspruch: „Weiber werden zu Hyänen" erinnert, oder an Virgil's „Notumque furens quid foemina possit," (Aeneid. V. 6).

Natürlich glaubt George Sand auch an den „Mythus von der Pendule," welcher nun einmal Besitz ergriffen hat von allen französischen Köpfen, auch von den klügsten. Sie sieht in ihrer dichterischen Phantasie die ganze deutsche Armee vor sich, eine Million Mann stark; Alle mit Pendulen, und zwar Jeder mit sechsen; drei Stutzuhren vorn auf der Brust, drei Standuhren hinten auf dem Rücken, macht sechs Millionen Uhren.

Wir „Barbaren" können zweierlei Dinge nicht begreifen. Erstens: Wohin sind diese sechs Millionen Pendules gekommen? Wir haben in Deutschland keine gesehen. Zweitens: Wie konnten die Leute, wenn sie so beladen waren mit Pendulen, daneben noch das Gewehr und den Tornister tragen und den Mantel, welcher gerollt ist? Wie konnten sie daneben noch marschiren, hauen, stechen und schießen? Und das Alles haben sie doch ohne Zweifel verrichtet.

Doch mit solchen Fragen darf man natürlich eine Dichterin nicht derangiren. Sie läßt sich vielmehr von ihrer Phantasie weiter fortreißen.

„Der Deutsche ist sehr positiver Natur. Er verliert seinen Bruder. Er verliert seinen Sohn. Aber er erhält

dafür eine Pendule. Das ist hinreichender Trost!" So schreibt sie wörtlich.

Auf diese bodenlose Gemeinheit eines alten emanzipirten Stücks Fleisch läßt sich dann freilich nichts sagen, als: „Vid. Virgil. Aeneid. Libr. V. vers. 6.!"

Dann hört sie im Geiste eine Stimme, welche entschuldigend sagt:

— „So sind ja nur die Preußen; die andern, die wahren Deutschen sind brav!"

Es ist das natürlich ein Werk ihrer eigenen, gereizten und überreizten Einbildung, eine Reminiscenz an alte schlechte französisch-rheinbündlerische Zeiten, die in Deutschland selbst glücklicher Weise lange vorbei sind. Das deutsche Heer bildet jetzt eine untheilbare Einheit und ein Armee-Corps hat mit dem andern in Tapferkeit, Disciplin und wechselseitiger Anerkennung gewetteifert, statt sich unter einander zu verlästern. Eine deutsche Stimme ist es also nicht, die Jenes gesprochen.

Aber George Sand hört nun einmal jene Stimme und giebt darauf folgende Antwort:

— Man sagt, daß nicht alle schlecht oder habsüchtig, die wirklichen Deutschen es sogar durchaus nicht sind, und daß letztere beanspruchen, nicht mit den Preußen, lauter Dieben, verwechselt zu werden. Ihr protestirt umsonst, Ihr lieben Leute; Ihr vergeßt, daß es kein Deutschland mehr giebt, daß Ihr Preußen seid, solidarisch für alle ihre

Erpressungen verantwortlich, da Ihr den Nutzen davon ziehen werdet, und daß Ihr in diesem Kriege für uns nicht Badenser, Baiern, Würtemberger seid, sondern für immer, in den Verdammungsurtheilen der Gegenwart und in der Legende der Zukunft, Preußen, von Rechtswegen Unterthanen des Königs von Preußen! Ihr werdet Euren Namen nicht wieder erhalten; fort! es ist um Eure Nationalität geschehen, wie um Eure Ehre. Die Züchtigung beginnt! —

So George Sand! Welche rührende Uebereinstimmung mit Monsieur de Quatrefages! Aber seien wir gerecht. Vergessen wir nicht, daß dies nichts ist, als ein verspätetes Echo ehemaliger Stimmen aus Deutschland. Auch Cherbuliez in seinem bekannten Buche über „Deutschland und Preußen nach dem Kriege von 1866" war von deutschen Welfen, Klerikalen und Radikalen gefüttert und der Stuttgarter „Beobachter" übersetzte das Alles mit freudig zustimmendem Enthusiasmus. Und wenn es eine Entschuldigung giebt für so traurige Verirrungen des französischen Charakters und Geistes, so sind es die oben erwähnten deutschen Publizisten, welche die Einheit des deutschen Volks bestritten, die Preußen für Slaven ausgaben und das Dogma von der würtembergischen, bayerischen und der lippe-bückeburgischen Nation aufstellten.

So sind denn die Franzosen seit dem 17. Jahrhundert erzogen in dem Lehrsatz: „Für uns den Sieg, für

Deutschland die Niederlage. Für uns die Einheit, für Deutschland die Zerrissenheit. Für uns die Herrschaft, für Euch die Knechtschaft. Für uns das Genie und die Initiative, für Euch die Pflicht der Bewunderung und sclavischen Nachahmung. Wir Herr in Euern Angelegenheiten, Ihr nicht in unseren. Wir an der Spitze, Ihr an dem Schwanz der Civilisation. Das ist der Wille der Vorsehung. C'est notre préponderance légitime!" Darin sind sie Alle einig; Napoleon und Rochefort; Palikao und Ollivier; Bazaine und Gambetta. Die freigeistige George Sand und der fromme Joseph de Maistre (Briefe tom. I. pag. 97), welcher letztere behauptet:

— „Frankreich hat zwei Arme, womit es die ganze Welt bewegt, nämlich seine universelle Sprache und seinen religiösen Bekehrungsgeist. Letzterer bildet einen Grundzug seines Charakters. Dank diesen beiden Gewalten übt es eine wirkliche obrigkeitliche Macht aus über alle andern Nationen." —

Seltsame Gegensätze! Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wandte Frankreich die extremsten Mittel an, um bei sich die Glaubens- und Staats-Einheit zu stabilisiren; und in demselben Augenblick, wo es für sich erklärte, dies sei der einzige Weg des Heils, belehrte es uns Deutsche, es könne für uns nichts Besseres geben, als „die gemeine deutsche Libertät," d. i. die Zerstückelung

und die Kleinstaaterei, und den Religionskrieg. Frankreich, der providentielle Inhaber des „Bekehrungsgeistes," der König von Frankreich, der „älteste Sohn der Kirche," Seine „allerkatholischste Majestät," derselbe Mensch, der in Frankreich wider die Protestanten mit Dragonaden, Feuer und Schwert wüthete, kämpfte in Deutschland für den Protestantismus, weil er in ihm ein Mittel zur Schwächung des deutschen Reiches zu finden glaubte. Letzteres beruht auf denselben politischen Grundsätzen, aus welchen A. Thiers, der „alte Voltairianer," heut zu Tage für Papst und Unfehlbarkeit in's Geschirr geht.

Herr Quatrefages und Madame Sand predigen uns das Glück, daß wir aus dreißig verschiedenen Völkerschaften bestehen; und in demselben Augenblick spottet ein anderer Franzose: „Die Deutschen sitzen in ihren Kleinstaaten, wie die Menagerie-Thiere in ihren Käfigen; zu einander kommen können sie nicht, sie sehen sich nur durch die eisernen Gitter."

Bei der Kapitulation von Sedan appellirte der französische General von Wimpffen an die deutsche Großmuth. Deutschland, meinte er, werde klug daran thun, seine Forderungen nicht zu hoch zu spannen, sondern möge vielmehr Frankreich durch Großherzigkeit zu ewiger Dankbarkeit verpflichten.

Nach dem Berichte des Generals Ducrot soll Fürst Bismarck darauf geantwortet haben:

Digitized by Google

„Man muß im Allgemeinen sehr wenig an die Dankbarkeit glauben, und am allerwenigsten an die Dankbarkeit eines Volkes. Man kann zur Noth an die Dankbarkeit eines Souveräns und seiner Familie glauben, man kann ihr sogar unter gewissen Umständen vollkommenes Vertrauen schenken; aber, ich wiederhole es, von der Dankbarkeit einer Nation ist nichts zu erwarten. Wenn das französische Volk ein Volk wie ein anderes wäre, wenn es dauerhafte Einrichtungen hätte; wenn es, wie das unsrige, Verehrung und Achtung vor seiner Regierungsform und einen Souverän hätte, welcher fest auf seinem Throne säße, so könnten wir an die Dankbarkeit des Kaisers und seines Sohnes glauben und auf diese Dankbarkeit Werth legen; aber in Frankreich sind seit achtzig Jahren die Regierungsformen so wenig dauerhaft gewesen, sie haben mit einer so seltsamen Raschheit gewechselt, daß es von Seiten einer benachbarten Nation Wahnsinn sein würde, Hoffnungen auf die Freundschaft eines französischen Souveräns zu bauen. Ueberhaupt wäre es Tollheit, sich einzubilden, daß Frankreich uns unsere Erfolge verzeihen könnte. Sie sind ein über die Maßen eifersüchtiges, reizbares und hochmüthiges Volk. Seit zwei Jahrhunderten hat Frankreich dreißig Mal Deutschland den Krieg erklärt, und diesmal habt Ihr ihn, wie immer, aus Eifersucht erklärt, weil Ihr uns unseren Sieg von Sadowa nicht verzeihen konntet, obgleich dieser Sieg Euch und Eurem Ruhme keinen Ein-

trag gethan hatte. Aber es scheint, daß der Sieg eine Euch allein vorbehaltene Apanage, daß er ein Monopol für Euch ist. Ihr konntet uns Sadowa nicht verzeihen, und Ihr würdet uns Sedan verzeihen? Nimmermehr! Wenn wir jetzt den Frieden schlössen, in fünf Jahren, in zehn Jahren, sobald Ihr es vermöchtet, würdet Ihr den Krieg wieder anfangen. Das ist die Dankbarkeit, die wir von der französischen Nation zu erwarten hätten. Wir sind im Gegensatz zu Euch eine ehrliche und friedliche Nation, welche nur im Frieden zu leben wünschte, wenn Ihr uns nicht fortwährend reiztet. Heute ist es genug. Frankreich muß für seinen eroberungslustigen und ehrgeizigen Charakter gezüchtigt werden; wir wollen ausruhen, wir wollen die Zukunft unserer Kinder sichern, und dazu ist es nöthig, daß wir zwischen Frankreich und uns ein Glacis, ein Territorium, Festungen und Grenzen haben, die uns für immer gegen einen Angriff schützen."

Ob Fürst Bismarck sich so geäußert hat, mag dahin gestellt bleiben. Hat er es gethan, dann hatte er Recht. Es wird noch einige Zeit dauern, bis die Franzosen die Lage der Dinge begreifen. Uns, den Deutschen, aber liegt die Pflicht ob, nichts zu thun, was im Stande wäre, ihnen die Lösung dieser Aufgabe zu erschweren.

* * *

Wir haben gesehen, die deutsche Vergangenheit und selbst einige unpatriotische Auswüchse der Gegenwart haben

Digitized by Google

den Franzosen nur allzu viel Veranlassung zu ihrer Selbstüberschätzung gegeben. Dazu kommt aber noch ein großes Maß eigenen Verschuldens.

Mit Ausnahme der offiziellen Berichte des letzten französischen Militärbevollmächtigten am deutschen Hofe, des Baron Stoffel, der, wie schon sein Name zeigt, deutscher, d. h. allemannischer Abkunft ist, — dieselben sind kürzlich unter dem Titel: „Rapports militairs" gesammelt in einem stattlichen Bande erschienen — giebt es kein französisches Buch, welches sich eingehend mit Deutschland beschäftigt. Und dieses eine Buch hat erst nach dem Krieg das Licht der Oeffentlichkeit erblickt. Vor dem Kriege schenkte man diesem Berichte an maßgebender Stelle in Frankreich keine Beachtung.

Wir Deutsche haben vielleicht auf das Studium der französischen Zustände zu viel Zeit und Mühe verwandt. Die Franzosen umgekehrt auf die unsrigen zu wenig. So kam es, daß sie (die Franzosen) nichts erfuhren von jener merkwürdigen Umgestaltung, welche sich bei uns geräuschlos unter der Oberfläche vollzog und die vielleicht, beispiellos in der Geschichte dasteht. Sie merkten nicht wie sich allmälig die geistige, die politische, die militärische und die finanzielle Kraft deutscherseits in Preußen konzentrirte; wie sich der Zollverein bildete und entwickelte und zu einem unlösbaren Band wurde, das eine größere Kraft hatte, als das alte römische Reich, der rheinische

Bund und der deutsche Bund; wie Alles das, was in Frankfurt am Main und im Bundestag spielte, eine reine Spiegelfechterei war, durch welche sich nur Ununterrichtete täuschen ließen; wie dort das Stimmenverhältniß in umgekehrter Relation stand zum Machtverhältnisse; wie seit 1858 die Augen Deutschlands nicht mehr nach Frankfurt am Main, und noch weniger nach Wien, sondern nur nach Berlin gerichtet waren; wie der Zollverein immer stärker wurde, je öfter die habsburgischen und mittelstaatlichen Versuche, denselben zu sprengen, mißlangen; wie er auf dem Wege eines unwiderstehlichen, aber doch in der Form so zarten Zwanges die Einzelstaaten veranlaßte, ihre Institutionen in Uebereinstimmung zu setzen; wie er nicht nur den Waaren freie Circulation in Deutschland verschaffte, sondern auch die Menschen zusammenbrachte, worin ihn die verbesserten Communicationsmittel und die neuen Verkehrsstraßen kräftig unterstützten; wie zwar auf dem Papier die bunte Landkarte bestehen blieb, aber in Wirklichkeit die hemmende Kraft der innern Grenzen immer mehr abnahm; wie Deutschland schon lange aufgehört hatte, eine Menagerie zu sein, vielmehr die Kasten längst geöffnet waren, und in denselben nur einige wirkliche Bestien aus reiner Liebhaberei zurückblieben, die Uebrigen aber längst draußen im Sonnenschein unserer modernen Kultur wandelten und mit einander umgingen, Menschen mit Menschen,

Landsleute mit Landsleuten, zusammen eine einzige und untheilbare deutsche Nation.

Das Alles erfuhren die armen Franzosen nicht, welche immer nur sich selbst und niemals die Andern betrachten und deshalb von dem Auslande nichts wußten, nicht einmal von ihren nächsten Nachbarn. Deswegen kamen ihnen die Dinge von 1866 und 1870, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Sie glaubten, die Ereignisse von 1866 beständen in einer einzigen Schlacht, und diese Schlacht und ihr siegreicher Ausgang sei das Werk eines „listigen Ueberfalls“ oder jener „préparations ombrageuses,“ von welchen damals die französischen Zeitungen schrieben.

Ja, diese geheimen Vorbereitungen — „geheim,“ weil die Franzosen nichts davon merkten — bestanden allerdings in ausgedehntestem Umfang. Aber sie datirten nicht von 1865, sondern aus den Zeiten des großen Kurfürsten und der Schlacht von Fehrbellin. Sie hatten ihre intensive Kraft gewonnen seit den Befreiungskriegen und der Stiftung des Zollvereins; und deshalb war es so komisch, wenn die Franzosen „revanche“ verlangten für Etwas, das das Werk von Jahrhunderten oder wenigstens von Jahrzehnten war, und das sie doch am Ende nichts anging. Ebenso hätten sie sich an uns rächen können wegen Erfindung der Buchdruckerkunst, oder wegen Hervorbringung eines Mannes, wie Immanuel Kant, der uns den kategorischen Imperativus gelehrt hat.

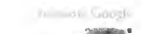
Digitized by Google

Kommen wir noch einmal kurz zurück zu dem Aufruf von Erckmann-Chatrian.

Dort sollen die deutschen Bauern in den Vogesen zu Partisanen der französischen Revolution von Neunundachtzig und der französischen „Menschenrechte" gemacht werden, und zwar nicht auf dem Wege der Ueberrumpelung mit bausbackigen Worten, sondern auf dem der eingehenden, nachhaltigen sachgemäßen Belehrung.

Was zunächst die deutschen Bauern anbelangt, so bedürfen sie keiner französischen Belehrung. Sie sind, auch während sie politisch Franzosen waren, stets, wie es Herr Quatrefages in seinem preußenfeindlichen „Histoire naturelle de l'homme" ausdrückt, „ethnologisch" Deutsche geblieben. Sie werden sich überzeugen, daß das Deutsche Reich von 1870 etwas ganz anderes ist, als das Römische Reich des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, das seine Bürger nicht mehr zu schützen vermochte. Sie brauchen vielleicht noch einige Zeit dazu, aber gewinnen werden sie diese Ueberzeugung ganz sicher.

Die französischen Bauern wissen recht wohl, was sie der französischen Revolution verdanken, aber auch, wie sehr sie später belastet worden sind. In Frankreich trägt der Bauer mehr zu den Staatslasten bei, als irgend wo sonst in Europa; und es sind gerade die sogenannten „liberalen" Schutzzöllner, wie Thiers, welche sich weigern, ihn zu entlasten. Der deutsche Bauer hat es darin besser.

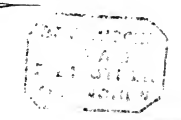

Digitized by Google

Vor Allem aber ist er besser unterrichtet, während der französische Bauer, trotz aller „Revolution" und „Menschenrechte" in manchen Gegenden, wie z. B. in der Bretagne, thatsächlich noch Leibeigener ist, und zwar deshalb, weil er gar nichts gelernt hat. So viel aber hat doch auch er gelernt, daß die „Revolution" keineswegs ein Metier ist, von welchem der Bauer leben kann, und daß auch das beste derartige Ereigniß einmal einen endgültigen Abschluß finden muß. In Frankreich aber ist bei einem großen Theil der Bevölkerung die „Revolution" an und für sich, d. i. als heroischer Selbstzweck, zu einem förmlichen Gegenstande des öffentlichen Kultus geworden. Es giebt dort nicht blos Erfolg-Anbeter und Mißerfolg-Anbeter, wie bei uns, sondern eine zahlreiche Menge Revolutions-Götzen-Diener.

Und nun noch ein Wort zum Schluß.

„Die französischen Bauern müssen lernen!" sagt Erckmann-Chatrian. Gewiß, ist das richtig. Aber die Gegenfrage lautet:

— Wer soll sie denn lehren in Frankreich? Wo sind die Lehrer? Sollen es etwa die Revolutions-Götzen-Diener sein?



Inhalt.

Digitized by Google



BUCHBINDERE

